

zur debatte

KATHOLISCHE
AKADEMIE in



BAYERN



LANG LEBE DER WALD!

Mythos, Ressource, Patient

ROMANO-GUARDINI-PREIS

Herzog Franz von Bayern als
Förderer der Kunst geehrt

DIE APOSTELGESCHICHTE

Neue Einblicke in die Gründungs-
phase des Christentums

KEB-MITGLIEDER DISKUTIEREN

Der Auftrag der Erwachsenenbil-
dung angesichts multipler Krisen

Vom Wald reden

Als die Bahn mit dem Slogan „Alle reden vom Wetter. Wir nicht.“ Werbung machte, kam das zunächst gut an, ist ihr aber langfristig ziemlich um die Ohren geflogen. Das lag allerdings nicht nur am schlechteren Wetter, sondern auch an der schlechteren Bahn ...

Als die Grünen 1990 mit dem Slogan „Alle reden von Deutschland. Wir reden vom Wetter.“ in den Wahlkampf zogen, sind sie damit krachend gescheitert. Heute wirkt zumindest die zweite Hälfte beinahe visionär. Vieles, weswegen junge Menschen heute Angst um ihre Zukunft haben, hätte sich in den drei verlorenen Jahrzehnten noch verhindern lassen – durch Energiewende, Agrarwende, Verkehrswende etc. Ich kann verstehen, dass sie sauer sind.

Statt aber zum Beispiel deutsche Ingenieurskunst auf die schwierige Frage der Stromspeicherung anzusetzen, wurde das Ziel einer vollständigen Versorgung durch regenerative Energien als ideologische Spinnerei abgetan. Noch in den letzten Jahren musste sich die FridaysForFuture-Jugend manchen Spott gefallen lassen, und kann jetzt nur staunen, dass die Regenerativen ausgerechnet auf dem Ticket des Krieges und der Energieautonomie zum Durchbruch gelangen.

Immerhin ist jetzt Konsens, dass die damalige Vision nicht nur eine reale, sondern im Grunde die einzige Möglichkeit ist, die uns bleibt, um unseren Enkeln einen einigermaßen intakten Planeten zu hinterlassen – inzwischen allerdings zu deutlich höheren Investitions- und Folgekosten.

Die vielen Versäumnisse fallen uns nun auf die Füße. Selbst wenn wir jetzt mit aller Kraft umsteuern und keine weitere unvorhergesehene Krise mehr dazwischenkommt, ist es im Grunde bereits fast zu spät. Manchmal überkommt mich die wehmütige Frage: Wo stünden wir heute, wenn wir die aktuellen klimapolitischen Weichenstellungen bereits damals, vor 30 Jahren, auf dem damaligen Stand der wissenschaftlichen Erkenntnis vorgenommen hätten?

Der menschengemachte Anteil am Klimawandel bringt vieles ins Wanken, was wir für einen selbstverständlichen Bestandteil unserer Lebenswelt gehalten haben: Dürre in Deutschland? Unvorstellbar! Inzwischen ist sie da und zeitigt irreversible Folgen. Für die Akademie ergeben sich daraus neue Denkaufträge und wichtige Debatten: Reden wir vom Wetter! Reden wir vom Wasser! Reden wir vom Wald!

Anregende Lektüre wünscht

Uw Achim Budde

Inhalt der Printausgabe

- | | | |
|----|--|---|
| | WALDPERSPEKTIVEN | |
| 4 | Begrüßung und Einführung
Stephan Höpfinger |  |
| 7 | Ökosystem Wald: Die Laubwälder des Spessarts
Volker Zahner |  |
| 10 | Der Wald in der Musik der Romantik
Ulrike Kienzle |  |
| | ROMANO-GUARDINI-PREIS 2022 | |
| 17 | Über die Freiheit der Kunst
Achim Budde | |
| 20 | Lebenslanges Engagement und Dienst am Nächsten
Joachim Herrmann |  |
| 22 | Ein Leben, das sich treu bleibt
Friedhelm Mennekes SJ |  |
| 28 | Ein Quantum Hellsichtigkeit für unsere Welt
Herzog Franz von Bayern |  |
| 30 | Inspirator, Helfer und Freund unseres Glaubens
Reinhard Kardinal Marx |  |
| 32 | ASSISITIERTER SUIZID
Zum Stand der Diskussion aus dreifacher Perspektive |  |
| 34 | AKADEMIEGESPRÄCH MIT DER BUNDESWEHR
Aus verletzter Moral wird moralische Verletzung
Dirk Fischer |  |

Das Titelbild aus dem Film *Der Wilde Wald* (2021) der Passauer Regisseurin Lisa Eder zeigt den Bayerischen Wald, der nach massiven Borkenkäferschäden trotz heftiger Proteste nicht aufgeforstet, sondern sich selbst überlassen wurde. Inzwischen hat er sich [bestens erholt](#).

Die folgenden Artikel sind nur in der **Online-Ausgabe** enthalten, die Sie auf unserer Homepage finden und über unseren Newsletter abonnieren können. In diesem Heft bieten wir Ihnen **38 Extra-Seiten**.

- BIBLISCHE TAGE 2022:
DIE APOSTELGESCHICHTE**
- 40 **Geschichte(n) Erzählen**
Sabine Bieberstein 
- 47 **Der Weg in die Eigenständigkeit**
Marlis Gielen 
- 53 **PARADISE CITY**
Ein Abend mit Zoë Beck 
- 54 **VOM ÖLBAUM UND SEINER WURZEL**
Zum Verhältnis von Judentum und Christentum nach Röm 9–11 
- 56 **GUARDINI-TAG 2022**
Romano Guardini und die Literatur
Georg Langenhorst 
- 62 **DAS VERMÄCHTNIS
ORLANDO DI LASSOS**
Er machte München zur Musikmetropole
Bernhold Schmid 
- 69 **ZUR AUSTELLUNG MIT BILDERN
VON ERWIN PFRANG**
Klaviertrio-Konzert und ein Gespräch 
- MITGLIEDERVERSAMMLUNG 2022
DER KEB BAYERN**
- 70 **Neustart in einer veränderten Welt** 
- 72 **Die Not sehen. Und handeln.**
Tobias Uppers 
- 74 **Podiumsdiskussion: Krieg,
Politik und Bildung**
Ute Eiling-Hütig, Bettina Nickel,
Kathi Petersen, Tobias Uppers 


- 80 **COMMUNITY**
- 88 **Impressum**

- WALDPERSPEKTIVEN**
- 89 **Der Wald in der bildenden Kunst**
Margit Stadlober 
- BIBLISCHE TAGE 2022:
DIE APOSTELGESCHICHTE**
- 95 **Die apokryphen Apostelakten**
Hans-Josef Klauck 
- 102 **Der Siegeszug des Evangeliums**
Markus Lau 
- 107 **Offenes Ende**
Thomas Söding 
- GUARDINI-TAG 2022**
- 115 **Guardini und Literatur:
Neue archivalische Erkenntnisse**
Helmut Zenz 
- 120 **Der gesuchte Sinn**
Gabriel von Wendt 

Waldperspektiven

Die vielfältigen Dimensionen des Lebensraumes Wald

Nicht nur Gas wird knapp. Auch die Holzimporte aus dem Osten fehlen. Der Entnahmedruck auf unseren eigenen Wald steigt, als wären Klimawandel und Artensterben nicht schon schlimm genug ... Eine breit angelegte Tagung im Spessart vertiefte vom 9. auf den 12. Mai 2022 die ökologischen und politischen Problemstellungen

und brachte die unterschiedlichsten Perspektiven auf diesen für uns alle emotional, kulturell, aber auch biologisch so wichtigen Lebensraums miteinander ins Gespräch, um ein umfassendes Bild von der Lage zu erhalten. Dieses Bild wollen wir Ihnen in diesem Dossier und seinen multimedialen Flankenpublikationen wiedergeben.

Begrüßung und Einführung

von Stephan Höpfinger

Meine sehr geehrten Damen und Herren, ganz herzlich begrüße ich Sie hier auf Burg Rothenfels zu unserer Tagung *Waldperspektiven. Die vielfältigen Dimensionen des Lebensraumes Wald*. Ich freue mich sehr, dass Sie der Einladung der Katholischen Akademie Domschule Würzburg und unserer Katholischen Akademie in Bayern gefolgt sind und sich zur Fahrt an einen Ort aufgemacht haben, der für viele eher unbekannt ist und der in einem Gefilde Bayerns liegt, das nicht so häufig besucht wird. Für unsere Akademie hat diese Stätte in zweierlei Hinsicht eine besondere Bedeutung. Zum einen war Dr. Achim Budde vor seiner Zeit als Akademiedirektor in München von 2007 bis 2018 Leiter der hiesigen Bildungsstätte; und seine Familie und er sind immer noch im Ort Rothenfels beheimatet. Er wird morgen früh zu uns stoßen.

Das zweite Bindeglied zwischen der Burg Rothenfels und unserer Akademie ist der Theologe und Religionsphilosoph Romano Guardini. Guardini ist ja einer der Gründerväter unserer Akademie. Neben seiner Lehrtätigkeit in Berlin war er seit 1927 geistlicher Leiter der Quickborn-Bewegung und der Burg Rothenfels; unter ihm entwickelte sich die Burg zu einem Zentrum der kulturellen Bildung und der liturgischen Bewegung, bevor sie 1939 von den Nationalsozialisten konfisziert und die Arbeit auf der Burg verboten wurde.

Ausschlaggebend dafür, dass wir mit dem Thema „Wald“ nach Rothenfels gegangen sind, war jedoch, dass Ort und Thema inhaltlich sehr gut zusammenpassen. Denn wir befinden uns hier mitten im Spessart, einem Mittelgebirge mit einem der ältesten und schönsten Kulturwälder Europas. Wir jedenfalls sind überzeugt, dass dieser Naturpark für das Thema „Wald“ perfekt geeignet ist.

Meine Damen und Herren, Wälder sind zentrale Säulen globaler und nationaler nachhaltiger Entwicklung. In Deutschland sind 11,4 Mio ha bewaldet, das entspricht rund einem Drittel der Landfläche. Im Schutz der Baumkronen hat sich ein vielschichtiges, komplexes Ökosystem aus zahlreichen Pflanzen, Tieren und Kleinorganismen entwickelt, das auch für uns Menschen eine wesentliche Lebensgrundlage bildet und uns mit Holz, frischer Luft und sauberem Wasser versorgt. Wälder sind zudem ein Hotspot der biologischen Vielfalt, der für Flora und Fauna Lebensraum, Nahrung und Schutz bietet. Der Wald sorgt für ein schönes Landschaftsbild, lädt zur Erholung ein und ist zugleich ein wichtiger Wirtschaftsfaktor für die Forstwirtschaft, aber auch für den Tourismus.

Dass der Wald bei uns auch eine besondere emotionale Bedeutung hat, ist unbestritten. Keine andere Nation hat ein ähnlich aufgeladenes Verhältnis zum grünen Tann wie die Deutschen. Das beginnt in ihrem Sagen- und Märchenschatz, wo Räuber und böse



Stephan Höpfinger, Studienleiter der Katholischen Akademie in Bayern

Der Wald sorgt für ein schönes Landschaftsbild, lädt zur Erholung ein und ist zugleich ein wichtiger Wirtschaftsfaktor für die Forstwirtschaft, aber auch für den Tourismus.

Wölfe im Wald hausen, die Großmütter und Mädchen mit roten Käppchen fressen, wo Geschwisterpaare sich verlaufen und in die Fänge von Hexen geraten. Das schreibt sich in der Literaturgeschichte fort: Waldeinsamkeit, Waldeslust und Waldgefühle versammeln sich in schwermütigen Gedichten. Ob Stifter, Rilke oder Eichendorff: Stets stehen Bäume majestätisch im geheimnisvollen Wald, bieten Schutz und Augenschmaus, Wildnis und Naturerleben. Die geradezu mythische Überhöhung des Waldes in Liedgut, Prosa und Malerei erreichte ihren Höhepunkt in der Romantik. Als ein Hauptmotiv der Geistes- und Kunstgeschichte wurde er mehr und mehr mit nationaler Bedeutung aufgeladen. Manchmal trug Waldverklärung geradezu religiöse Züge und driftete teils auch ins Esoterische ab.

Und auch heute noch lieben die Deutschen ihren Wald. Rund 40 % der Menschen gehen einmal pro Woche irgendwo in ein Stück Wald, um Ruhe und Erholung zu suchen. Der Wald ist und bleibt ein grüner und ruhiger Schutzraum gegen eine hektische und manchmal verrückt gewordene Welt.

Wölfe im Wald hausen, die Großmütter und Mädchen mit roten Käppchen fressen, wo Geschwisterpaare sich verlaufen und in die Fänge von Hexen geraten. Das schreibt sich in der Literaturgeschichte fort: Waldeinsamkeit, Waldeslust und Waldgefühle versammeln sich in schwermütigen Gedichten. Ob Stifter, Rilke oder Eichendorff: Stets stehen

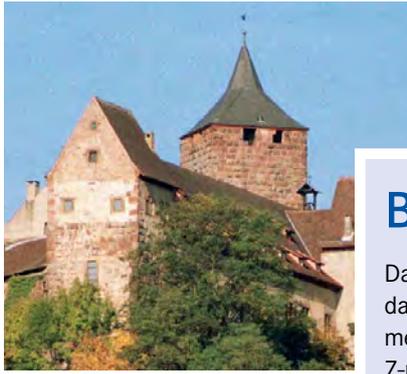
Darüber hinaus und vor allem aber ist der Wald der wichtigste Klimaschützer. Bäume gleichen fleißigen Photosynthese-Maschinen, die Sonnenlicht und Kohlendioxid aus der Luft in Blattwerk, Wurzeln und Holz umwandeln. Damit bilden unsere Wälder einen gigantischen Kohlenstoffspeicher. Auch die Waldböden bergen gewaltige Mengen an Kohlenstoff. Der deutsche Wald entlastet die Atmosphäre um rund 60 Millionen



Akademiedirektor Dr. Achim Budde, der von 2007 bis 2018 Leiter der Burg Rothenfels war, ließ die Teilnehmerinnen und Teilnehmer immer wieder an seinem Erfahrungsschatz teilhaben.



Der Wald zieht uns nach wie vor in seinen Bann: Waldeinsamkeit, Waldeslust und Waldgefühle versammeln sich auch heute noch in zum Teil schwermütigen Gedichten. Aber nicht nur das: Wälder zählen seit jeher zu den zentralen Säulen globaler und nationaler nachhaltiger Entwicklung, sind ein Hotspot biologischer Vielfalt und sorgen nicht zuletzt für ein schönes Landschaftsbild.



Teil der Veranstaltung war auch ein ausgedehnter Spaziergang, der den Tagungsteilnehmerinnen und -teilnehmern einen einzigartigen Blick auf Burg Rothenfels ermöglichte.

und gesunde Wälder daher existenziell. Und zugleich ist der Wald der wohl wichtigste Bioindikator, die Warnlampe, die anzeigt, dass die Veränderung des Klimas nunmehr ihren Tribut fordert.

Aktuell zeigt diese Warnlampe an, dass der Wald gegenwärtig in einer sehr ernsthaften Krise steckt und die deutschen Wälder in einem erschreckenden Zustand sind. Nach mehreren Trockenjahren, Dürren, Waldbränden und großflächiger Invasion des Borkenkäfers, aber auch Stürmen, Hagelschäden und extremen Schneefällen haben die Waldschäden enorme Dimensionen erreicht. So sind Kiefern, Fichten, Buchen, Birken und Eichen teilweise großflächig geschädigt oder abgestorben. Ganz besonders steht die Fichte im Fokus, die als flachwurzelnder Nadelbaum besonders anfällig ist für Durststrecken durch längere Hitzeperioden, aber auch für Stürme. 180.000 Hektar Wald sollen irreparabel geschädigt sein. Forstexperten, Umweltaktivisten und Politiker sind sich einig: Die Erderwärmung durch das veränderte Klima hat die Bäume in

Tonnen Kohlendioxid im Jahr. Für den Klimaschutz sind vitale

den Schwitzkasten genommen, die Wucht des Klimawandels ist in den Wäldern angekommen.

Hier gilt es gegenzusteuern und entsprechende Gegenmaßnahmen zu ergreifen. Die entscheidenden Fragen, wie am besten gegengesteuert werden kann und welche geeigneten Gegenmaßnahmen ergriffen werden sollen, werden uns im Verlauf der Tagung immer wieder beschäftigen.

Inzwischen verschärfen sich aber auch Waldnutzungskonflikte zwischen unterschiedlichen Interessen des Naturschutzes, der Freizeitgestaltung und der Holzwirtschaft. So steigen die Anforderungen an den Wald, die kaum gleichzeitig miteinander vereinbar sind: Einerseits wächst der Bedarf an Holzentnahme, andererseits ist das Totholz von zentraler Bedeutung für die Kleintiere.

Wir wollen die wunderbaren Frühlingstage nutzen, um die vielfältigen Dimensionen und Beziehungen des Lebensraumes Wald aufzuzeigen und auch erlebbar zu machen. Darüber hinaus wollen wir fragen, wie die lebenswichtigen Funktionen des Waldes für Menschen, Tiere und Pflanzen nachhaltig erhalten werden können. Das Ganze veranstalten wir dort, wo sich das Nachdenken ideal mit direkter Anschauung verbinden lässt: im „Räuberwald“ Spessart, der uns unter fachkundiger Führung ganz außergewöhnliche Einblicke verspricht. ■

Bestens dokumentiert

Das opulente Tagungsprogramm wird für alle, die nicht dabei sein konnten, in unseren Medien detailliert dokumentiert. Genießen Sie zunächst einen 7-minütigen Überblick über die ökologischen Facetten der prominent besetzten Tagung in [unserem Kurzfilm](#) (siehe auch QR-Code rechts).



Die ökologische Perspektive

- **Das Ökosystem Wald am Beispiel der Laubwälder des Spessarts.** Mit Volker Zahner
[Printausgabe S. 7](#)
- **Der Wald in natürlicher Dynamik – am Beispiel des Nationalparks Bayerischer Wald.** Mit Franz Leibl [Video](#)
- **Gestresster Wald im Klimawandel: Auswirkungen und Schutzmaßnahmen.** Mit Hubert Weiger [Video](#)

Die gesellschaftspolitische Perspektive

- **Nationalparks als Ausdruck einer neuen Naturreligion?** Mit Michael Hauhs und Ulrich Berner [Video](#)
- **WALDSCHUTZ JA – ABER WIE?** Direktor Achim Budde im Gespräch mit Martin Neumeyer, Vorstandsvorsitzender der Bayerischen Staatsforsten, Regensburg, und Patrick Friedl MdL, Sprecher für Naturschutz und Klimaanpassung in der Fraktion Bündnis 90 / Die Grünen im Bayerischen Landtag [Video](#)

Die kulturgeschichtliche Perspektive

- **Echo des Waldes in der Musik der Romantik.** Mit Ulrike Kienzle [Printausgabe S. 10–16](#)
- **Wald in der bildenden Kunst.** Mit Margit Stadlober [Online-Teil S. 89–94](#)
- **Von der „Waldeinsamkeit“ bis zum „Waldsterben“. Der „deutsche Wald“ als Denkmuster und Weltanschauung.** Mit Johannes Zechner [Video](#)

Was sich nicht dokumentieren lässt:

der Spaziergang mit Prof. Volker Zahner vor der Haustür der Burg mit dem Blick der „Girafenhalskamera“ in die höchsten Vogelnester, die Burgführung mit Achim Budde, die ausgesprochen lehrreiche Exkursion mit

Florian Vogel, dem Leiter der dortigen Staatsforsten, zu den ältesten Eichen Europas, der Abend in der idyllischen Kartause Grünau mit feinen Speisen und einer „literarischen Aufforstung“ durch Luise Wunderlich ... dafür muss man dann doch dabei gewesen sein. ■

Ökosystem Wald am Beispiel der Laubwälder des Spessarts

von Volker Zahner

Der Spessart ist ein über 200 Quadratkilometer großes, überwiegend mit Buchen und Eichen bewaldetes Mittelgebirge, das vom Main in einem Viereck umflossen wird. Das Waldgebirge verdankt seinen Namen den Spechten: „Spechts-Hardt“, so die alte Bezeichnung des Gebiets, bedeutet ein mit Hartholz bestocktes und von vielen Spechten bewohntes Waldgebiet. Erstmals wird sein Name im Nibelungenlied im 13. Jahrhundert erwähnt.

Vor allem den Jagdinteressen der Erzbischöfe von Mainz ist es zu verdanken, dass der Spessart bis heute als großes Laubwaldgebiet erhalten blieb. Sie förderten die Eiche als Mastbäume für das Wild und verhinderten eine stärkere Besiedelung des Waldes. Ein weiterer Grund ist sicher auch die Armut des Buntsandsteins, aus dem nur wenig ertragreiche Böden entstehen. Doch wie und wann sind diese Laubwälder entstanden?

Der Baum als Strategie

Die meisten Kräuter und Gräser können ihre Blätter nur wenige Meter über dem Boden positionieren. Farne waren bereits deutlich erfolgreicher und langlebiger. Aber es waren erst die Bäume, bei denen sich der Stängel zu einem massiven Stamm formte – eine Entwicklung, die vor rund 300 Millionen Jahren mit der Evolution von Nadelbäumen begann. Damit gelang es, die Blattmasse bis ca. 40 Meter vom Boden zu heben und einen enormen dreidimensionalen Raum zu erschließen, um so ein Maximum an Sonnenenergie aufzunehmen. Dadurch bestimmen Bäume bzw. Wälder das Lichtregime, die Temperatur und das Kleinklima unter sich. Dass dies physikalisch möglich ist, liegt an einem Baustoff, dem Lignin. Ähnlich dem Beton, der ein Stahlgerüst versteift, lagert sich das Lignin an der Zellwand ab. Zusammen mit der Zellulose ist es ein Hauptbestandteil von Holz.

Aus diesem Grundbaustoff bestehen nicht nur Stamm und Äste, sondern auch die Wurzeln. Ihre stabile Verankerung im Boden ist Voraussetzung für die Bildung der gewaltigen, oft viele Tonnen schweren Stämme. Durch sie gelangt das lebensnotwendige Wasser von den Wurzeln in die Blätter und ein Teil des dort erzeugten zuckerreichen Saftstroms zurück zu den Wurzeln.

Bäume bilden seither Wälder, und mit ihnen formen sie ganze Landschaften. Sie erschließen Wasserreservoirs in tiefen Bodenschichten und geben es über eine gigantische Blattoberfläche ab. Eine alte Buche verdunstet so rund 300 Liter Wasser täglich, ein Buchenaltbestand gar 60.000 Liter. Damit prägen sie unseren Wasser- und Temperaturhaushalt entscheidend mit. Wälder sind im Vergleich zum Offenland um rund 4°C kühler. Durch den Verdunstungsstrom transportieren Wälder Wasser in das sonst trockene Landesinnere, fernab von Küsten. Damit formen sie über die Wassererosion auch das Relief mit, erschaffen Flüsse und gestalten das Erscheinungsbild der Erde entscheidend mit.

Mitteleuropa wäre ohne den Einfluss des Menschen weitgehend von Wald bzw. Bäumen geprägt. Lediglich die besonders feuchten, trockenen oder steilen Lagen wären baumfrei. Dieser Wald würde in weiten Teilen von der Buche dominiert. Je nach Feuchtigkeit, Nährstoffausstattung und Vegetationslänge treten weitere Baumarten hinzu. In Mittelgebirgslagen ist oft die Tanne ihre unmittelbare Begleiterin, da sie der Buche in ihr Schattenreich folgt und ein etwas anderes Lichtspektrum als diese nutzt. Ansonsten haben die anderen Baumarten nur dort eine Chance, wo die Buche zusammenbricht und damit eine Lücke im Kronendach entsteht. Nadelwälder befinden sich dagegen in von Natur aus rauen Berglagen, angepasst an hohe Niederschläge



Prof. Dr. Volker Zahner, Professor für Zoologie, Wildtierökologie und Entomologie an der Hochschule Weihenstephan-Triesdorf

mit niedrigen Durchschnittstemperaturen und kurzer Vegetationszeit.

Anpassungen an das Schattenreich

Andere Pflanzenarten haben sich an diesen Schatten angepasst. So haben Frühjahrsgeophyten die Fähigkeit entwickelt, die kurze Phase im Vorfrühling bis zum Blattaustrieb der Laubbäume zu nutzen, um so viel Sonnenenergie in ihren unterirdischen Wurzeln zu speichern, dass sie das ganze restliche Jahr damit überdauern können. Als erstes Grün im Jahr sind sie aber entsprechend beliebt bei Pflanzenfressern. Um diesen zu entgehen, sind die Frühjahrsblüher in der Regel leicht giftig. Stoffe wie das Anemonin schützen sie und ihre Knollen vor Säugerfraß.

Die Nische der Eiche neben der Buche

Betrachten wir nun die beiden wichtigsten Baumarten des Spessarts beziehungsweise der temperatennahen europäischen Laubwälder überhaupt.

Dies ist allen voran die bereits erwähnte Buche, gefolgt in großem Abstand von der Eiche.

Die Buche als Schattenbaumart ist dabei die dominante Baumart. Sie ist als Konkurrenzstrategie in der Lage, alle Energie in ihr Wachstum zu investieren. Dadurch schafft sie, ohne in besonderes aufwändige Schutzmechanismen (keine dicke Borke, kaum chemischer Schutz) zu investieren, ihr eigenes kühl feuchtes Kleinklima.

Damit stellt sie alle anderen Baumarten in den Schatten. Nur die Tanne kann ihr folgen, indem sie ein eigenes Lichtspektrum nutzt. Die Eiche als Lichtbaumart setzt hingegen auf Langlebigkeit und auf Lücken im Kronendach. Bis zu 1000 Jahre können einzelne Exemplare werden. Der Schutz der Blätter über Gerbstoffe sowie der Schutz des Holzes vor Pilzbefall machen die Eiche so haltbar. Sie ist daher zu Recht bei uns das Sinnbild der Stabilität. Sie hat im Laufe ihres langen

Lebens viele Chancen, sich in der Nähe einer Lichtlücke anzusamen oder ihre schweren Früchte verbreiten zu lassen. Mit ihren nährstoffreichen Eicheln hat sie nämlich im Eichelhäher einen besonderen Verbreiter gefunden. Damit konnte sie sich nacheiszeitlich erheblich schneller ausbreiten als die Buche.

Die Eiche als Lichtbaumart ist entsprechend attraktiver für Insekten und liefert gerade zur Vogelbrutzeit das Vierfache mehr an Insektenbiomasse als die Buche, die als eine der nahrungärmsten Laubbäume gilt. Entsprechend wenige Insekten finden sich als Blattfresser auf ihr. Ein Beispiel für eine der wenigen Ausnahmen ist der Buchenrotschwanz mit seiner markanten Raupe.

Störung und Regeneration

Doch wie findet die Regeneration beziehungsweise Störung und Verjüngung im Buchenwald statt? In der Regel sterben nur einzelne Bäume, oft im Zusammenspiel mit Wind und Zunderschwamm. So entstehen kleine Lücken, die oft nur eine bis wenige Baumkrone(n) umfassen. Bei Analysen im Semenic Buchenurwald in Rumänien konnten wir feststellen, dass die Mehrzahl der Lücken nur weniger als 500 m² ausmachten. Das bedeutet, dass Buchen sich aus sich heraus in der Bestandstiefe verjüngen und Störungen meist nur kleinflächig auftreten.

Betrachtet man nun diese Lücken näher, erkennt man deutliche Strukturen wie Totholz. In Urwäldern nimmt Totholz oft 10% der gesamten Biomasse ein. Dabei entfällt rund ein Drittel auf stehendes und zwei Drittel entfallen auf liegendes Material. Dieses Totholz bildet zahlreiche Nischen und hat eine große Bedeutung für die Humusanreicherung als Wasserspeicher, aber auch als Lebensraum für zahlreiche xylobionte Arten. So sind rund 1300 Käfer und etwa 1500 Großpilzarten auf Totholz angewiesen. Daneben ist verrottetes Holz und Mulm ein wichtiges Keimbett für die Waldverjüngung. Gerade im calcium- und magnesiumarmen Spessart ist dies besonders bedeutend. Nur hier findet man auch Gehäuseschnecken, die diese Nährstoffe benötigen, um ihr Kalkgehäuse aufzubauen. Diese Kalkgehäuse sind wiederum wichtig für viele Vogelarten, die daraus die Eischalen für ihre Eier bilden.

Mitteleuropa wäre ohne den Einfluss des Menschen weitgehend von Wald bzw. Bäumen geprägt. Lediglich die besonders feuchten, trockenen oder steilen Lagen wären baumfrei. Dieser Wald würde in weiten Teilen von der Buche dominiert.

Die Höhle als Lebensraum

Neben dem Totholz finden sich aber auch Altbäume, die nicht abgestorben, aber durch Wunden bereits von Pilzen besiedelt sind. An diesen Bäumen legen bevorzugt Spechte ihre Bruthöhlen an. Besonders markant ist dies bei unserem größten heimischen Specht, dem Schwarzspecht.

Es gibt wenige Entscheidungen, die von solcher Tragweite für ihn sind, wie die Wahl des Neststandorts. Hiervon hängt maßgeblich ab, ob die Jungen groß werden und damit die Gene erfolgreich weitergegeben werden. Spechte haben mit ihren Höhlen den Nestbau optimiert. Die Höhlen sind sicherer und besser vor Wetterunbilden geschützt und kleinklimatisch günstiger. Doch die größere Höhle ermöglicht auch Beutegreifern einen leichteren Zugang.

Der Baummarde ist der wichtigste Selektionsfaktor und steht im Focus der Feindvermeidung. Wo die Buche vorkommt, ist sie der mit Abstand wichtigste Höhlenbaum für Schwarzspecht und Baummarde. Hier legt die größte heimische Spechtart die Höhle weit oben am Stamm an, auf ca. 10–12 m Höhe. Dort oben sind die Höhlen schwerer zu entdecken, auf jeden Fall aber mühsamer, auf der glatten Buchenrinde schwerer zu erklimmen und damit leichter zu verteidigen. Besonders hohe Höhlen (über 15 m) wurden in unseren Untersuchungen nie vom Baummarde aufgesucht. Ein weiterer Sicherheitsfaktor ist der Abstand der Naturverjüngung zum Höhleneingang. Wird dieser geringer als der halbe Höhlenabstand, ist diese Höhle für den Schwarzspecht nicht mehr attraktiv. Das heißt bei einer 12 m hohen Höhle wird sie nicht mehr zur Brut verwendet, wenn die

Literaturauswahl

Sempach Vogelwarte Schweiz (2006).

Fauna Report Sempach.

Stimm, B., & Mosandl, R. (2005, April). *Wälder aus der Höherperspektive – Ein Beitrag zum Verständnis der raum-zeitlichen Dynamik von Höherseaten.* In Workshop *Möglichkeiten und Grenzen der Analyse ökologischer Systeme aus organismenzentrierter Perspektive* (Vol. 14, p. 15).

Walentowski, H., Bußler, H., Bergmaier, E., Blaschke, M., Finkeldey, R., Gossner, M. M., ... & Wirth, V. (2010). *Sind die deutschen Waldnaturschutzkonzepte adäquat für die Erhaltung der buchenwaldtypischen Flora und Fauna? Eine kritische Bewertung basierend auf der Herkunft der Waldarten des mitteleuropäischen Tief- und Hügellandes.* *Forstarchiv*, 81(5), 195–217.

Zahner, V., & Sikora, L. (2012). *Ist der Schwarzspecht Zeiger oder Produzent von Stammfäulen?* *management*, 271, 98–103.

Zahner, V., Wimmer, N. (2021). *Spechte & Co.* Aula Verlag.

Zellweger, F., Coomes, D., Lenoir, J., Depauw, L., Maes, S. L., Wulf, M., ... & Frenne, P. (2019). *Seasonal drivers of understorey temperature buffering in temperate deciduous forests across Europe.* *Global Ecology and Biogeography*, 28(12), 1774–1786.

Naturverjüngung die Höhe von sechs Metern erreicht hat. Ansonsten werden die Höhlen in der Buche über lange Zeiträume immer wieder zur Brut genutzt, oft fünf bis sieben Jahre hintereinander. Besonders Wilhelm Meyer hat über Jahrzehnte Langzeitstudien zur Nutzung von Schwarzspechthöhlen durchgeführt. Dabei fand er heraus, dass diese Höhlen ohne weiteres 30 Jahre stehen und als Habitatbaum genutzt werden können. Als weitere passive Antipredationsstrategie spielt auch die Höhlentiefe eine Rolle gegen die Angriffe von Habicht, Mäusebussard und Habichtskauz. Nur so lässt sich erklären, warum Schwarzspechte in der Buche, einer der härtesten heimischen Baumarten, energie- und zeitaufwändig eine ca. 40 cm tiefe Höhle zimmern – gerade so tief, dass der Fang (die krallenbewehrten Greiffüße) die Jungvögel nicht mehr erreichen kann.

In Skandinavien hat der Schwarzspecht eine andere Strategie: Er zimmert seine Höhle gerne in die weiche Aspe. Da die Bäume niedriger und in der Regel aufgrund der kürzeren Vegetationszeit auch schwächer sind, wird die Höhle im Durchschnitt 4 m tiefer am Stamm angelegt. Das höhere Risiko wird ausgeglichen, indem er jährlich neue Höhlen anlegt und die Brut damit in der Regel schon abgeschlossen hat, bevor der Baumrader die Höhle überhaupt entdeckt.

Anders ist die Strategie der Hohltaube. Als sekundärer Höhlenbewohner ist sie auf das vorhandene Angebot angewiesen und nimmt auch noch Höhlen als Brutplatz, wo der Unterstand bis zum Höhleneingang reicht. Als ein mögliches Mittel, um das Risiko gegenüber Habichtsangriffen zu verringern, mag die geringe Fütterfrequenz von nur rund zweimal täglich dienen. Diese geringe Frequenz ist durch die enorm fettreiche Kropfmilch möglich, die der Säugermilch ähnelt.

Die Hohltaube als wichtigster Nachfolger der Höhlen ist plastischer und als sekundärer Höhlennutzer

zwangsläufig toleranter in Bezug auf die Ansprüche an die Höhlenqualität. Ausgefaltete oder leicht nasse Höhlen können durch das von ihr eingebaute Zweignest noch genutzt werden. Auch was die Höhe der tolerierten Naturverjüngung angeht, werden Höhlen noch genutzt, deren Eingang bereits von den Kronenspitzen erreicht wurden, während der Schwarzspecht bereits Höhlen mit Naturverjüngung ab der halben Höhlenhöhe meidet.



Florian Vogel, Leiter des Forstbetriebs Rothenbuch der Bayerischen Staatsforsten, unternahm mit den Tagungsteilnehmerinnen und -teilnehmern eine informative Waldbegehung in die Tiefen des Spessarts.

Fazit

Als Fazit kann man festhalten, dass Schwarzspechthöhlen Schlüsselstrukturen sind, die komplexe Bedeutung im Waldökosystem haben. Ein wesentlicher Faktor für die aktuelle Höhlenwahl ist offenbar die Feindvermeidung. Deren Bewertung scheint vor jeder Brut neu zu erfolgen. Grundsätzlich können diese Strukturen aber über lange Zeiträume (Jahrzehnte) von einer Reihe von Arten genutzt werden. Damit die Naturverjüngung die Höhlennutzung nicht zu rasch für die Leitarten in Frage stellt, sollten Höhlenkomplexe im Altholz besonders lange dunkel gehalten werden. Entsprechend sollten diese Trittschritte nicht zu klein sein (ca. 0,5 bis 1 ha), damit kein Seitenlicht das Wachstum fördert.

Diese Höhlen unterliegen einer Sukzession. Sind es zunächst Spechte, die die selbstgebauten Höhlen nutzen, folgen dann Hohltauben, Raufußkäuze, später, wenn das Höhlendach

ausfällt, auch Fledermäuse wie der große Abendsegler und später, wenn der Boden sich langsam mit Mulm, Kot, Nistmaterial und Insektenresten füllt, wird es zum Lebensraum zahlreicher Insekten mit Sonderbiologien.

Mulmkörper von über 100 l Größe können so entstehen. Sie sind Lebensraum einer besonders charismatischen Art von Rosenkäfer: dem Eremiten, einer prioritären Art nach Europäischem Recht. Daneben gibt es Gegenspieler im Mulm, wie den Feuerschmied, eine Schnelkäferart, der die Larven des Eremiten und anderer Rosenkäfer jagt.

Andere Höhlen füllen sich nach Auszug des Schwarzspechts mit Wasser, weil dieser nicht mehr den Wundkallus weghackt und somit Wasser in die Höhle fließt. Diese wassergefüllten Höhlen sind wiederum ein besonderer Mikrokosmos. Hier entwickeln sich beispielsweise die Larven von Schwebfliegen, sogenannten Rattenschwanzlarven; das sind Arten,

die am Hinterleib eine Art Rüssel für die Aufnahme von Sauerstoff an Luft besitzen. Schwarz-gelb gefärbte Totenkopfschwebfliegen oder Sumpfschwebfliegen gehören zu diesen besonderen Besiedlern.

Als kleines Fazit lässt sich ziehen, dass Wälder eine überragende Bedeutung für uns haben. Sei es als kühlendes Landschaftselement, als Wasserspeicher und Verdunster, sei es als Hort der Artenvielfalt oder als Psychotop. Der Klimawandel bedroht in meinen Augen nicht den Wald als Ganzes, aber er erfordert Anpassungen an unseren Umgang mit ihm. Künftige Wälder werden wohl weniger hoch wachsen, lichter und weniger holzertragreich sein und vor allem Laubbäume enthalten. Das Primat dabei muss sein, dass wir bei all unseren Ansprüchen an den Wald die Resilienz des Ökosystems in den Vordergrund stellen. Und diese Resilienz muss heute unter dem Aspekt des Klimawandels neu bewertet werden. ■

Von wilden Jägern, prophetischen Vögeln und heiligen Hainen:

Der Wald als Raum der Sehnsucht und des Schreckens in der Musik der Romantik
von Ulrike Kienzle

„Waldeinsamkeit“

Wie klingt es im Wald? Ein sanftes Grundgeräusch, das Wiegen der Wipfel im Wind. Das Summen wilder Bienen, die in den Spitzen der Fichten, in blühenden Sträuchern und in den Blüten einsamer Blumen ihren Honig sammeln. Ab und zu vielleicht das Knacken von dürrer Holz oder trockener Blätter, wenn der samtpfotige Fuchs oder das leichtfüßige Reh den Boden betritt. Vor allem aber: die Stimmen der Vögel. Von allen Seiten erklingt ihr Gesang. Was wollen sie uns sagen in der Waldeinsamkeit?

„Waldeinsamkeit“ ist ein Schlüsselbegriff der deutschen Romantik. Ludwig Tieck hat in einem Gedicht seines Märchens *Der blonde Eckbert* von 1796 das Wort geprägt:

„Waldeinsamkeit,
Die mich erfreut,
So morgen wie heut
In ewger Zeit,
O wie mich freut
Waldeinsamkeit.“

Schlicht und kunstvoll zugleich führt uns das Gedicht von außen nach innen, von der Waldeinsamkeit über die damit verbundene Freude im Hier und Jetzt bis zur Aufhebung der Zeit in einer Erfahrung ruhender Ewigkeit. Von dort führt der Weg des Bewusstseins in einer spiegelbildlichen Entfaltung wieder zurück nach außen. Auch Joseph von Eichendorff liebte das Wort. Er griff es auf und bereicherte es durch eine subjektive Perspektive. Robert Schumann vertonte das Gedicht *In der Fremde* in seinem Eichendorff-Liederkreis opus 39.

„Aus der Heimat hinter den Blitzen rot
Da kommen die Wolken her,
Aber Vater und Mutter sind lange tot,
Es kennt mich dort keiner mehr.“

Wie bald, ach wie bald kommt die stille Zeit,
Da ruhe ich auch und über mir
rauschet die schöne Waldeinsamkeit.
Und keiner mehr kennt mich mehr hier.“

In seiner Vertonung erzeugt Schumann eine dunkle, sehnsüchtige Stimmung. Die Tonart fis-Moll steht für seelische Schauer und Abgründe, für einsame Versponnenheit, für das Unheimliche und die Todesahnung. Die auf- und abwogende Klavierbegleitung in gebrochenen Akkorden klingt, als würde sich der einsame Sänger selbst auf seiner Harfe begleiten. Die Melodie spricht von Resignation und stiller Akzeptanz. Sie bewegt sich in engen Intervallen. Erst die aufspringende Quart zu den Worten „*Wie bald, ach wie bald*“ scheint einen Weg ins Freie zu eröffnen, und die Stimme schwingt sich in höhere Lagen auf. Aber die Hoffnung gilt nicht dem Aufbruch in ein neues Leben, sondern der Sehnsucht nach dem Tod, der „*stillen Zeit*“, die mit der Sexte erreicht wird, dem Intervall der Sehnsucht. Zu den Worten „*da ruhe ich auch*“ ist der Gipfelton erklimmt und damit die Tonart A-Dur, die ins Helle gewendete obere Terz der Grundtonart fis. Solche Mediantverhältnisse sind typisch für die Musik der Romantik; sie bezeichnen das Ausweichen in eine Parallelwelt. Schon bei der Wiederholung ziehen Melodie- und Bassstimme wieder abwärts. Die „*schöne Waldeinsamkeit*“ erklingt in h-Moll, der Subdominante der Grundtonart, die bald wieder erreicht ist. Das Ende ist in den Anfang verschlungen.

„*Mein aller Romantischstes*“

nannte Schumann seinen Liederkreis nach Gedichten von Joseph von Eichendorff in einem Brief an Clara Wieck vom 22. Mai 1840). Romantische Schwermut wird in diesem Lied beschworen. Was ist Heimat? Sie ist verloren. Wo sind Vater und Mutter? Sie sind tot. Wo bin ich? In der Fremde. Wo gehe ich hin? In den Tod. Was kommt danach? Die „*stille Zeit*“. Wo finde ich sie? In der „*Waldeinsamkeit*“. Die Romantiker stellten sich den Tod gern als ewige, stille Naturbeobachtung vor, als Einswerdung mit dem Urgrund des Seins. Die „*schöne Waldeinsamkeit*“ ist der Initialimpuls für den „Friedwald“ der heutigen Zeit.

„Was will dieses Grau'n bedeuten?“

Doch der Wald zeigt uns mitunter auch seine unheimliche Kehrseite. Das erfahren wir im *Zwielficht*, ebenfalls aus dem Eichendorff-Liederzyklus von Robert Schumann. Mitten



Robert Schumann (1810–1856) zählt zu den bedeutendsten Komponisten der deutschen Romantik, für die „Waldeinsamkeit“ ein Schlüsselbegriff ist.

Bild: Wikimedia Commons, Public Domain



PD Dr. Ulrike Kienzle, Musikwissenschaftlerin, freie Autorin und Kuratorin, Mörfelden-Walldorf

im Wald bricht der Abend ganz plötzlich über uns herein. Das Licht, das eben noch freundlich, aber gebrochen durch die Zweigebirge, nimmt auf einmal eine bedrohliche dunkle Farbe an. Wir sehen die Welt im *Zwielicht*.

„Dämmerung will die Flügel spreiten / Schaurig rühren sich die Bäume.“ So beginnt das Gedicht. Wie ein großer dunkler Vogel senkt sich die Nacht herab. Das *Zwielicht* weckt die Geister der „Ent-Zweigung“: Es

drohen Zwiespalt, Zweifel und Zweideutigkeit. Gib acht! Das Reh, das du liebhabst, wird von lauernden Jägern ermordet; der Freund, mit dem du dich verbunden fühlst, sinnt auf Verrat. Deshalb: „*Trau ihm nicht zu dieser Stunde!*“ Die Scheidung des Lichts bedeutet auch „Ent-Scheidung“: Wird die Nacht uns das Liebste nehmen? „*Was heut müde gehet unter, hebt sich morgen neu geboren. Manches geht in Nacht verloren*“.

Wer aber ist es, der hier seine Flügel spreitet und die Welt mit Zwist, Zweifel und Entzweigung bedeckt? Wirklich nur ein Naturphänomen? Nein, das Geschehen hat eine kosmische Dimension. Ich behaupte: Es ist Lucifer, wörtlich: der „Lichtträger“, der gefallene Engel, der Abtrünnige. Lucifer war Gott am nächsten. Doch er rebellierte gegen dessen Allmacht. Lucifer ist der Rebell, der die primordiale *Zwietracht* sät, der im Abfall von Gott die Welt entzweispaltet und im *Zwielicht* der Dämmerung das Böse auf die Welt bringt.

Deshalb die eindringliche Mahnung des letzten Verses: „*Hüte dich, bleib wach und munter!*“ Seit uralter Zeit fürchten sich die Menschen vor dem Schlaf. Seine Gefahren sind Schutzlosigkeit und Kontrollverlust, auch das Abgleiten ins Unbewusste, in dem wir dem Einfluss Lucifers, des Einflüsterers, ausgeliefert sind. Im Schlaf sind wir Alpträumen und Nachtgespenstern ausgeliefert, wie Johann Heinrich Füssli's Gemälde *Der Nachtmahr* sie uns eindringlich vor Augen führt. Lucifer, der Teufel mit den glühenden Augen, treibt sein böses Spiel. Wahnsinn, Irrnis und Verlust drohen. All dies spiegelt sich in der bedrohlichen Stimmung des Gedichtes *Zwielicht*.

Robert Schumann hat die luziferische Dimension des Gedichtes offenbar genau verstanden. Denn in

seiner Vertonung kommt einem ganz besonderen Intervall strukturelle Bedeutung zu, das seit alters her als Ausdruck für den Zwiespalt gilt: dem Tritonus. Als „diabolus in musica“ ist er ein ausdrucksstarkes Symbol für Klage und Sünde, für das Abkommen vom rechten Weg und natürlich für den Teufel. Der Tritonus umspannt drei Ganztöne. Er spaltet die Oktave genau in der Mitte, gleichsam an der verletzlichsten Stelle. Er schlägt sie sinnbildlich in zwei Stücke. Die durch einen Tritonus bezeichneten Töne sind im Quintenzirkel am weitesten voneinander entfernt. Beispiel: c-fis oder (wie im *Zwielicht*) g-cis. Da der Tritonus je nach Kontext als übermäßige Quarte oder verminderte Quinte gedeutet werden kann, ist er in der Tat ein zweideutiges und damit höchst *zwielichtiges* Intervall. Er klingt dissonant und wirkt extrem instabil. So lässt sich der Tritonus in Schumanns *Zwielicht* als das tönende Sinnbild des Lucifer auffassen, der sich mit gespreizten Flügeln zur Erde niedersenkt und die zerstörerischen Kräfte des Zweifels, des Zwiespalts und der Lüge entfacht.

Die Klavierstimme beginnt mit einem schweifenden, wie haltlos wirkenden Lineament, das sich erst abwärts, dann wieder aufwärts wendet. Vielleicht sind das die dünnen Sonnenfäden im Wald, die Spinnweben des Altweibersommers, gewiss aber auch das Senken und Heben der luziferischen Schwingen, die der Bildtradition nach wie die gezackten Flügel der Fledermaus gestaltet sind. Dann spaltet sich eine zweite Stimme ab – Sinnbild der „Ent-Zweigung“ im Sinne des *Zwielichts*.

Das Intervall des Tritonus prägt dieses ganze Lied. Er wirkt sowohl vertikal als auch horizontal beherrschend: als gleichzeitiges Erklängen von cis und g beziehungsweise g und cis sowie als Intervallsprung von g nach cis oder umgekehrt, jeweils in Klavier- und Singstimme. Jede Strophe wiederholt dieses Modell mit spezifischen Varianten. Wie eine Spinne, die ihre Fäden immer dichter über ihrer Beute zusammenzieht, bis sie darin erstickt, so bewegen sich diese Linien einander überkreuzend und umschlingend. In der dritten Strophe, wenn von dem tückisch auf Krieg sinnenden Freund die Rede ist, wirkt das Netz besonders dicht. Hier erweitert sich die



Bild: Wikimedia Commons, Public Domain



Bild: Wikimedia Commons, Public Domain

Der französische Maler und Grafiker Gustave Dorée (1832–1883) illustrierte das Gedicht *Paradise lost* des englischen Dichters John Milton (1608–1674). Rechts: Der Maler und Publizist Johann Heinrich Füssli (1741–1825) schuf mit seinem *Nachtmahr* das Sinnbild der schwarzen Romantik.



Bild: Wikimedia Commons, Public Domain



Bild: Wikimedia Commons, Public Domain

Carl Maria von Weber (1786–1826) schuf mit dem *Freischütz* – rechts ist eine Waldszene zu sehen – eine romantische Oper in drei Aufzügen, die am 18. Juni 1821, dem Jahrestag der Schlacht von Waterloo 1815, in Berlin uraufgeführt wurde. Die Handlung spielt in Böhmen um das Jahr 1648, das Libretto stammt von dem Dichter und Schriftsteller Friedrich Kind (1768–1843).

Zweistimmigkeit zur polyphon verwobenen Dreistimmigkeit von barockem Zuschnitt, fast wie in einer Invention von Bach, in enger, von chromatischen Wendungen durchzogener Lage.

Erst die letzte Strophe bringt einen vollen akkordischen Satz, der in einen entschlossenen Kadenzschluss mündet: „Hüte dich, sei wach und munter!“ Aus dem „bleib“ des Eichendorff-Gedichts hat Schumann ein „sei“ gemacht. Der Zwietracht nicht zu erliegen, fordert einen immerwährenden Zustand der Achtsamkeit und der Bewusstseinschärfe.

„Wehe! Das wilde Heer!“

Wir wandern weiter durch den Wald, auf unbekanntem Pfaden, durch Dickicht und ins Unterholz. Rückwärts geht die Zeitreise, sie führt uns in die finsternen Böhmisches Wälder der Jahre nach dem Dreißigjährigen Krieg. Dort spielt *Der Freischütz* von Carl Maria von Weber. Doch ist diese düstere Zeit nur eine Metapher für die Epoche nach den Napoleonischen Befreiungskriegen, die der romantischen Generation nur Enttäuschung gebracht hat. Seit der Uraufführung am 18. Juni 1821, auf den Tag genau sechs Jahre nach der Schlacht von Waterloo, gilt die Oper als nationalromantisches Wald-Heiligtum.

Springen wir ohne Umschweife mitten hinein in das tönende Waldtableau der Overtüre! Hier begegnet uns der Wald in seiner romantischen Doppeldeutigkeit.

Da ist zuerst der geheimnisvolle Initialklang, der fragend beginnt und in seiner dynamischen Steigerung vom Pianissimo zum Forte, im ungewissen Sprung über die Oktave zur doppeldominantischen None unversehens die Eintrittspforte in die Anderswelt öffnet. Denn der Wald ist, wie jeder weiß, ein Initiationsraum. Wer sich in den Wald begibt, muss sich auf alles gefasst machen. Prüfungen, Verirrungen, Gefahren, Abenteuer. Wir betreten ein unbekanntes Reich, wo die Dämonen wohnen, aber auch die Gespenster des eigenen Unbewussten. Wie beschwichtigend führt die sanfte Linie der Violinen wieder abwärts, ins Bekannte, aber der Ruf in die Ferne ertönt ein zweites Mal.

Und dann, nach einer Fermate, beginnt jenes unverkennbare, auf und absteigende Waldweben, und wir sind mittendrin. Eigentlich ist das nur eine schlichte Begleitfigur in C-Dur, die Ruhe und Ordnung suggeriert und der folgenden Melodie der Hörner einen Teppich aus

weichem Moos unter die Füße breitet.

Das Horn ist natürlich das Waldinstrument schlechthin. Jagdhörner sind das tönende Signet des Waldes. Über die Hornsignale verständigen sich die Jäger über einen weiten Raum hinweg. Was ihnen Lust und Vergnügen ist, bedeutet den Tieren des Waldes Tod und Grauen. Wenn ein Mensch die

Jagdhörner aus der Ferne vernimmt, verführen sie ihn ins Ungewisse. Hier verbreiten sie sich als „schöne Melodie“, Ruhe und Sicherheit ausstrahlend. Doch der Schein trügt: Nach dem Ende der freundlichen Melodie auf der Dominante stellen Paukenschläge, bebende Tremoli und instabil schweifende Melodien alles in Frage und konfrontieren uns mit einem unbekanntem Grauen. Wie in einem Vexierbild kippt die Szenerie um, und es bietet sich plötzlich eine bedrohliche Perspektive.

Und dann bricht es los, das Chaos. Hinkend gegeneinander verschobene Akzente und verminderte Septakkorde erzwingen den Blick in den Abgrund des Entsetzlichen. Das „Unheimliche“, sagte Carl Maria von Weber, bilde „den Hauptcharakter der Oper“. Diese Passage wird später in der Arie des Max Takt für Takt wiederholt:

„Doch mich umgarnen finstre Mächte!
Mich fasst Verzweiflung, foltert Spott!
O dringt kein Strahl durch diese Nächte?
Herrscht blind das Schicksal? Lebt kein Gott?“

Zweifel, der zur Verzweiflung führt: Das Luziferische, bei Eichendorff und Schumann als kosmischer dunkler Vogel mehr geahnt als gewusst, wird hier als bedrohliches Schicksal, als Abwesenheit des lebendigen Gottes scharf konturiert. Sein Klangsymbol ist der verminderte Septakkord, die grauenvollste Dissonanz der damaligen Zeit. Das Grauen hat in dieser Oper auch einen Namen: Samiel, der „schwarze Jäger“, ein Abgesandter des Höllenfürsten Lucifer. Der Jägerbursch Kaspar, der als Landsknecht die Gräueltaten des Dreißigjährigen Krieges miterlebt hat, ist ihm verfallen. Samiel ist, modern gesprochen, der personifizierte dunkle Schatten einer von Krieg und Gewalt traumatisier-

Das Horn ist natürlich das Waldinstrument schlechthin. Jagdhörner sind das tönende Signet des Waldes. Über die Hornsignale verständigen sich die Jäger über einen weiten Raum hinweg.

ten Gesellschaft. Um seine Lebensfrist zu verlängern, muss er dem Teufel immer neue unschuldige Seelen ausliefern.

Mit Freikugeln verführt er seinen Kameraden Max zu frevlerischem Tun. Der muss, um die Tochter des Erbförsters zu ehelichen, am Tag seiner Hochzeit einen erfolgreichen Probeschuss ablegen. Kein Wunder, dass er von Versagensangst gepeinigt ist. Freikugeln sollen ihm zu einem sicheren Schuss verhelfen. Doch damit hat es eine gefährliche Bewandnis: „*Sechse treffen, sieben öffnen.*“ Die siebte Kugel gehört dem Teufel, und der hat es auf Agathe abgesehen, die unschuldige, die reine Braut. Deren Kantiene der Liebe und der Hoffnung wird in dieser Ouvertüre ebenfalls angestimmt, denn „*das Ganze schließt freudig.*“

Aber das sparen wir an dieser Stelle aus und klettern gleich hinab in den dunklen Abgrund der Wolfsschlucht. „*Furchtbare Waldschlucht*“, „*Schwarzholz*“, ringherum Felsen und ein Wasserfall, der bleiche Vollmond, zwei Gewitter, aus verschiedenen Richtungen gegeneinander aufziehend, ein vom Blitz zerschmetterter Baum, der vor Fäulnis grünlich schimmert (Lucifer = Phosphorus). Eine Eule mit „*feurig rädernden Augen*“, aus denen die Flammen der Hölle schlagen. Unglücksrabben, „*Waldgevögel*“ und unsichtbare Geister, vom Höllenfürsten Samiel befehligt – das sind Spiegelungen psychischer Bewusstseinszustände, wie wir sie dem Bild von Füssli gesehen haben.

Beginn und Schluss der Szene stehen in fis-Moll, der Tonart des Unheimlichen. Auch in der Wolfsschlucht erhält, wie im *Zwielicht*, der Tritonus als „*diabolus in musica*“ eine strukturprägende Funktion, und zwar vor allem bezüglich der übergeordneten Tonartendisposition. Der Mittelteil der Wolfsschluchtszene, der von den beiden fis-Moll-Abschnitten eingerahmt wird, erklingt im Tritonus-Abstand c-Moll. Dieser Mittelteil enthält wiederum Episoden in a-Moll und Es-Dur, die ihrerseits im Tritonus-Abstand stehen.

Wenn wir die Abfolge der Tonarten zu einem einzigen Akkord zusammenfügen, so erhalten wir fis-a-c-Es-fis. Das ist derselbe verminderte Akkord, der in der Ouvertüre, in der Arie des Max und an zahlreichen anderen Stellen den luziferischen schwarzen Jäger Samiel charakterisieren. Auf diese Weise ergibt sich eine höchst auffällige Verschachtelung von Tritonus-Abschnitten – ein Verhängnis, aus dem die Protagonisten aus eigener Kraft sich nicht befreien können. Es bedarf einer höheren, einer transzendenten Kraft, um den Zauber zu lösen. Erst das Machtwort des Eremiten im Finale des dritten Aktes vermag eben jenen Würgegriff der vernichtenden Geisterwelt durch einen neuerlichen, waghalsigen Tritonusprung von fis nach c zu überwinden („*doch jetzt erhebt noch eure Blicke / zu dem, der Schutz der Unschuld war*“) und schließlich ins jubelnde C-Dur einer gottgefälligen Schluss-Apotheose zu entrücken.

Doch bis dahin ist es noch ein langer Weg. Die erregten Streichertremoli zu Beginn der Wolfsschluchtszene werden vom Klang der tiefen Klarinetten und Posaunen, den Instrumenten der Hölle, des Todes und des Weltgerichts, grundiert – denken Sie an die letzte Posaune des *Dies irae*. Die poetischen Insignien der Schauerromantik in den litaneiartig auf einen Ton deklamierten Worten des Geisterchors, vom grellen „Uhui!“ der Eulen unter-

brochen, ließen den Zeitgenossen das Blut in den Adern gefrieren. Schwarze Romantik, wie in den *Blumen des Bösen* bei Charles Baudelaire, gibt dem Libretto seine krassen Farbkontraste:

„*Milch des Mondes fiel aufs Kraut,
Spinnweb ist mit Blut betaut,
Eh noch wieder Abend graut
Ist sie tot, die zarte Braut!*“

Hier wird eine satanische Messe zelebriert. Die von Kaspar um Mitternacht in einem magisch-alchemistischen Prozess der Beschwörung herbeizitierte Erscheinung Samiels ist musikalisch als Epiphanie einer dunklen Macht gestaltet: mit einer Tritonus-Rückung von fis-Moll nach c-Moll, mit mächtig sich steigernden Tremoli und dem Samiel-Akkord – bis der Teufel leibhaftig vor uns steht und der Schrecken des Numinosen uns durchschauert.

Was uns beim Gießen der sieben Freikugeln im Höreindruck so bestürzend romantisch vorkommt, kann bei näherer Betrachtung als einfache, in steter Steigerung befindliche Variationenreihe nach barockem Vorbild betrachtet werden. Nach jeder gegossenen Kugel steigt eine andere kompositorische Idee wie der Geist aus der Flasche:

Flatternde Waldvögel, ein vorüberpreschender Eber, eine Sturmorkade, funkenwerfende Räder, das Wilde Heer mit Hörnerschall, Gewieher, Hundegebell und einem Geisterchor. In den Rauhnächten zwischen Weihnachten und Neujahr, aber auch in stürmischen Gewitterfronten ziehen die gestürzten germanischen Götter lärmend über den Himmel, um Kriege und Katastrophen anzukündigen. Nach der 6. Kugel erklingt das Verzweigungsmotiv des Max, und nach der siebten erscheint der leibhaftige Samiel, doch bringt der Glockenschlag auf eins den Spuk zum plötzlichen Stillstand.

Vogel als Prophet

Wir haben den tiefsten und gefährlichsten Punkt unserer Expedition erreicht und schreiten wohlgenut wieder aufwärts ans Licht. Am hellen Tag, wengleich im gedämpften Licht und inmitten der Stille einer weltabgeschiedenen Waldeinsamkeit, wartet ein ganz besonderes, ein staunenswertes Erlebnis auf uns. Das siebte Stück aus Robert Schumanns *Waldszenen* für Klavier opus 82, entstanden im Januar 1849, heißt *Vogel als Prophet*.

Was will der geheimnisvolle Vogel uns sagen? Er spricht zu uns, doch in wunderlichen Arabesken, die wir nicht verstehen. Dissonante Klänge wechseln mit vollkommenem Wohllaut. Auch dem Tritonus begegnen wir wieder, dazu der großen Septime und der verminderten Oktave. Doch die scharfen Intervalle wirken hier höchst anziehend und

Die erregten Streichertremoli zu Beginn der Wolfsschluchtszene werden vom Klang der tiefen Klarinetten und Posaunen, den Instrumenten der Hölle, des Todes und des Weltgerichts, grundiert.

faszinierend. Der Gesang des Vogels bewegt sich in der hohen Diskantlage; kein Bassfundament verleiht ihm Erdhaftung. Rhythmische Dehnungen und Verschiebungen entheben uns des Takt- und damit auch des Zeitgefühls. Die ornamental gewundenen Arabesken entspringen der Stille, und sie entlassen uns auch wieder in die Stille, sobald der Vogel einen Abschnitt seiner Strophen beendet hat. In den kurzen Pausen wird die Stille fast schmerzlich spürbar. Dieser Vogel atmet, bevor er von Neuem beginnt, wir aber lauschen beinahe atemlos.

Ach, wüssten wir doch, was seine Botschaft für uns bedeutet! Wir lauschen und lauschen... und da, gerade hat der Vogel eine neue Strophe begonnen, glauben wir etwas zu verstehen. Plötzlich: ein Lied. Ein Choral vielleicht, auf jeden Fall etwas Vertrautes, etwas Menschliches.

Und nun scheint auf einmal alles klar zu sein. Der Gesang bewegt sich in der gemäßigten Mittellage einer menschlichen Stimme, in typischem Choralatz, mit harmonisch stützender Begleitung. Die kleinen Intervalle und fasslichen Rhythmen ahmen die gesprochene Sprache nach. Sogar ein solides Bassfundament ist gegeben, Ausdruck von Sicherheit und Geborgenheit. Tröstlich und verheißungsvoll klingt dieser Gesang. Er steht in G-Dur, der Tonart des Gotteslobs, der ländlichen Idylle, der Glaubensgewissheit. Hier sind wir Gott ganz nahe!

Nach fünf Takten wird der Choral in einer unvermittelten harmonischen Rückkung von G-Dur nach Es-Dur versetzt und in eine höhere Lage enthoben, als wolle er sich in höhere Sphären aufschwingen. Wir horchen überrascht auf – doch genau in diesem Moment bricht der Choral ab, und der Vogel beginnt aufs Neue seinen einsamen, unverständlichen, faszinierenden Gesang.

Das Buch der Natur erschien den Romantikern verrätelt, aber in erleuchteten Augenblicken offenbart es seinen Sinn. Hier werden wir Zeuge einer solchen Epiphanie. Allerdings gelingt es dem Lauschenden nicht, sein Bewusstsein dauerhaft auf dieser Höhe zu halten. Und so bricht der Choral ab; das Bewusstsein verdunkelt sich wieder, und wir hören erneut den Gesang des Vogels als rätselhaft-unverständlichen Naturlaut.

Schumann wollte diesem zauberhaften Stück ein Motto mit auf den Weg geben: „Hüte dich, sei wach und munter“. Die letzten beiden Verse des Gedichts *Zwielicht* also, das er fast zwei Jahrzehnte zuvor komponiert hatte, ebenfalls eine Miniatur von kosmischer Bedeutung. Wenn wir unser Bewusstsein hüten, wenn wir wach, entspannt und



Foto: canva.com

Der Vogel als Prophet. Geheime Botschaft aus den Zweigen. Robert Schumanns *Waldszenen* op. 82 (1849). Rechts: In der Oper *Siegfried* von Richard Wagner (1813–1883), dem vorletzten Werk der Tetralogie *Der Ring des Nibelungen*, ist die Einsamkeit des Waldes ein Raum der Erkenntnis und der Initiation an der Schwelle zum Erwachsenwerden.

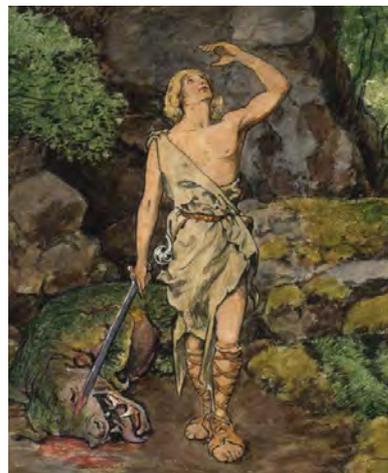


Bild: bpk / Kupferstichkabinett, SWB / Volker-H. Schneider

geistesklar im Hier und Jetzt verweilen, dann offenbaren die Stimmen der Natur ihren göttlichen Ursprung, und wir vernehmen die Sprache Gottes als eine verständliche Botschaft vom Glück des Daseins.

„Dank, liebes Vöglein für deinen Rat!“

Wir gehen ein paar Schritte weiter in die Tiefe des unergründlichen Waldes und halten an einem sonnigen Vormittag Rast unter einer Linde auf einer kleinen Hochebene. Im Hintergrund sehen wir durch grün belaubte Bäume einige zerklüftete Felsen und den Eingang zu einer Höhle, aber das muss uns jetzt nicht beunruhigen. Im hellen Licht des Vormittags treffen wir auf einen jungen Mann. Er ist wild im Wald aufgewachsen; Vater und Mutter hat er nie gekannt, sie sind gestorben, bevor er das Licht der Welt so recht erblickte. Sein Ziehvater hat ihm das Schmieden beigebracht, und die Tiere des Waldes waren seine Spielgefährten. Nun soll er das Fürchten lernen, was ihm bislang nie gelungen ist, denn er ist ja eins mit dem Wald, wovor

sollte er da Angst haben? Sein Ziehvater will ihm nichts Gutes, aber das weiß er noch nicht. Hier soll er mit einem Drachen kämpfen, der sich gegen Mittag aus der Höhle hervorwälzen wird, um an der nahegelegenen Quelle seinen Durst zu stillen.

Doch bis dahin ist noch Zeit, und so verfällt er in „schweigendes Sinnen“ und fragt nach seiner Herkunft.

„Wie sah mein Vater wohl aus?“ Die Antwort ist klar: „Ha! gewiss, wie ich selbst!“. Doch ihn bewegt noch etwas anderes. „Er lehnt sich tiefer zurück und blickt durch den Baumwipfel auf. Tiefe Stille. – Waldweben.“

„Waldweben“ – den Begriff hat Richard Wagner geprägt. Acht Jahre nach Robert Schumann träumt der einstige Dresdner Revolutionär in der Einsamkeit seines Zürcher Exils wieder von einem Vogel als Propheten einer glücklichen Zukunft: in *Siegfried*, dem vorletzten Werk der Tetralogie *Der Ring des Nibelungen*. Für den unwissenden Knaben, der das Fürchten nicht kennt, bietet die Einsamkeit des Waldes Gelegenheit zur Reflexion über die Urfragen des Menschseins: Wo komme ich her? Wo gehe ich hin? Was ist der Sinn des Lebens? Der Wald ist ein Raum der Erkenntnis und der Initiation an der Schwelle zum Erwachsenwerden.

Sanft geht die Luft durch die Zweige der Linde, und sie verströmt ihren zarten Duft. Es ist ein mütterlicher Duft, denn seine Mutter hieß „Sieglinde“, fast wie der

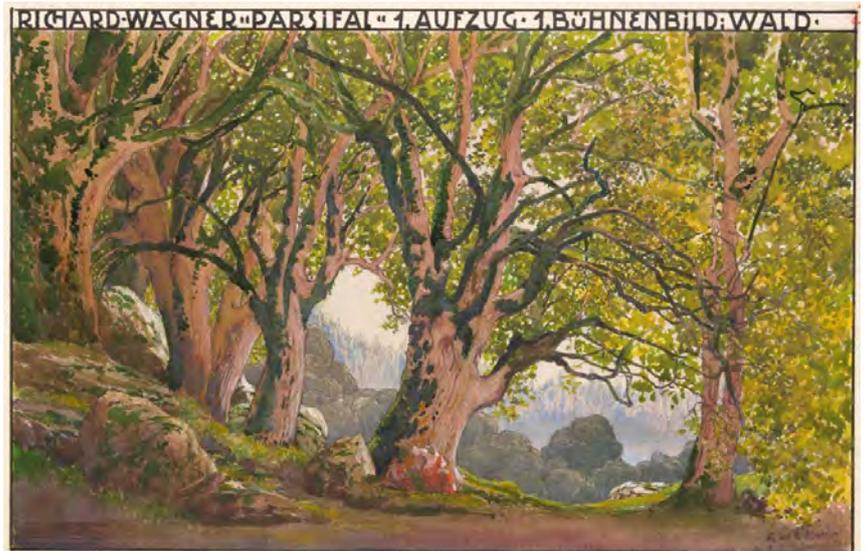
Baum. Und da kommt ihm die Frage, die er sich stellen muss und auf die er keine Antwort weiß: „Aber – wie sah meine Mutter wohl aus? Das kann ich nun gar nicht mir denken!“ Aber die Musik weiß es. Das freundliche *Waldweben* entspinnt sich in einem zarten Auf und Ab von horizontal sich entfaltenden Sechzehntelfiguren der solistisch besetzten, gedämpften Streicher in tiefer und mittlerer Lage über einem tragenden Grund aus Horn und Bassklarinette, die fortgesetzt den liegenden Ton e spielen. Das ergibt ein zartes, versponnenes Klangbild. Dort hineingewoben ist eine ausdrucksvolle, traurige Melodie in der Klarinette. Der Hörer kennt sie aus der *Walküre*, das ist Sieglindes Motiv. Sie scheint aus der Seele des Baumes zu dem Sohn zu sprechen, der sich nach ihr, der Unbekannten, sehnt. Das Schönste, was er im Wald je gesehen hat, waren die „hell schimmernden Augen“ eines zarten Rehs. So stellt er sich seine Mutter ähnlich vor – „nur noch viel schöner!“

Die Musik des Waldes und die Ahnungen des sinnenden Knaben wechseln einander ab, und es entspinnt sich eine zarte Zwiesprache zwischen dem Menschen und der Natur, in die er eingebunden ist. Diese Natur ist jung und schön, und sie ist feminin. Das verrät uns das Orchester nach den Worten „meine Mutter – ein Menschenweib!“

Das diffuse *Waldweben* weitet sich zu großflächig über den Klangraum ausgespannten Akkorden, über die eine zarte Violinmelodie gelegt ist – ein Zitat aus dem Lobpreis von „Weibes Wonne und Wert“ aus dem *Rheingold*. Die das Leben erschaffende und erhaltende *Magna mater* ist die ewige Mutter, vorgestellt als junge Frau, als Geliebte und als Nährende, wie sie in allen Kulturen seit ewigen Zeiten verehrt wird – zuerst als Freia und Holda, später im Bild der Jungfrau Maria. Aus ihrem Klang löst sich zwanglos der Gesang eines Vogels in Flöte und Klarinette. Es ist die Stimme der Großen Mutter, die zu ihm spricht und die er noch nicht verstehen kann. Lauschen wir lauschen jetzt mit ihm:

Ein uralter Initiationsritus, von dem fast alle alten Kulturen künden, besagt, dass der junge Mann seine Identität durch eine entschlossene, meist blutige Tat zu erweisen hat. Mühelos ist der Drache erlegt. Nachdem er von seinem Blut gekostet und die Lebenskraft seines Opfers sich zu eigen gemacht hat, versteht Siegfried, nunmehr erwachsen geworden, auch die Sprache des Vogels. Anders als bei Schumann singt er dieselbe Melodie, jedoch mit verständlich unterlegten Worten.

Wagners Religion des Mitleidens, die er im Parsifal und in den begleitenden Spätschriften darlegt, umfasst Mensch und Natur gleichermaßen, denn beide entspringen derselben Wurzel.



In Richard Wagners Oper *Parsifal* ist der Wald ein Raum der Transformation und der Erlösung.

Bild: KHM-Museumsverband, Theatermuseum Wien

Dreimal folgt Siegfried dem weisen Rat des Waldvogels: Er holt Ring und Tarnhelm aus Fafners Höhle, er durchschaut die lügnerischen Absichten seines Ziehvaters Mime, der ihm nach dem Leben trachtet, und er folgt schließlich dem Vöglein aus dem Wald fort auf den feurigen Fels, um die schlafende Brünnhilde zu erwecken. Dem bergenden Schoß des mütterlichen Waldes ist er damit entwachsen. Das hört man der drängenden, leidenschaftlich bewegten Musik sofort an. Aus dem Jungen, der nach Vater und Mutter fragt, ist ein Mann geworden, den es zur Frau drängt.

„Hier im heil’gen Walde!“

Ein letztes Waldbild bleibt uns am Schluss: Richard Wagners *Parsifal*, das „*Weltabschiedswerk*“. Es führt uns in einen heiligen Hain, in dem wir Gott begegnen. Am Ende seines Lebens war Richard Wagner zunehmend ökologisch bewegt, wie wir heute sagen würden. Das Ende militärischer Aufrüstung und der Schutz der Tiere lagen ihm am Herzen. Seine von Zweifeln und Sehnsucht bewegte Suche nach dem Göttlichen verschmolz er in seinem letzten Werk zu einer Synthese aus christlicher Mystik und buddhistischen Gedanken, projiziert auf die keltische Sage vom heiligen Gral. Damit reagierte er auf die Krise der Religion, die er neu zu definieren suchte. „...die Wahrheit zu sehen, nicht mehr den Schein der Dinge, macht den Gott aus...“, sagte Wagner einmal zu seiner Frau Cosima.

Wagners Religion des Mitleidens, die er in *Parsifal* und in den begleitenden Spätschriften darlegt, umfasst Mensch und Natur gleichermaßen, denn beide entspringen derselben Wurzel: jenem „*Willen zum Dasein*“, den der Philosoph Arthur Schopenhauer in seinem Hauptwerk *Die Welt als Wille und Vorstellung* (1819) als Urgrund der Welt dargelegt hat. Egoismus, Gewalt und Naturzerstörung sind die Triebfedern dieses Willens. Sie zu überwinden, um Natur, Mensch und Gott in einem gewaltfreien, verantwortungsbewussten Leben miteinander zu versöhnen, ist Wagners Vision. Insofern ist das Werk gerade heute ganz aktuell.

Zwei von sechs Bildern in Wagners letztem Musikdrama spielen im Wald – in jenem geheimnisvollen Bezirk unberührter Natur, dessen felsige Klüfte, von außen unsichtbar, einen Tempel in sich bergen. Dieser Tempel wiederum bewahrt den Kelch, in welchem Joseph von Arimathia das Blut Christi am Kreuz aufgefangen hat. Mit der Einsetzung des heiligen Abendmahls – „*Nehmet hin meinen Leib, nehmet hin mein Blut um unsrer Liebe willen*“ – hatte Christus einst die Religion des Mitleidens als Utopie einer neuen, friedvollen Gesellschaft gestiftet. Die

Gralsritter folgen ihm nach, so gut sie es vermögen. Doch dazu gehört Triebverzicht, und daran scheitern sie. „*Durch Mitleid wissend*“ wird schließlich Parsifal, der „*reine Tor*“, der durch einen schmerzlichen Prozess der Selbsterkenntnis und der Bewährung hindurch geht und zum Nachfolger Christi wird.

Der Gralswald ist ein geschützter Raum. Mensch und Natur leben hier friedlich zusammen. Darin gleicht er

dem wieder hergestellten sündenlosen Garten Eden und ist ein Sinnbild der durch Christus erneuerten Erde, wo Lämmer neben Löwen grasen und die Tiere vom Menschen nichts zu fürchten haben. Doch Parsifal, der wie von ungefähr in den Gralswald verschlagen wird, weiß davon nichts. Er erlegt einen wilden Schwan, in kindlichem Stolz auf seine Geschicklichkeit. Der alte Gralshüter Gurnemanz hält ihm das „*unerhörte Werk*“ des Mordens drastisch vor und öffnet ihm die Augen für die Schönheit der Natur und für die Zerbrechlichkeit des Lebens, das er achtlos zerstört hat.

Wagner webt ein reiches Geflecht von Leitmotiven über das ganze Werk, die uns seine Philosophie mitteilen. „*Des Haines Tiere nahten dir nicht zahm?*“ ist eine Variante des Glaubenthemas und verweist auf das Ethos der Gewaltlosigkeit, dem sich die Ritter verschrieben haben. Sobald die Rede auf den „*treuen Schwan*“ kommt, verschiebt sich die musikalische Perspektive vom Naiven ins Dunkel-Sentimentalische. Beim Flügelschlag des Schwans, der sich zum Kreisen über den See aufschwingt, erinnert Wagner an die traurigen Schwanenakkorde aus dem *Lohengrin*. Die hinzukommenden reichen Harfenfigurationen verweisen auf die Symbolik dieses Vogels als Träger des Lichtes, der Reinheit und der spirituellen Transformation.

Der Schwan steht für die menschliche Seele, die sich sehnsüchtig zu Gott aufschwingt. Die Taube wiederum, die am Schluss des Bühnenweihfestspiels aus der Höhe der Transzendenz zu den Menschen herabkommt, ist Zeichen des neuen Bundes und steht in christlicher Symbolik für den Heiligen Geist. Der wilde Schwan im Gralswald präfiguriert somit die heilige Taube des Schlussbildes im Tempel. Sein Tod ist letztlich die Voraussetzung für die Erneuerung des Gralsmysteriums, zu der Parsifal berufen ist.

Indem Gurnemanz dem Bogenschützen das Leiden und den Tod des schönen und schuldlosen Tieres vor

Augen führt, macht Parsifal eine entscheidende Erfahrung: Er lernt, die Welt aus der Perspektive seines Opfers zu betrachten. Daraus erwächst eine Erweiterung seines Bewusstseins vom Ich zum Du, vom Egoismus zum Mitgefühl. Der künftige Erlöser hat seine erste Lektion gelernt. Er zerbricht seinen Bogen. Zum Zeichen für diese innere Wandlung erklingen chromatisch abwärts gerichtete, schmerzlich-expressive Wendungen. Dieses motivische Fragment bildet den Abschluss der sogenannten „*Heilandsklage*“. Dieses bedeutsame Thema symbolisiert laut Auskunft des Komponisten Jesus selbst, „*die Klage des liebenden Mitleides*“ und das „*göttliche Schmerzensleiden des Golgatha*“. In jedem leidenden Geschöpf leidet Christus mit. Die „*Heilandsklage*“ ist das musikalische Zentrum der *Parsifal*-Konzeption.

Erst nach schweren Prüfungen und langer Irrfahrt darf Parsifal, nunmehr durch die Erfahrung des universalen Mitleidens vollkommen verwandelt, in den Gralswald zurückkehren. Es ist an einem Karfreitag, und das Wiederaufblühen der Natur ausgerechnet jetzt ist für Parsifal ein unbegreifliches Mysterium: „*O wehe, des höchsten Schmerzentags! Da sollte, wähn' ich, was da lebt und wieder lebt, nur trauern, ach! und weinen!*“ Doch Gurnemanz antwortet ihm schlicht: „*Du siehst, das ist nicht so.*“ Halm Blume auf der Aue, sagt Gurnemanz, können den Gekreuzigten nicht sehen, wohl aber den „*erlösten Menschen*“, der sich der Natur gegenüber ganz anders verhält als sonst: Dass er „*sie schont mit sanftem Schritt*“, dass er sie nicht zerstört, sondern sie achtet und liebevoll wahrnimmt, ist Ausdruck der Gralsutopie, wie sie uns bereits in der Schonung der Tiere begegnet ist. Die Natur erfährt ihren „*Unschuldstag*“ also in doppelter Vermittlung: Christus leidet für den Menschen, der Mensch wiederum gibt dieses Mitleiden weiter an die Natur, die ihrerseits aufblüht. So geht Versöhnung!

In der Osterliturgie heißt es, dass die Erde, vom „*Glanz aus der Höhe*“ überstrahlt, das Lob des Schöpfers singt. In frühchristlicher Tradition wurde dies mit der uralten Symbolik von Tod und Wiedergeburt, mit tellurischen Fruchtbarkeitsriten verknüpft. In einer *Exsultet*-Rolle aus der Kathedrale von Bari ist eine weibliche Gestalt abgebildet, die einen Kranz von Blättern und Blüten auf dem Kopf trägt; ihr Gewand ist mit Lilien übersät. In ihren Händen hält sie zwei Baumstämme, aus denen junge Zweige emporsproßen. Sie ist von Tieren umgeben, die zu ihr aufblicken oder friedlich grasen. Diese Botschaft tritt uns aus dem *Karfreitagszauber* entgegen.

In einer Zeit, da der Wald aufgrund einer schonungslosen Ausbeutung der Ressourcen der Erde der Zerstörung durch den Klimawandel anheimgegeben ist, in dem die Artenvielfalt bedenkenlos zerstört wird, in der wir der Erde mehr wegnehmen als sie uns geben kann, sollten wir über diese Botschaft wieder einmal ganz bewusst nachdenken. ■

In einer Zeit, da der Wald der Zerstörung durch den Klimawandel anheimgegeben ist, sollten wir über diese Botschaft wieder einmal ganz bewusst nachdenken.

Beim Flügelschlag des Schwans, der sich zum Kreisen über den See aufschwingt, erinnert Wagner an die traurigen Schwanenakkorde aus dem *Lohengrin*.

Romano-Guardini-Preis 2022

an Herzog Franz von Bayern

Die Katholische Akademie in Bayern verleiht den Romano-Guardini-Preis für hervorragende Verdienste um die Interpretation von Zeit und Welt auf allen Gebieten des geistigen Lebens. In diesem Jahr ging der Preis an Herzog Franz von Bayern. Der Festakt fand am 31. Mai 2022 im großen Saal der Katholischen Akademie in Bayern statt, erstmals seit Beginn der Corona-

Pandemie mit über 300 Gästen. Lesen Sie im Nachgang die Begrüßung des Akademiedirektors und das Grußwort der Bayerischen Staatsregierung, die Laudatio auf den Preisträger sowie dessen Dankesrede und das Schlusswort von Reinhard Kardinal Marx. Ergänzt wird das Dossier durch die Preisbegründung der Akademieleitung.

KUNST | KULTUR

Über die Freiheit der Kunst

von Achim Budde

Meine sehr verehrten Damen und Herren, liebe Freundinnen und Freunde der Katholischen Akademie in Bayern, die Klänge der Musik Wolfgang Amadeus Mozarts – dargeboten von Solisten und einer Solistin der Münchner Philharmoniker – füllen unseren großen Saal mit Freude und Festlichkeit. Rund 300 Menschen haben sich in Schale geworfen, um heute hier zusammenzukommen. Auch zahlreiche Ehrengäste bringen zusätzlichen Glanz in diesen Abend. Und weil das nach zwei Jahren Corona gar nicht selbstverständlich ist, nehme ich mir gerne die Zeit, Ihnen wenigstens exemplarisch sichtbar zu machen, dass heute gewissermaßen „alles, was Rang und Namen hat“ unserer Einladung folgte. So nenne

ich zuerst unseren Erzbischof, Kardinal Reinhard Marx – und stellvertretend für zahlreiche weitere namhafte Vertreterinnen und Vertreter der Kir-

chen Geschwister begrüße ich Direktor Udo Hahn von der Akademie in Tutzing, für die Orthodoxie Weihbischof Sofian von Kronstadt und



Herzog Franz von Bayern erhielt den Romano-Guardini-Preis 2022 für sein lebenslanges Engagement im Bereich der Kunst. Unser Bild zeigt ihn vor einem Werk des Malers Erwin Pfrang.

Archimandrit Georgios Simos in Vertretung der griechischen Metropole. Ich nenne Frau Dr. Charlotte Knobloch für die Israelitische Kultusgemeinde und unseren Innenminister Joachim Herrmann stellvertretend für weitere Vertreterinnen und Vertreter aus Staat und Politik – und aus dem konsularischen Corps. Ich nenne Herrn Dr. Hans-Joachim Heßler, den Präsidenten des Bayerischen Verfassungsgerichtshofs, und Andrea Breit, die Präsidentin des Bayerischen Verwaltungsgerichtshofs stellvertretend

che auch Herrn Landescaritasdirektor Bernhard Piendl und Missio-Präsident Wolfgang Huber. Für unsere evangeli-

für die gesamte Justiz. Ich nenne Prof. Dr. Bernd Huber, den Präsidenten der Ludwig-Maximilians-Universität

Fotos Dossier Guardini-Preis: Robert Kiderle

für die Wissenschaft, Herrn Prof. Dr. Hans Maier – heute vor allem als Gardini-Preisträger des Jahres 1999, Frau Prof. Dr. Ursula Münch von der anderen Tutzingener Akademie und Katrin Raps aus dem Vorstand der KEB Bayern für die Erwachsenenbildung. Aus der Akademieleitung begrüße ich namentlich und stellvertretend für alle Frau Prof. Dr. Carla Schulz-Hoffmann. Und natürlich begrüße ich besonders herzlich Pater Prof. Dr. Friedhelm Mennekes, den Laudator des heutigen Tages, – und Seine Königliche Hoheit, den Preisträger des heutigen Tages, Herzog Franz von Bayern mit seiner Familie, die heute ebenfalls stark vertreten ist. Ich weiß jetzt gar nicht, ob das protokollarisch passt, aber ich möchte sehr gerne auch meinen Vorgänger Dr. Florian Schuller begrüßen, weil ich mich wirklich freue,



Akademiesdirektor Dr. Achim Budde begrüßte die hochkarätige Festgesellschaft.

dass er nach einer „vornehm langen Abstinenz“ inzwischen immer wieder einmal bei uns zu Gast ist!

Sie alle, die Sie hier versammelt sind, darf ich herzlich zur Verleihung des diesjährigen Romano-Guardini-Preises in der Katholischen Akademie in Bayern willkommen heißen.

I.

Dieser Preis wurde vor über 50 Jahren von meinem Vorgänger Prof. Dr. Franz Henrich ins Leben gerufen, dessen Todestag sich am kommenden Samstag zum ersten Mal jährt und dessen großer Verdienste um unsere

Dieser Preis wurde vor über 50 Jahren von meinem Vorgänger ins Leben gerufen. Der erste Preisträger im Jahr 1970 hieß Karl Rahner.

Akademie wir daher auch jetzt einen Augenblick gedenken wollen. –

Der erste Preisträger im Jahr 1970 hieß Karl Rahner. Wer seitdem so alles in die illustre Runde aufgenommen wurde, das präsentieren wir Ihnen im Foyer auf einem neu eingerichteten Bildschirm, der nun nach und nach um die Lebensdaten und Preisbegründungen erweitert wird. Es lohnt sich, diese Galerie mit 33 Trägerinnen und Trägern aus 52 Jahren einmal in Ruhe anzuschauen. Heute also wollen wir diesen Preis an Herzog Franz von Bayern verleihen. Warum ... das formuliert kurz und dicht die Preisbegründung, die nachher feierlich verlesen wird. Ausführlicher wird es uns gleich unser Laudator vor Augen führen, dem ich nicht vorgreifen möchte.

Erlauben Sie mir aber bitte ein persönliches Wort; denn Herzog Franz ist dieser Akademie und deshalb auch mir selbst natürlich kein Unbekannter. Verbunden ist er unserem Haus seit „unvordenklichen Zeiten“. Aber auch sein Engagement in unseren Gremien beginnt bereits in den mittleren 80er Jahren. Auf 35 Jahre im Allgemeinen Rat und gut 30 Jahre in der Akademieleitung hat er es gebracht. Und ich bin ihm persönlich sehr dankbar, dass er sein eigentlich früher angestrebtes Ausscheiden bis Ende 2019 hinauszögerte, um das erste Amtsjahr des von ihm noch mit ausgesuchten neuen Direktors auch noch begleiten zu können.

So kam ich in den Genuss, ihn erleben zu dürfen in seiner feinen Art und vornehmen Zurückhaltung, in der er dann doch immer in den entscheidenden Augenblicken punktgenau mit klaren und weiterführenden Gedanken die Arbeit und das gemeinsame Nachdenken voranbringt. Das ist wirklich ein Phänomen.

Das Gewicht seiner Worte, seine natürliche Autorität im Kontrast zu seiner unfassbaren Bescheidenheit – das ist für mich inzwischen der Inbegriff von „Noblesse“ im doppelten

Sinne von Habitus und Herkunft: Das wäre mein persönliches Lieblingswort, um ihn zu charakterisieren.

Ende 2019 ist er schließlich aus allen Positionen in unserem Haus ausgeschieden. Und ich kann mich genau erinnern, wie bei seinem Abschiedessen wenig später alle unsere Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die ihn ebenfalls über die Jahrzehnte fest ins Herz geschlossen haben, ihn damals mit Rosen überhäufteten ... Das war ein wunderschönes Bild und ein ergreifender Augenblick.

Bei diesem Abschied gab er uns sein Versprechen, auch ohne Gremienmitgliedschaft weiterhin am Leben der Akademie teilzunehmen. Und er hat Wort gehalten, ließ sich immer wieder als einfacher Teilnehmer auf Veranstaltungen blicken und löste außerdem mit seinem großzügigen Abschiedsgeschenk – mit diesem Gemälde von Erwin Pfrang – eine ganze Ausstellung in unseren Räumlichkeiten aus, die wegen Corona sogar bis heute noch zu sehen ist (wir haben darüber ausführlich berichtet [s. *debatte* 4/2021 S. 54–59])

Und damit kommen wir zu jener Facette seiner Persönlichkeit, die die Akademieleitung bewogen hat, ihm heute den Romano-Guardini-Preis zu verleihen: zu seinem Engagement für die Kunst!

Denn mit Romano Guardini teilt Herzog Franz jene Grundhaltung, mit Neugier und analytischer Kraft die kulturelle Entwicklung der Gegenwart zu begleiten, zu deuten und zu fördern.

Ich habe versprochen, nicht der Laudatio vorzugreifen. Deshalb zähle ich seine Verdienste jetzt nicht auf, sondern schließe mit einem Gedanken Romano Guardinis zur Kunst.

II.

Er schreibt an einer Stelle: „Seit den Tagen, da dem großen Künstler Platon die Kunst fragwürdig wurde, ist im-

Mit Romano Guardini teilt Herzog Franz jene Grundhaltung, mit Neugier und analytischer Kraft die kulturelle Entwicklung der Gegenwart zu deuten.

mer wieder die Frage aufgetaucht, worin ihr Sinn bestehe, und wie sie ihn zu verwirklichen habe.“

Im Folgenden versucht Guardini, diesen Sinn der Kunst „ohne Formeln“ zu umschreiben und rekurriert dabei auf eine Passage bei Heinrich von Kleist. Dort werde beschrieben, „wie ein junger Mensch sich nach dem Baden niedersetzte und über seiner Gestalt die ganze Anmut lag, welche die bekannte griechische Statue des Dornausziehers atmet. Zufällig schaut aber der Beschäftigte auf, blickt in einen ‚vom Verhängnis angebrachten‘ Spiegel, wird sich der Situation bewußt, und im selben Augenblick ist der Zauber verschwunden. Er versucht, die reine Stellung wieder einzunehmen, aber es

Vorgang so, dass Selbstbespiegelung und Programmik, Zwecke und Absichten uns daran hindern, (Zitat) „aus unserer Mitte ins Offene hinauszuleben.“ Allein die Kunst könne sich von diesen Mechanismen freimachen. Guardini wörtlich: „Programme und Parolen sind solche Spiegel. Die Kunst soll sich vor ihnen hüten, [...] damit wenigstens an einer Stelle in unserem verknechteten Leben Freiheit sei: dort, wo Menschen, deren Augen und Hände gesegnet sind, die Bilder des Lebens für uns sichtbar machen.“

Herzog Franz hat der Freiheit der Kunst und ihrer befreienden Wirkung große Dienste erwiesen. Und er muss wohl einen sicheren Blick und ein ganz feines Sensorium haben für Künstlerinnen und Künstler, deren Augen und Hände gesegnet sind.



Die musikalische Gestaltung des Abends lag in den Händen der Münchner Philharmoniker: Iason Keramidis (Violine), Clément Courtin (Violine), Alexandra Gruber (Klarinette), Wolfgang Berg (Viola) und Manuel von der Nahmer (Violoncello) (v. l. n. r.) spielten Mozarts Quintett für Klarinette und Streichquartett A-Dur KV 581.

Meine Damen und Herren, ich darf nun unseren Staatsminister des Innern, für Sport und Integration, Herrn Joachim Herrmann, um das Grußwort der Bayerischen Staatsregierung bitten – nicht ohne ihm von Herzen dafür zu danken, dass er trotz anderweitiger Verpflichtungen alle Hebel in Bewegung setzte, um heute Abend bei uns sein zu können. Verehrter Herr Staatsminister, Sie haben das Wort! ■

Herzog Franz hat der Freiheit der Kunst und ihrer befreienden Wirkung große Dienste erwiesen.

gelingt ihm nicht. Der Wunsch wird zum Zwang, aber je mehr er sich bemüht, desto mehr verquält er sich, und aus dem kleinen Begebnis erwächst ein Unheil, das ihm sein ganzes Menschentum verdirbt.“ Guardini deutet diesen

Preisbegründung

Die Katholische Akademie in Bayern verleiht den Romano-Guardini-Preis für „hervorragende Verdienste um die Interpretation von Zeit und Welt auf allen Gebieten des geistigen Lebens“. Sie knüpft damit an das Denken eines der bedeutendsten Religionsphilosophen und Theologen des 20. Jahrhunderts an.

Im Zentrum dieses Denkens steht die Frage nach einem gelingenden Zugang zur Wirklichkeit. Besondere Bedeutung kommt hierbei der Kunst zu. Denn jedes Kunstwerk ist geschaffen und damit ein Teil unserer Welt. Darüber hinaus aber – so ein berühmtes Wort Guardinis – „ist das Kunstwerk eine ‚Welt‘“. Guardini will damit sagen, dass der Sinn eines Kunstwerks eine Welt in der Welt etabliert. Dadurch verleitet Kunst aber

nicht zum Widerspruch, sondern begründet vielmehr die sinnvolle Rede einer über sich selbst hinausweisenden Welt. In diesem Sinne befreit uns die Auseinandersetzung mit der Kunst zur Wirklichkeit der Welt – und das heißt für Guardini letztlich auch: zum Guten, zum Wahren und zu Gott.

Der Romano Guardini Preis geht im Jahr 2022 an Seine Königliche Hoheit Herzog **Franz von Bayern**. Als Sammler und Förderer moderner Kunst hat er hohen Anteil am heutigen Gesicht wichtiger Kulturinstitutionen wie der Pinakothek der Moderne und des Zentralinstituts für Kunstgeschichte. Dabei sah und sieht er seine Rolle zuvörderst in der des motivierenden, das Gespräch als Basis jeder zielführenden Lösung suchenden Vermittlers. Sein Bemühen, verschiedene Bereiche der Kunst, ihre Bezüge zueinander und ihre unmittelba-

ren Wirkungen in die Gesellschaft ins Bewusstsein zu rufen, hat einen wichtigen Beitrag geleistet, die Bedeutung von Kunst für den modernen Menschen immer wieder neu zu denken. Als Chef des Hauses Wittelsbach blieb er seinem Anspruch stets verpflichtet, die Welt der Kunst einer möglichst breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Sein unermüdliches und vielfältiges Engagement in Organisationen aus Kultur, Religion und Gesellschaft sowie seine lebenslange Pflege der Wissenschaft legen darüber hinaus ein beeindruckendes Zeugnis davon ab, dass die Suche nach der Wirklichkeit am Leitfaden der Kultur kein Selbstzweck ist, sondern – ganz im Sinne Guardinis – ihre Vollendung erst findet im Verstehen des Weltganzen und in der Sorge um die Einbettung des Menschen in die Natur. ■

Lebenslanges Engagement und Dienst am Nächsten

Grüßwort der Bayerischen Staatsregierung
von Joachim Herrmann

Lieber Dr. Achim Budde, vielen Dank für die freundliche Begrüßung! Königliche Hoheit Herzog Franz von Bayern mit Familie, hochverehrte Geistlichkeit, allen voran Eminenz Dr. Reinhard Kardinal Marx und Erzpriester Apostolos Malamoussis, IKG-Präsidentin Dr. Charlotte Knobloch, Landtagskollege Johannes Hintersberger, Oberbürgermeister Tobias Eschenbacher und Gerhard Jauernig, Staatsminister a. D. Prof. Dr. Dr. h. c. Hans Maier, Mitglieder des Diplomatischen und des Konsularischen Corps, Brigadegeneral Thomas Hambach, liebe Festgäste, meine Damen und Herren,

Ihnen allen auch von mir ein herzliches „Grüß Gott“!

Auch im Namen des Bayerischen Ministerpräsidenten Dr. Markus Söder, den ich heute vertrete, sowie im Namen

der gesamten Bayerischen Staatsregierung grüße ich Sie alle herzlich. Ich freue mich sehr, an der Verleihung des Romano-Guardini-Preises 2022 an Herzog Franz von Bayern durch die Katholische Akademie in Bayern teilnehmen zu können. Mit dem Romano-Guardini-Preis werden herausragende Persönlichkeiten ausgezeichnet, die sich im Geiste von Guardinis Philosophie und Theologie hervorragende Verdienste erworben haben.

In Bezug auf die Kunst hat Romano Guardini einmal gesagt: *„Zum Wesen des Kunstwerks gehört, dass es wohl Sinn hat, aber keinen Zweck. ... Es ,beabsichtigt‘, nichts, sondern ,bedeutet“.*

Ist doch Kunst immer auch eine Anwältin der Empathie, der Menschlichkeit und der Humanität – allesamt Werte, die wir gerade heutzutage mit Nachdruck vertreten müssen.



Das Grußwort der Bayerischen Staatsregierung: Innenminister **Joachim Herrmann** sprach in Vertretung von Ministerpräsident Markus Söder. Er lobte dabei auch dessen soziales Engagement.

Lieber Herzog Franz von Bayern, als Kunstkenner, Kunstliebhaber sowie als großzügiger Mäzen und Sammler wissen Sie nur zu gut, was Kunst bedeutet und wie wichtig und essentiell der geweitete Blick der Kunst für den einzelnen Menschen, wie für unsere Gesellschaft insgesamt ist. Ist doch Kunst immer auch eine Anwältin der Empathie, der Menschlichkeit und der Humanität – allesamt Werte, die wir gerade heutzutage mit Nachdruck vertreten müssen.

PRESSE

■ Süddeutsche Zeitung

1. Juni 2022 – Die Katholische Akademie in Bayern verleiht den Romano-Guardini-Preis an Franz Herzog von Bayern für sein kulturelles und wissenschaftliches Engagement. Der Chef des Hauses Wittelsbach wird als Meister des Gesprächs und der Vermittlung gefeiert – und als bescheidener Mensch.

■ BR24

1. Juni 2022 – Der Chef des Hauses Wittelsbach, Herzog Franz von Bayern, hat den Romano-Guardini-Preis der Katholischen Akademie in Bayern erhalten. Die mit 10.000 Euro dotierte Auszeichnung nahm der 88-Jährige am Dienstagabend in München in Empfang. Damit wurden seine „hervorragenden Verdienste um die Interpretation von Zeit und Welt auf allen Gebieten des geistigen Lebens“ gewürdigt, wie es in der Begründung heißt. Benannt ist der Preis nach dem Religionsphilosophen und Theologen Romano Guardini (1885–1968).

■ KNA

1. Juni 2022 – Herzog Franz habe einen wichtigen Beitrag geleistet, die Bedeutung von Kunst für den modernen Menschen immer wieder neu zu denken, führte Akademiedirektor Achim Budde im Namen der Akademieleitung aus. Er freue sich, mit dem Preis auch einen Menschen auszuzeichnen, der die Akademie über Jahrzehnte unterstützt habe. Der Wittelsbacher gehörte von 1989 bis 2020 der Akademieleitung an.

Lieber Herzog Franz, Ihr lebenslanges Engagement, Ihre Liebe zur Kunst und Ihr großer Einsatz in den Bereichen Kultur und Wissenschaft sind darum immer auch ein Dienst am Nächsten und dem Gemeinwohl verpflichtet. Ihr künstlerisches und wissenschaftliches Engagement, das Sie über Jahrzehnte auch in der Leitung der Katholischen Akademie (1989 bis 2020) gezeigt haben, ist deshalb gewissermaßen die andere Seite der Medaille ihres karitativen Engagements. Zeit Ihres Lebens setzen Sie sich mit Hingabe für unser Bayernland und für Ihre Mitmenschen ein. Sie sind ein wahrer Menschenfreund!



Beim anschließenden Abendessen tauschten sich Herzog Franz von Bayern und Innenminister Herrmann intensiv aus.

„Sie sind eine große Autorität für unsere christlichen Werte und Grundüberzeugungen wie Miteinander, Solidarität und Nächstenliebe.“

in der Ukraine gesagt. Und so haben Sie und Ihr Neffe Ludwig im März sofort den Opfern des Krieges mit einer außerordentlich großzügigen Spende in Höhe von einer Million Euro geholfen. Öffentlich gemacht haben Sie

„Da darf niemand schweigend zuschauen“ haben Sie zum Beispiel unlängstlässlich des furchtbaren Krieges

verdient haben. Sie reihen sich damit ein in eine lange Liste herausragender Persönlichkeiten wie den Ihnen wohlbekannten Eugen Biser oder den ehemaligen Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker. Eine ausführliche Laudatio auf Ihre beachtliche bisherige Lebensleistung wird anschließend Prof. Dr. Friedhelm Mennekes halten. Nur noch so viel: Uns allen ist mehr als bewusst, was Sie, lieber Herzog Franz, in Ihrem Leben für die Kunst und für die Menschen in unserem Land Herausragendes geleistet haben!

Persönlich wie im Namen der gesamten Bayerischen Staatsregierung gratuliere ich Ihnen darum von Herzen zu dieser hohen Auszeichnung.

Sie sind ein Vorbild für die Menschen in unserem Land – ein Gewinn für Bayern! Vergelt's Gott sowie viel Kraft und Gottes Segen für Ihr weiteres Wirken! ■

das nicht, weil sie etwa Anerkennung wollten, sondern weil Sie zum Wohl der Kriegsoffer Nachahmer zum Spenden ermutigen wollten. Lieber Herzog Franz, das zeugt einmal mehr von Ihrer großen christlichen Nächstenliebe! Ein herzliches Vergelt's Gott dafür!

Lieber Herzog Franz, es gibt zahllose gute Gründe, warum genau Sie den Romano-Guardini-Preis mehr als verdient haben.

■ Website Ordinariat München Freising

1. Juni 2022 – Kardinal Reinhard Marx hat im Namen der Erzdiözese München und Freising sowie der katholischen Kirche in Bayern dem diesjährigen Träger des Romano-Guardini-Preises, Herzog Franz von Bayern, Glückwünsche überbracht. Im Rahmen der Preisverleihung am Dienstagabend, 31. Mai, in der Katholischen Akademie in Bayern würdigte der Erzbischof von München und Freising Eigenschaften des 88-jährigen Preisträgers, die „uns Beispiel geben können, wie man Leben gelingend macht“. Wie Romano Guardini habe er „gespürt, was los ist in der Welt“, so Marx. Nicht nur als Förderer der Kunst habe Herzog Franz Ansehen erworben, sondern wie Guardini eine „Empathie und Sensibilität“ gezeigt „für das, was an Brüchen und Herausforderungen in der Welt ist“.

■ Merkur-online

2. Juni 2022 – Franz Herzog von Bayern ist für sein kulturelles und wissenschaftliches Engagement mit dem Romano-Guardini-Preis der Katholischen Akademie in Bayern geehrt worden. Insbesondere die Kunst und Kunstvermittlung rückten den 88-jährigen Chef des Hauses Wittelsbach in die Nähe Guardinis, begründete Carla Schulz-Hoffmann die Auszeichnung namens der Akademieleitung.

■ Heinrichsblatt

12. Juni 2022 – Bayerns Innenminister Joachim Herrmann nannte den Herzog in seinem Grußwort einen großzügigen Mäzen und Kunstliebhaber. Als Sammler wisse dieser, wie wichtig der geweitete Blick der Kunst für den Einzelnen und die Gesellschaft sei: „Ist doch Kunst immer auch eine Anwältin der Empathie, der Menschlich-

keit und der Humanität – allesamt Werte, die wir gerade heutzutage mit Nachdruck vertreten müssen.“

■ Münchner Kirchenzeitung

12. Juni 2022 – Es ist eine Szene ganz am Ende des fast zweistündigen Festakts, die viel über jenen Mann aussagt, der an diesem Abend in der Katholischen Akademie in Bayern im Mittelpunkt steht, obwohl doch eigentlich große persönliche Bescheidenheit und freundliche Zurückhaltung zu seinen Wesensmerkmalen gehören: Herzog Franz von Bayern ist auf das Podium gegangen, umarmt die Klarinetistin und schüttelt den anderen vier Musikern der Münchner Philharmoniker herzlich die Hand. Dann tritt der 88-jährige höflich neben sie und spendet zusammen mit den 300 anwesenden Gästen aus Gesellschaft, Politik, Kultur und Kirche lang anhaltenden Applaus.

Ein Leben, das sich treu bleibt

Laudatio zur Verleihung des Romano-Guardini-Preises 2022
von Friedhelm Mennekes SJ

Königliche Hoheit! Verehrter Herzog Franz von Bayern, Eminenz! Lieber Erzbischof Reinhard Kardinal Marx, sehr geehrte Anwesende!

Seine Königliche Hoheit, Herzog Franz von Bayern, wurde am 14. Juli 1933 geboren. Sechs Jahre später begann der Zweite Weltkrieg, sechs weitere Jahre brauchte es, bis er endlich vorüber war und die gesamte NS-Zeit mitsamt dem Holocaust in Schutt und Asche versanken. Als Mitglied der Wittelsbacher Großfamilie stand Herzog Franz als junger Prinz der alten Kunst und Musik, der Philosophie und der Theologie nahe.

Doch früh stand für ihn in persönlicher Entschiedenheit fest, dass er sich mit der Modernen Bildenden Kunst und der Neuen Musik seiner Gegenwart befassen sollte. Dazu wurde er zwar nicht ausdrücklich erzogen, aber nach all den Zermürbungen unter den Nationalsozialisten und dem Zweiten Weltkrieg stand für ihn fest, dass die existenziellen Fragen seines Lebens und seiner Gesellschaft nur durch die Gegenwartskunst bedacht und gestaltet werden konnten.

Nachdem er in den frühen 50er Jahren in München das Studium der Betriebswirtschaft aufgenommen hatte, bewegte er sich bald auch mit lebendigem Interesse in der Münchener Kunstszene. Sein früherer Blick für einen ersten Künstler formte sich nach dem Besuch einer Ausstellung in der Galerie Günther Franke. Er galt Zeichnungen von Alfred Kubin (1877–1959). Von hier aus fand er schnell den Weg zu Otto Wilhelm Gaus, der in seinem Kunsthandel in Münchens Widenmayerstrasse über eine beträchtliche Anzahl von Zeichnungen Kubins verfügte.

In der Zeit des Nationalsozialismus wurde Kubin als entarteter Künstler diffamiert. 63 Werke konfiszierten die NS-Kunstagenten. Immerhin, er erhielt kein Ausstellungsverbot. Kubin erarbeitete seine Zeichnungen stets in nervös hingeworfenen Strichführun-

gen aus Traumvisionen, Intuitionen und Ahnungen, und er ließ sich dazu anfangs von großen Künstlern wie Francisco de Goya, James Ensor, Odilon Redon, Edvard Munch oder Max Klinger anregen. Diese Kunst, die sich aus dem Unbewussten aufbaute, faszinierte den jungen Prinzen Franz sehr. Er entschied sich zunächst für den Erwerb einiger, später mehrerer Arbeiten und legte so am Ende mit ca. 300 Werken seinen ersten Sammlerblock an.

Die Sammler und das Sammeln

Mehr und mehr schuf sich der Prinz in den 50er Jahren seine ‚zweite Welt‘. Anfangs berührte ihn der Jugendstil, doch bald machte er sich mit der internationalen Garde an Künstlern der europäischen Nachkriegszeit vertraut, mit Ida

Nach all den Zermürbungen unter den Nationalsozialisten und dem Zweiten Weltkrieg stand für ihn fest, dass die existenziellen Fragen seines Lebens und seiner Gesellschaft nur durch die Gegenwartskunst bedacht und gestaltet werden konnten.

Kerkovius, Fritz Winter, Pierre Soulages, Ernst Wilhelm May, Serge Poliakoff, WOLS, Willi Baumeister und anderen. Mit Hilfe Münchener Galeristen wie Franke, Stangl und Ketterer entwickelte er langsam ein waches Interesse. Dennoch war er sich im Einzelnen der Qualität der Kunst nicht immer gleich sicher. Innerlich schwankte er mit seinem Urteil und brauchte seine Zeit, bis er zu fester Entschiedenheit für das ein oder andere Bild fand.

Manche Ausstellungen besuchte er mehrfach. Manche Verkäufer suchten

ihn dabei zu beschwätzen und zum Kauf zu drängen. Aber Prinz Franz hielt auf Distanz. Er wollte sein eigenes Urteil finden. Dazu brauchte er Geduld. Heidi Bürklin schrieb das vor fast 50 Jahren in ihrem wunderbaren ‚Portrait eines Sammlers‘ nieder. Im Katalog *Deutsche Kunst seit 1960. Aus der Sammlung Prinz Franz von Bayern*, herausgegeben von Carla Schulz-Hoffmann und Klaus-Peter Schuster (1985).

Früh hatte der junge Kunstfreund ein Problem mit dem Künstler Willi Baumeister. Das zeigte sich deutlich in der Galerie Franke. Da standen vor der Hängung einige fabelhafte ‚Baumeister‘ herum. Wieder redete ein Angestellter auf ihn ein. Aber der Prinz hatte sie einfach nicht gemocht. Dann rief eines Abends der Galerist selber an: Bei Ketterer in Stuttgart würde am nächsten Morgen ein besonders schöner ‚Baumeister‘ in einer Auktion angeboten, der einen Kauf wert sei. Noch in der Nacht eilte der Prinz in seinem VW nach Stuttgart. Er wird vom Nachtwächter reingelassen, und er prüft aufmerksam das Bild im Halbdunkel mit der Taschenlampe. Es gefällt ihm. Und so kauft er seinen ersten ‚Baumeister‘ – im Alter von 28 Jahren.

Zwei Jahre lang hat er um diese Klarheit gerungen. Zwei Jahre hatte es gedauert, eine feste Entscheidung mit Freude zu treffen, Jahre des Schwankens und Zweifelns, Jahre des Ringens mit sich und mit der Kunst. Dann verfloss der Zweifel und langsam verfestigte er sich in den Glauben an ein konkretes Bild. Prinz Franz begeisterte sich für *Safer avec des points* (1954). Das Bild fand so zu einer bleibend zentralen Bedeutung für seinen Sammler.

In den frühen 60er Jahren verdichtete sich bei Prinz Franz sein Leben mit der Kunst weiter. Noch keine dreißig Jahre, schon galt er als ausgemachter Sammler für zeitgenössische Kunst. Das beständige Sehen und Leben zwischen den Bildern sozialisierte ihn mit anderen Kunstfreunden. Man lernte sich

kennen, traf sich in Galerien und Museen, blickte auf die Bilder und sprach über Kunst. So fasste man Vertrauen zueinander und befreundete sich.

Die Begegnung mit Walter Bareiss war vielleicht die früheste Bekanntschaft für Prinz Franz in diesem Kreis. Früh entdeckte man eine gleiche Gesinnung in der Wertschätzung von Bildern und Künstlern in der Kunst ihrer Zeit. Andere Kunstfreunde gesellten sich dazu. Man traf sich und erörterte untereinander die neuesten Ausstellungen in München oder in der Nähe, zumal in den Kunstinstitutionen. Das ‚Alte‘ stand in bürgerlichen Kreisen der bayerischen Hauptstadt in hohem Ruf; das ‚Neue‘ aber galt weit in die Gesellschaft hinein als höchst umstritten. Immer wieder konzentrierte sich die Gruppe auf die Bayerische Staatsgemäldesammlung. Die Neue Kunst war dort wenig präsent. Auch Ankäufe schienen damals schwer machbar. Doch diesen Kreis von Kunstliebhabern drängte es ungebremst auch in andere Städte. Sie wollten dort Neue Kunst sehen, in Stuttgart, Köln, Düsseldorf, Hannover, Hamburg, Berlin; in Paris und London, in Basel, Zürich und Wien. Am liebsten aber flog man an die amerikanische Ostküste. Nicht zuletzt lernten sie bei ihren vielen Besuchen in New York, dass der Zustand der großen Museen dort, vor allem im *Museum of Modern Art* (MoMA), vom privaten Engagement vieler abhing. Das war für München eine Vorgabe.

Der Aufbruch nach New York

Es war das Jahr 1967. Wieder flogen zwei aus dem Münchener Kreis nach New York, Walter Bareiss und Prinz Franz. Ersterer gehörte als Deutscher längst zur Ankaufskommission für Zeichnungen im MoMA. Bald aber band er auch den Prinzen mit in diese

Gelassen schlenderte er durch das Entrée und war sofort wie ausgebremst. Bewegungslos stand er fixiert vor einem großen Triptychon von Francis Bacon.

Institution ein. Er vermittelte ihn zur Mitarbeit in den *International Council*, den internationalen Freundeskreis des Museums. Die beiden verband in diesem großen Institut ihr gemeinsamer Einsatz. Diesmal aber musste Walter Bareiss vom Flughafen aus gleich in seine Textilfabrik. Prinz Franz jedoch zog es gleich in die Kunstszene von Manhattan. Viele Treffen waren verabredet. Denn hier brodelte der Geist der Neuen Kunst.

Prinz Franz besuchte als erste die bekannte Marlborough Gallery. Dort war er später mit dem Kurator des MoMA verabredet, mit William Liberman. Gelassen schlenderte er durch das Entrée und war sofort wie ausgebremst. Bewegungslos stand er fixiert vor einem großen Triptychon von Francis Bacon. *Crucifixion* (1965) war sein Titel, gut ein Jahr zuvor war es entstanden. *Das war wie ein Donnerschlag*, erinnerte sich der Prinz später.

Kurz darauf führte er im Gespräch weiter aus: *Ich erinnere mich an seine Größe, seine Eindringlichkeit. Es war dann diese Hakenkreuz-Binde am Arm der rechten Figur, die mir als Deutscher natürlich auffiel, die Bacon aber später heruntergespielt hat; <...> denn es war keine Anklage gegen Deutschland, aber diese schonungslose Gegenüberstellung <...> von Qualen und von unbeteiligten Wegsehen, also alle jene Dinge, die uns eigentlich im Umgang mit der deutschen Vergangenheit beschäftigten, waren in diesem Bild enthalten.*

Der Galerie-Verein

Als Prinz Franz nach knapp einer Woche wieder nach München zurückkam, traf sich der Freundeskreis sehr bald. Man erzählte sich all das, was man an Neuem gesehen hatte, und was man tun müsste, um die klägliche Situation der Staatlichen Gemäl-

degalerie der Moderne zu verändern. Schließlich kam der Einfall auf, einen privaten Verein zu gründen, um so für die Staatlichen Museen in München Neuanschaffungen leichter zu ermöglichen und neue Ausstellungen zu initiieren. Stets handelte es sich dabei natürlich um private Beihilfe und finanzielle Unterstützung.



Pater Friedhelm Mennekes SJ, Laudator der Preisverleihung, zählt zu den großen Kunstverständern unserer Gegenwart.

Kurz darauf kam der engagierte Kreis wieder zusammen. Diesmal sollte es im Haus des Prinzen eine lange Sitzung werden. Alle waren jetzt von der Sache beseelt, einen Förderverein zu gründen. Es waren neben Prinz Franz der Restaurator Klaus Gebhard, der Verleger Egon Hanfstaengl, der Kunsthistoriker Siegfried Wichmann, der Bankier Alfred Winterstein und der Kunstsammler Christian Wolters. Im Laufe des Abends gründeten dann diese sechs Anwesenden aus dem Freundeskreis den *Galerie-Verein*, wie er fortan genannt wurde. Wenige Tage später traten noch weitere Mitglieder hinzu, die beim ersten Treffen verhindert waren: Walter Bareiss, Christof Engelhorn und Karl-Heinz Dallinger. Als Vereinszweck standen am ersten Abend drei Ziele im Raum:

1. Die Neue Pinakothek, die Neue Staatsgalerie und die Staatliche Graphische Sammlung zu fördern.
2. Die Gewährung von Zuschüssen zur Anschaffung solcher Werke durch die Staatlichen Sammlungen.



Akademiedirektor Dr. Achim Budde (li.) verleiht Herzog Franz von Bayern den Romano-Guardini-Preis 2022. Die zugehörige Preisbegründung hatte zuvor Prof. Dr. Carla Schulz-Hoffmann (re.) im Namen der Akademieleitung verlesen.



Für das Pressefoto zur Preisverleihung reichten sich Akademiedirektor Achim Budde, Laudator Friedhelm Mennekes, Kardinal Reinhard Marx, Carla Schulz-Hoffmann aus der Akademieleitung und Preisträger Herzog Franz von Bayern (v. l. n. r.) auf.

3. Die Förderung von Ausstellungen mit Publikationen von Kunstwerken in deutschen und ausländischen Museen.

Der Freundeskreis wollte zudem die Kunstszene durch gemeinsame Reisen verlebendigen, durch Steigerung der Mitgliederzahl und konkret durch Empfehlung von neuen Ankäufen. In den folgenden Jahren gehörte natürlich der junge Prinz im Verein zu den engagiertesten Mitgliedern. Er brachte selbst die meisten Vorschläge ein und wusste sie im Kreis auch durchzusetzen, wenn es um neueste Kunst ging. Hier trat er auf *mit Charme und Hartnäckigkeit*, wie Heidi Bürklin zu zitieren wusste.

Zur nächsten Sitzung sollte jeder ein paar Werke nominieren, um sie dann in eine Ausstellung der Staatlichen Sammlung einzubringen. Bareiss und der Prinz nominierten unabhängig voneinander die *Crucifixion* (1965) von Francis Bacon. Andere im Kreis

und anderen sofort klar, dass das Bacon-Triptychon München nicht mehr verlassen dürfe. Auch der damalige Generaldirektor der Neuen Staatsgalerie, Haldor Soehner, war auf den ersten Blick vom Bacon-Bild eingenommen. Er bezeichnete das Werk als *gewaltiges Mahnmal*, das eine *magische Kraft* aussende. Kaum waren die ersten Gespräche über die Finanzierung dieser Erwerbung in Gang gekommen, war es schon bezahlt. Eine Sensation! Christof Engelhorn hatte den Ankauf der *Kreuzigung* (1965) in einem Zug gesponsert.

Die ersten Spuren in München

Die Zahlen der Mitglieder des Galerie-Vereins steigerten sich nach und nach. Bei der Zahl von etwa 100 stagnierte das Wachsen. Im Rückblick auf den Ankauf von Francis Bacon aber war sich Prinz Franz sicher, dass diese Erwerbung *das Schlüsselereignis für die Entwicklung der Sammlung im 20. Jahrhundert* in München sei.

Durch so manche privat gesponserten neuen Erwerbungen gewann der Galerie-Verein an Dynamik. Besonders Prinz Franz von Bayern brachte dort immer wieder entscheidende Vorschläge ein und wusste sie auch durchzusetzen, zumal dann, wenn es um kontroverse junge Kunst ging. Diesmal galt sein besonderes Interesse, Blinky Palermos Stoffbilder in die Bayerischen Staatsgemäldesammlungen aufzunehmen. Und wieder ging der Vorschlag – wie so oft – ohne Gegenstimme durch.

Ingviold Goetz erinnerte sich später an die erste Begegnung mit dem Galerie-Verein: *Das ging sehr schnell, dass ich die Herren kennenlernte. Sie kamen oft zu den Eröffnungen, manchmal schon vorher. Es sind aber nur Klaus Gebhard, Walter Bareiss, Prinz Franz von Bayern und Christof Engelhorn, die mir in Erinnerung geblieben sind. Ein sehr kleiner Zirkel sehr aktiver und interessierter Menschen. Es war wirklich ein Segen, dass es so engagierte Sammler gab.*

Es folgten unentwegt weitere Ideen und Impulse, Schlag auf Schlag. Der erste war die Sammlung Ströher in Darmstadt. Die beiden Galeristen Heiner Friedrich und Franz Dahlem hatten wiederholt auf eine Ausstellung dieser sensationellen Sammlung mit amerikanischer Kunst gedrungen: Pop Art. Pop und cetera. Diese Ausstellung sollte das bis dahin wohl sensationellste sein, was es in München je zu sehen gab.

Als der Amerikaner Dan Flavin die erste Hängung gesehen hatte, beschied er umgehend vor der Eröffnung, die Bilder seien viel zu ‚brav‘ gehängt. Und schon wurde von den Kuratoren und einigen Mitgliedern des Galerie-Vereins alles umgehängt. Wer konnte, griff zu. Der Prinz rückte gleich eine hohe Leiter herbei und brachte in der Höhe selbst alles ins nicht gerade rechte Lot. An die 200 Bilder, Plastiken und viele Zeichnungen – am Ende noch ergänzt vom sog. *Block Beuys*, den der rheinische Künstler allerdings in seinen Räumen selber einrichtete. Bei der Eröffnung dann – verbot die Polizei jeglichen Al-

Durch so manche privat gesponserten neuen Erwerbungen gewann der Galerie-Verein an Dynamik. Besonders Prinz Franz von Bayern brachte dort immer wieder entscheidende Vorschläge ein.

benannten Werke von Fernando Botero, Antony Caro, Alan Davie, Robert Rauschenberg, Graham Sutherland, Antoni Tàpies und weitere.

Als die Ausstellung schließlich eröffnet wurde, war für Prinz Franz

koholausschank. Dennoch: Die Laune muss glänzend gewesen sein.

Kaum war nach gut zwei Monaten diese Ausstellung mit einem großen Erfolg zu Ende gegangen, setzte schon wieder ein Durchbruch ein. Es ging um Zeichnungen und Aquarelle von Georg Baselitz. Prinz Franz und der Künstler begegneten sich und wurden bis heute enge Freunde. In voller Begeisterung griff der Prinz kräftig zu, um viele Zeichnungen zu erwerben. Wieder formte sich eine großartige Ausstellung in der Planung. Die neue Postulantin, Dr. Carla Schulz-Hoffmann, übernahm die Verantwortung für die Hängung und für ihren ersten Text über diesen Künstler. Das war im Jahr 1986.

Mit den neuen Arbeiten von Georg Baselitz steigerte sich die Sammlerleidenschaft von Prinz Franz wie im Schub zu hoher Begeisterung. Jetzt erkletterte er seinen Blick auf neue Ausichten. Diesmal ging es vor allem um den Erwerb von Druckgrafik. Fred Jahn, sein lebenslang befreundeter Kunstberater und Begleiter für den Aufbau seiner Sammlung, ermutigte ihn, fünf-hundert Zustandsdrucke frisch aus dem Atelier von Baselitz zu erwerben. Und wieder sprang die Freude am Erwerben neuer Kunst in die Höhe. Die Frucht der wachen Lust zu sammeln! Von Galeristen und anderen Kunstfreunden ließ er sich durchaus gern beraten, aber die Auswahl war immer nur seine eigene Sache. Den Zuschlag traf er stets allein. Er fiel dabei nie rein auf das, was ihn gerade gepackt hatte. Dennoch blieb er stets seinen eigenen Sammelfeldern treu.

Das zeigte sich schon früh in den USA, wo sein Sammeleifer heranreifte, bei Künstlern wie Tuttle, Judd und Sandback. Bei Werken von Rivers und de Kooning hatte er vieles schon früh erstanden, bei Chamberlin und Heizer war er schnell auf deren neuen Spuren.

Auch zu Hause in der Münchner Szene ging es beständig um den Zukauf von Arbeiten bei Baselitz, Palermo, Richter, Penck und Immendorf. Zunehmend war er aber auch an Aktionen und Arbeiten von Hermann Nitsch interessiert. Noch kurz vor dessen Tod am Ostermontag 2022 erwarb er ein großes, völlig neu konzipiertes Farbbild.

Doch noch einer anderen Gruppe war er treu, seinen Münchener Künstlern. Regelmäßig besuchte er auch sie in

ihren Ateliers, so bei Oscar Coester, Ursula Rusche-Wolters, Priska von Martin, Helmut Pfeuffer, Rudi Troeger und nicht zuletzt bei Erwin Pfrang.

Letzterer hatte ein Werk in die Welt gesetzt, das sich mit den Menschen auseinandersetzte, die am Rande der Gesellschaft lebten. Für sie erspürte und entwickelte der Künstler ein existentiell aufgebrochenes Menschenbild. Erwin Pfrang fühlte sich selbst in diese Menschen ein, und zwar durch eine bewegte, Anteilnehmende Sensibilität.

Diese Kunst überwältigte alle drei, Künstler, Sammler und Betrachter. Sie blieb stets offen, entzog allen die kompositionelle Orientierung und verwehrte den Augen jeglichen Halt.

Diese Position transformierte sich zu einer künstlerischen Haltung und versetzte den Betrachter in eine große innere Erregung.

Genau diese Ergriffenheit drang tief in das Bewusstsein des Sehens von Prinz Franz als Sammler ein. Sie packte ihn. Gleichzeitig entzog der Künstler dem Sammler jegliches Verstehen. Diese Kunst überwältigte alle drei, Künstler, Sammler und Betrachter. Sie blieb stets offen, entzog allen die kompositionelle Orientierung und verwehrte den Augen jeglichen Halt. In diesem Taumel verlor diese Kunst bewusst ihre Eindeutigkeit in Aussage und Bedeutung, blieb aber dennoch brennend interessant.

Die Kunsthistorikerin Carla Schulz-Hoffmann bringt in einem Text die Haltung des Künstlers auf den Punkt: „Aus einer bewusst gewählten Außenseiterposition heraus entstanden bildnerische Formulierungen, die sich in ihrer inhaltlichen und formalen Unangepasstheit gegen alle herrschenden Trends richten und damit indirekt ein durchaus subversives, weil gegen jede Konvention gerichtetes Potential enthielten.“

Aus der Sammlung Prinz Franz von Bayern

Doch noch sei ein Blick zurück gewagt, ins Jahr 1984. Es war wieder ein Jahr

größter Überraschung. So schreibt der Generaldirektor der Staatsgalerie Moderner Kunst, Erich Steingraber, im Vorwort zu einer sensationellen Ausstellung: *Deutsche Kunst seit 1960. Aus der Sammlung Prinz Franz von Bayern.*

„Prinz Franz von Bayern schenkte dem Wittelsbacher Ausgleichsfonds den größten und gewichtigsten Teil seiner Sammlung moderner Kunst mit der ausdrücklichen Zweckbestimmung, sie den staatlichen bayerischen Sammlungen für ihre Museen in München zur Verfügung zu stellen. Diese Schenkung folgte gleichsam einer besonderen wittelsbachischen Tradition. Kronprinz Rupprecht von Bayern hatte den Sammlungsbesitz in zwei Stiftungen zusammengefasst, in

- die Kunstwerke des älteren Bestandes in der *Wittelsbacher Landesstiftung*,
- und den größten Teil der im 19. Jahrhundert gesammelten Objekte und privaten Bestände, im *Wittelsbacher Ausgleichsfonds*.

Prinz Franz von Bayern folgt jetzt der Noblesse seiner Vorfahren, wenn er die sehr vielen von ihm gesammelten, hier in der Ausstellung vorgestellten Werke der Öffentlichkeit zugänglich macht.“

Gemeinsam mit der Sammlung von Prinz Franz werden aber in dieser Ausstellung auch Arbeiten aus demselben Umkreis gezeigt, die vom *Galerie-Verein* für die Staatsgalerie Moderner Kunst erworben wurden, sowie auch noch einige Ankäufe der Staatsgalerie selbst. Es waren Werke von Baselitz, Beuys, Höckelmann, Immendorf, Kiefer, Knoebel, Lüpertz, Palermo, Penck, Polke, Rainer, Richter, Schönebeck u.a.

Später dann – Anfang der 90er Jahre – als der Galerie-Verein nach 25 Jahren rückblickend zwei Ausstellungen ausrichtete,

- eine mit ausgewählten Bildern und Objekten der Staatsgalerie Moderner Kunst und
- eine mit ausgewählter Druckgraphik in der Staatlichen Graphischen Sammlung,

zeugen zwei weitere Vorworte Respekt und Dank für das gemeinsame Wirken in Vergangenheit und Zukunft:

„In all den vergangenen Jahren hat der Galerie-Verein seine Ankäufe mit den jeweiligen Leitern der

Staatsgalerie Moderner Kunst und der Staatlichen Graphischen Sammlung abgesprochen. Das Ergänzen der Museumsbestände war eines seiner wichtigsten Ziele. ... Beflügelt von der Aussicht auf einen inspirierten und inspirierenden Museumsneubau in unmittelbarer Nähe der beiden Pinakotheken, der die Kunst des Zwanzigsten Jahrhunderts und die bedeutenden Bestände der Staatlichen Graphischen Sammlung in den Kontext der vergangenen Epochen stellen wird, wünscht sich der Galerie-Verein in Zukunft eine noch furchtbarere Sammeltätigkeit.“ *gez.: Katharina Sattler, Prinz Franz, Walter Bareiss*

Der damalige Generaldirektor der Bayerischen Staatsgemäldesammlungen schreibt im zweiten Band des Katalogs folgende Zeilen im Vorwort: „Ausstellung und Katalog zum 25. Jahrestag der Gründung des Galerie-Vereins ... sind Resümee des Geleisteten und zugleich Zukunftsperspektive. ... Wichtige Erwerbungen, die heute das Gesicht der Sammlung mitprägen, wären ohne die ideelle und materielle Hilfe des Galerie-Vereins unerfüllbarer Wunschtraum geblieben, ... so z.B. das heute im Gesamtwerk des Künstlers als singulär eingestufte *Triptychon* von Francis Bacon ebenso wie die monumentale Steinarbeit *Das Ende des 20. Jahrhunderts* von Joseph Beuys, um nur die beiden markantesten Pole zu nennen: Der Galerie-Verein als Anreger, Vermittler, aber auch als kritisches Korrektiv einer oftmals als zu starr empfundenen musealen Praxis. (Und das), was über das finanzielle Engagement hinaus immer wieder zum positiven Stimulans für das jeweilige Gegenüber wurde.“ *gez.: Hubertus F. von Sonnenburg*

Die Pinakothek der Moderne

Die im ersten Vorwort erhoffte große Veränderung deutete sich gegen Ende des zweiten Jahrtausends durch den Entwurf und den Bau der Pinakothek der Moderne an. Auf dem Weg zur Eröffnung im Jahr 2002 aber ging es dann um weitere große Veränderungen, die dann dem Galerie-Verein selbst in Haus standen, die Selbstauflösung und die Überführung in PIN.

Konkret erstrecken sich diese Aktivitäten auf folgende Festlegungen:

- auf Erwerbungen, die den Sammlungen als Dauerleihgaben zur Verfügung gestellt werden;
- auf Ausstellungsförderungen und Publikationen zur Sichtbarmachung und Vermittlung der Sammlungen und für eine erhöhte Strahlkraft der Museen;
- auf Vermittlungsprojekte, um Menschen verschiedenster sozialer Schichten und Altersgruppen an die Museen heranzuführen, besonders Kinder und Jugendliche;
- Programme für unsere Mitglieder, um die Begeisterung für unsere Sammlungen erlebbar zu machen

Das war ihm das Wichtige in München und in New York, vom Ende der 60er Jahre bis Anfang der 20er. Es waren die Begegnungen mit den Künstlern, den Instituten, den Engagierten; den Freunden.

und das Interesse an der Kunst des 20. und 21. Jahrhunderts zu teilen.

Generell geht es dabei auch darum, Synergien zu nutzen und zu schaffen, indem wir Personen und Institutionen vernetzen, die München und die Pinakothek der Moderne zu einem vitalen Zentrum für zeitgenössische Kunst machen möchten;

- um die Kontinuität und Vitalität der Sammlungen lebendig zu halten, gehört es zu unseren Aufgaben, Erwerbungen zu ermöglichen, Ausstellungen zu fördern, Vermittlungsprojekte für Jung und Alt zu unterstützen und ein lebendiges Mitgliederprogramm anzubieten;
- schließlich wollen wir uns bemühen, Synergien zwischen den vier Sammlungen, die unter einem Dach der Pinakothek der Moderne beheimatet sind, aufzuspüren und zu stärken. Und wir wollen unseren Ansprechpartnern in den Museen, in Wirtschaft und Politik starke, strategische Partner sein.

Was verbindet diese Ziele und Aktivitäten letztlich miteinander?

Sie eint das Bemühen, den Bestand der Sammlungen immer wieder auf neue Weise zu befragen und für heutige Generationen zu aktivieren.

Fünfzig Jahre lang ...

... hat Prinz Franz, der spätere Herzog von Bayern, mitten unter Sammlern, Instituten und Bildern gesessen. Und nach fünfzig Jahren sah er im Rückblick, dass er immer ‚dabei gewesen‘ war. Das war ihm das Wichtige in München und in New York, vom Ende der 60er Jahre bis Anfang der 20er. Es waren die Begegnungen mit den Künstlern, den Instituten, den Engagierten; den Freunden.... Und überall entwickelten sich Geschichten, Erfahrungen, Erinnerungen. *Ich saß mitten drin, hab‘ alles mitgemacht und doch auch hier und da etwas in Bewegung gebracht.* Daher machte ihn der internationale Freundeskreis des MoMA bald auch zu seinem Vorsitzenden. Das hielt er 16 Jahre durch.

Der Prinz hatte schon in frühester Zeit immer eine Reihe interessanter Leute um sich versammelt. Die hatten zwar nicht gerade Geld zur Verfügung, aber sie waren offene Köpfe, die vieles unterstützt und mitgemacht hatten. Es waren für Prinz Franz durchaus ‚Mitwirkende‘ und sie hatten vieles mit- und durchgetragen – wie auf einer offenen Bühne. *Nicht überall standen sie in der ersten Reihe, aber sie waren präsent, manchmal ‚anonym‘, wie unbekannt. Aber in meiner Welt war mir jeder einzelne sehr wichtig.*

Mit dem neuen Museum, der Pinakothek der Moderne, haben sich die meisten Aufgaben sehr verändert. Das galt vor allem für das private Engagement, natürlich vor allem für das neue PIN. Es musste im Unterschied zum auslaufenden Galerie-Verein breiter aufgestellt werden. Ausstellungen beispielsweise waren ohne PIN. gar nicht mehr machbar. Überall waren jetzt private Förderungen nötig. Den Behörden war die Pinakothek der Moderne zu teuer. Stadt und Land hatten kein Geld mehr. Die Förderungen konnten sie nicht mehr allein bewältigen, es sei denn, hieß es in einer Regierungserklärung, die private Hand könne eine 10%-Förderung mitfinanzieren. Das konnte sie nach den Aufbaujahrzehnten in Mün-

chen in der Tat sehr bald zuverlässig auf das Doppelte steigern. Da dominierte inzwischen längst eine selbstbewusste Euphorie.

Herzog Franz war nach der Eröffnung der Pinakothek der Moderne in den Institutionen weiter präsent. Er übernahm für länger den Vorsitz des Kuratoriums von PIN. Er war weiterhin präsent und saß in seinen Gremien ‚mitten drin‘. Nie hat er aufgehört, für alle Belange zu sorgen und zu vermitteln, besonders für die Staatliche Graphische Sammlung. Freilich: langsam begann er auch, aus Altersgründen langsamer zu treten. Und doch blieb er formal und informell eine entscheidende Gestalt, stand nach wie vor an vorderster Front, galt als eine Figur, auf die man zählen und mit der man sprechen

konnte. Alles musste einem natürlich ‚gelingen‘, vor allem im Gespräch, um andere zu überzeugen. *Aber dafür braucht man ein Grundvertrauen und eine Vertrauensphase.* Gefragt, ob das auf seine Art, bescheiden aufzutreten, zurückginge – antwortet er direkt: *Nein, bescheiden bin ich nicht, ich will etwas erreichen, will, dass da etwas gelingt. Aber da stelle ich mich nicht nach außen.*

S.K.H. Herzog Franz von Bayern blieb Zeit seines Lebens all seinen Themen treu und begleitete sie – und wie selbstverständlich begleiteten sie ihn, mehr als 50 Jahre, ein Leben lang. Aber sie zeigten sich immer neu. Und ‚sein Ding‘, das immer an oberster Stelle stand, das blieb: *die neue, die junge Kunst.*

50 Jahre Katholische Akademie in Bayern

Zu ‚seinen Dingen‘ gehörte auch die Katholische Akademie. Auch sie ge-

50 Jahre Engagement für ein Staatliches Haus?

Ein Fazit von Katharina von Perfall (2015)

„1965 unter dem Namen *Galerie-Verein* gegründet, verdankt *PIN* seine heutige Identität einer in Jahrzehnten gewachsenen Tradition. Ins Leben gerufen von einem kleinen Kreis enthusiastischer Kunstfreunde, ist die Geschichte von *PIN* untrennbar mit der Geschichte der Pinakothek der Moderne verbunden. Es ist eine Geschichte von starken Persönlichkeiten, von Risikobereitschaft und privatem Engagement – vor allem aber von großartigen Kunstwerken und von der Leidenschaft für das Zeitgenössische in all seinen Ausdrucksformen.

Ohne das Engagement von *PIN* hätten die Sammlungen der Pinakothek der Moderne heute ein anderes Gesicht. Weit über 1.000 Arbeiten wurden im Laufe der Jahrzehnte für die Sammlung Moderne

Kunst, die Staatliche Graphische Sammlung und seit 2011 auch für die Designsammlung und das Architekturmuseum erworben. Ausstellungsförderungen gehören seit 2010 zu unseren wesentlichen Aufgaben. Vermittlungsprojekte für Kinder und Erwachsene ergänzen das breite Feld von Förderaktivitäten.

Der Erfolg der Pinakothek der Moderne beweist, dass das Engagement unseres Vereins Früchte getragen hat. Er ist eine Verpflichtung, zu helfen, diesen Erfolg zu stabilisieren und das Haus weiterhin mit größtmöglicher Tatkraft zu unterstützen. Der Verein muss weiterwachsen und sich immer wieder den wandelnden Gegebenheiten anpassen, damit sich die Sammlungen, die er fördert, aktiv entwickeln können.“ ■

hörte in ‚seiner Welt‘ und war ihm sehr wichtig, auch die 50 Jahre lang. Nicht dass es dort viele künstlerische Themen gab, aber an leitender Stelle hatte er immer wieder zu moderieren. Auch hier ging es um die Freiheit des Denkens und die Freiheit des Glaubens. Vermittlungen standen an zwischen den Kardinälen und den Leitern der Akademie, den Meinungsträgern, den Spannungen, den Gegensätzen, den festgefahrenen Diskussionen in Theologie und Philosophie, Tradition und Aufbruch. Auch hier gingen jetzt die 50 Jahre zu Ende.

Wie wird es da weitergehen? Die Kirche hat sich im Augenblick tragisch festgefahren. Viele können sich nicht vorstellen, dass da eine Zukunft aufstehen kann. Was kommt jetzt? Was ist für eine neue Kirche wichtig? Wie wird sie die ihr eigene geistige Freiheit bewahren können? Was kann ich ihr nach all den Jahren Mitwirkung an leitender Stelle wünschen?

Klar: Die Strahlkraft Christi! Sein Licht! Seine Leucht-Kraft. Eine Akademie hat eigentlich keine Ziele zu verkünden. Sie will Diskussionen fördern, und das in einer zivilisierten Welt, in einer *Theologie der Befreiung.* (Leonardo Boff). Was wird aus dem *Synodalen Weg? Was kann ich ihr hinterlassen?*

Ein Bild für wache Augen. Kein anderes könnte es sein als Pfrangs Bild *Einzug Christi in Deutschnau* (1996). Als Prinz erwarb es Franz von Bayern im Jahr des Entstehens. 25 Jahre lang hing es konfrontierend in seinem Arbeitszimmer, zog ihn in Bann, forderte ihn heraus. Es hat das Sehen des Prinzen in Jahrzehnten geformt. Darum war es jetzt der Herzog Franz von Bayern, der Chef des Hauses Wittelsbach, der

dieses Bild der Akademie vermachte, als er sich als Vorstandsmitglied aus der aktiven Mitarbeit der Katholischen Akademie verabschiedete.

Diese Bild-Stiftung muss weiter in die Tiefe gehen. Habe an die 25 Jahre damit gelebt, war immer bereit, mich darauf einzulassen. Ich tat mich schwer damit, aber bin damit anders und neugieriger

Die Kirche hat sich im Augenblick tragisch festgefahren. Viele können sich nicht vorstellen, dass da eine Zukunft aufstehen kann.

geworden, weil es mich beunruhigt hatte. Statt sehen – erahne ich jetzt. Statt zweifeln – schweige ich vor jedem Detail. Jetzt bringe ich das Verstockte und Versteckte in Bewegung. Jetzt geb' ich's her. ■

Ein Quantum Hellsichtigkeit für eine Welt des ständigen Wandels

Dank und Ausblick des Preisträgers von Herzog Franz von Bayern

Ich danke der ganzen Akademie ganz herzlich für diesen Preis. Er freut mich sehr. Er macht mich ein bisschen befangen, wenn ich an die Reihe der Preisträger vor mir denke. Welches Kaliber, welches Niveau die Reihe der Preisträger aufweist. Und ich muss immer schauen, ob und wo ich mich da einfügen kann. Gut, also herzlichen Dank.

Herr Staatsminister Herrmann, danke für Ihre Grußworte. Ich bin dankbar, dass Sie erwähnt haben, dass man neben dem Interesse für Kunst, für Kultur, das ja immer ein geistiges ist, eine geistige Auseinandersetzung mit der eigenen Zeit, auch die sozialen Seiten und das Miteinander von Menschen im Leben nicht vergessen darf. Und das war auch der Grund dafür, dass wir als ganze Familie diese Spende für die ukrainischen Flüchtlinge beschlossen und diese Aktion auch öffentlich gemacht haben.

Und dann, Pater Mennekes, danke für Ihre Laudatio. So viele gute Worte, so viele Erinnerungen. Ich habe die ganze Zeit schmunzeln müssen. Aber Sie haben schon recht. Sie haben gezeigt, dass ich nie allein war, sondern dass ich immer Weggenossen hatte, dass es immer eine ganze Gruppe war, in der

ich mitten drin war, eine Gruppe, die sich um die Dinge bemüht hat. Und da ist es schön, dass so viel dabei gelungen ist.

Dann geht mein herzlicher Dank an die Münchner Philharmoniker und an das Quintett mit ihrer wunderbaren

Musik, das ist ein großes Geschenk an mich, und es ist eine große Freude, dass ich es mit Ihnen allen, die am Festakt teilhaben, teilen kann. Ganz herzlichen Dank.

Von mir aus nochmal Grüß Gott Ihnen allen! Ich konnte gar nicht alle begrüßen. Ich grüße auch die ganze Akademie, auch die gesamte Mitarbeiterschaft der Akademie, die alles alte Freunde von mir sind. Und es ist schön, dass Sie wieder beieinander sein können. Es ist wunderbar, dass alle in den zwei Jahren Isolation diese sicher sehr erfinderisch und einfallreich überbrückt haben und damit die Akademie am Leben gehalten haben.

Und dass wir jetzt wieder zu weiterer Arbeit, dem weiteren Leben der Akademie, zurückkehren können, das freut mich wirklich sehr. Es kommt damit auch noch etwas zurück in dieses Haus: das ist die Pflege der Gastfreundschaft. Das war ja immer ein ganz bewusster, wichtiger Punkt, weil sie auch ein wichtiges Element des Zusammenlebens der Menschen ist. Damit ist wieder eine besondere Attraktivität der Akademie zum Leben erwacht. Das sehe ich mit großer Freude.

Ein anderer Punkt ist natürlich die Beschäftigung mit der Kunst, die jetzt auch immer weiter anwächst, wieder mehr Platz im Leben einnimmt. Es finden Ausstellungen statt. Und diese Offenheit hat natürlich auch mitgespielt, als ich mich dazu entschlossen habe, meinen Abschied von diesem Haus mit diesem Bild, das Sie hinter mir sehen, zu dokumentieren.



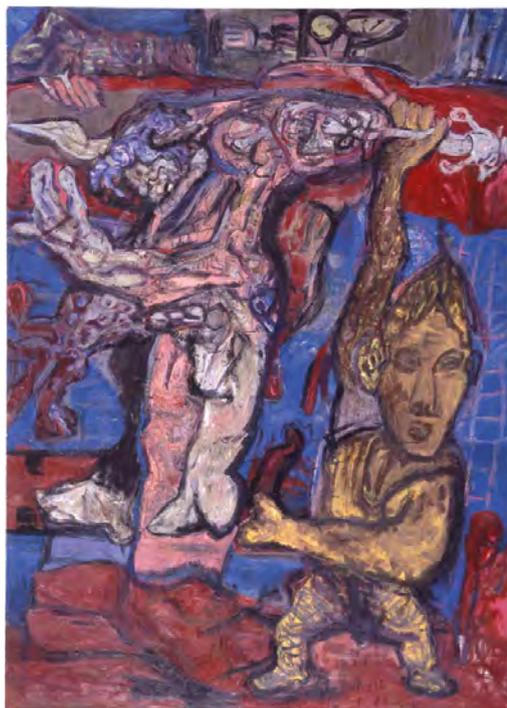
Herzog Franz von Bayern reihte sich sichtlich erfreut in die Liste der bisherigen Preisträger des Romano-Guardini-Preises ein. Seinen Dankesworten lauschten über 300 Gäste, darunter auch enge Freunde und Familienmitglieder.

Man darf neben dem Interesse für Kunst, für Kultur, das ja immer ein geistiges ist, eine geistige Auseinandersetzung mit der eigenen Zeit, auch die sozialen Seiten und das Miteinander von Menschen im Leben nicht vergessen.

Und wenn man es anschaut... Ja, es ist ein sehr schwieriges Bild, das weiß ich auch. Nach über 20 Jahren an der Wand in meinem Büro verändert sich die Anschauung sehr stark und macht deutlich, wie wenig gewiss ist, aber die Ahnungen sind da. Und wenn ich mir so anschau, was für mich sichtbar geworden ist, dass diese schreckliche Qual nie eine passive Qual ist, sondern dass sie vollkommen aktiv ist. Und das Bild heißt nicht zu Unrecht *Einzug in Dachau*; es ist vielleicht ein anderes Dachau gemeint, aber im Grunde ist es ein glänzender Einzug eines souveränen Leidens, das einzieht, um zu erlösen. Und über diesem Glanz verschwindet eigentlich der Quäler zu einer ganz banalen kleinen Nebenfigur. Er fällt eigentlich aus dem Geschehen ganz heraus.

Damit konnte ich eigentlich 20 Jahre lang sehr gut leben. Ich weiß, es ist kein bequemes Bild, aber Bequemlichkeit hat in meinen Wünschen für die Akademie auch keinen Platz, das gebe ich zu. Wir haben mit der Welt unendliche Probleme, die Ukraine, als nächstes natürlich auch die Krise in der Kirche – Themen für die Akademie. Aber, Eminenz,

Wir haben mit der Welt unendliche Probleme, die Ukraine, als nächstes natürlich auch die Krise in der Kirche – Themen für die Akademie.



Erwin Pfrangs *Einzug Christi in Deutschdachau* hatte Herzog Franz von Bayern 25 Jahre lang begleitet, ehe es der Katholischen Akademie in Bayern zum Geschenk wurde. Nun hängt das Bild im Vortragssaal der Akademie.

Sie haben sie von Anfang an ehrlich benannt. Sie haben es in die Hand genommen. Es ist ein steiniger Weg, das weiß ich. Es sind so viele Steine, dass man den Weg kaum mehr erkennen kann. Aber er führt hinaus. Daran habe ich überhaupt keine Zweifel.

Neben allen anderen Problemen und Sorgen, die es gibt, hat die Akademie natürlich auch wunderbare andere Themen, so die Beschäftigung mit der ganzen wissenschaftlichen Entwicklung im Land, die technischen Errungenschaften, mit denen wir noch gar nicht umgehen können, wo wir den Umgang erst noch lernen müssen. Wenn ich an eine künstliche Intelligenz denke, schwirrt mir der Kopf, aber ich bin fasziniert. Alles das werden Themen sein, die vielleicht auch in Gesprächen in der Akademie etwas mehr erklärt, untersucht und ausgewogen vermittelt werden können. Dafür wünsche ich

der Akademie zuerst einmal Freude, Begeisterung, Zuversicht, aber dann auch Kraft und Mut, das durchzuführen. Ich zweifle nicht daran, dass Sie die strenge Wissenschaftlichkeit, die wissenschaftliche Disziplin immer beibehalten, so wie sie immer geübt worden ist. Und damit kriegt das, was in der Akademie gedacht und gesagt wird, das Große, das Gewicht.

Und dann wünsche ich Ihnen noch ein Quantum Hell-sichtigkeit, um zu sehen, welche Themen auf uns zukommen. Am Ende, um ein bisserl zu verstehen, was diese fantastische, sich rasend schnell entwickelnde, sich ändernde Welt eigentlich bedeutet. Und das habe ich mir bei Romano Guardini abgeschrieben. Herzlichen Dank und alle guten Wünsche. ■



Im Anschluss an die Preisverleihung gab es allerhand Gelegenheit zu intensivem Austausch. Zu sehen ist Königliche Hoheit mit Lebensgefährtin Thomas Greinwald und der Kabarettistin Luise Kinseher. Rechts: Witterungsbedingt musste das Abendessen im Saal der Akademie eingenommen werden. Am Ehrentisch saßen u. a. Prinz Wolfgang von Bayern, Prinz Ludwig von Bayern, Herzog Max in Bayern nebst Adelheid Maier, der Frau des Guardini-Preisträgers und ehemaligen bayerischen Kultusministers Hans Maier (v. l. n. r.).

Ein Inspirator, Helfer und Freund unseres Glaubens

Schlusswort des Erzbischofs von München und Freising von Kardinal Reinhard Marx

Nach einem solchen Wort ist ein Schlusswort eigentlich überflüssig, aber ich möchte es doch tun, Königliche Hoheit, verehrte Anwesende, um auch im Namen des Erzbistums, aller Bischöfe, ja der gesamten katholischen Kirche in Bayern, die diese Akademie trägt, einen Glückwunsch zu sagen.

Natürlich entscheidet die Akademie frei über den Preisträger, aber ich werde informiert und ich habe mich sehr gefreut über diese Entscheidung für den richtigen Preisträger.

I.

Also von mir ein Schlusswort oder ein „Mission-Statement“, so könnte man sagen. Herzog Franz hat uns ein gewisses „Mission-Statement“ mit auf den Weg gegeben und so sollten eigentlich auch Schlussworte sein. Wir

Vielleicht sollten wir lernen, nicht zu viel zu erklären, wer Gott ist, sondern ihn suchen, mit Neugierde und Offenheit.

haben heute sehr viel über die Kunst gehört; darin bin ich nicht so bewandert wie Pater Mennekes und Herzog Franz. Aber ich bin ein Liebhaber der Kunst in allen Facetten, auch der Musik übrigens. Und deswegen, glaube ich, kann man nur noch hinzufügen, um die Würdigung der Gesamtpersönlichkeit von Herzog Franz weiter anzureichern im Sinne von „Was macht eigentlich in Ihnen den Christen aus, den Menschen?“ Ich schaue nicht in Ihr Inneres, sondern möchte einfach ein paar Punkte nen-

nen, die vielleicht für uns alle auch ein Beispiel sind. Wenn jemand schon so ein langes Leben hinter sich hat und hoffentlich noch viele Jahre vor sich, dann mag er auch anderen ein Beispiel geben, wie man das gelingend umsetzt, wie man so schön sagt heute. Und dazu gehören, und das habe ich in den Gesprächen immer wieder gespürt: Neugierde und Offenheit. Das ist nicht nur für die Kunst wichtig, sondern für das Christsein.

Kardinal Basil Hume, ein Benediktinerabt, hat das schöne Buch geschrieben „Gott suchen“ über Leben und Arbeit der Mönche. Ein Mensch, der Gott sucht? Vielleicht sollten wir lernen, nicht zu viel zu erklären, wer Gott ist, sondern ihn suchen, mit Neugierde und Offenheit. Und darin treffen sich vielleicht auch Kunst und Religion. Man könnte sagen, als man zum ersten Mal archaische Rituale gefeiert hat, hat man auch an die Höhlenwände ein paar Skizzen gemalt. Kunst und Religion sind koextensiv. Es gibt keine Religion ohne Kunst und es gibt auch keine Kunst ohne die Suche nach dem Plus, nach dem Mehr, nach dem Anderen. Und das hat Herzog Franz, glaube ich, gut verbunden; so ist mein Eindruck. Neugierde und Offenheit – unbändige Neugierde. Wir haben es ja eben gehört, bis heute ist er neugierig, auch wenn er die künstliche Intelligenz vielleicht nicht mehr (wie ich auch) in Gänze erfassen wird. Aber er wird nicht aufhören, Artikel darüber zu lesen und das genau zu

Kunst und Religion sind koextensiv. Es gibt keine Religion ohne Kunst und es gibt auch keine Kunst ohne die Suche nach dem Plus, nach dem Mehr, nach dem Anderen.

studieren und eben von der Akademie erwarten, dass sie da dranbleibt. Dranbleibt an den Themen, die eben heute wichtig sind.

II.

Und ein zweiter Gedanke – auch das ist sichtbar geworden, ich nenne es einmal: Empathie und Sensibilität. Ich erinnere mich etwa an Telefonanrufe in der Flüchtlingskrise 2015, wo Sie, lieber Herzog, gesagt haben: „Also ich überlege doch wirklich, muss ich noch einmal etwas sagen? Wie sieht das aus? Was können wir tun für die Flüchtlinge? Wie kann man da etwas in Gang bringen?“ Eine Sensibilität für die Armen. Ein



Kennen und schätzen sich seit vielen Jahren: Das Oberhaupt des Hauses Wittelsbach, Herzog Franz von Bayern, und der Erzbischof von München und Freising, Kardinal Reinhard Marx.

Mensch, der aus einer solch großen Familie kommt, der für viele Menschen einer der Hochadligen ist, hat das Herz für die einfachen Menschen nie verloren. Das habe ich immer gespürt, auch in den Begegnungen und eben besonders im Einsatz für die Armen. Die soziale Seite in den Blick zu nehmen, das gehört zum Christsein, zum Menschsein. Wir haben ja eine Liste seiner Engagements gesehen. Margaret Thatcher hat gesagt, so etwas wie Gesellschaft gäbe es überhaupt nicht. Das ist töricht. Es gibt Gesellschaft, Zivilgesellschaft. Das ist ein wesentlicher Teil unseres Lebens. Der Staat ist das eine, aber die lebendige Gesellschaft ist das andere: die sich selbst organisiert, sich selbst voranbringt, die Kunst hervorbringt, die soziale Aktivitäten hervorbringt, dass das ineinander geht, miteinander geht und der Mensch niemals – wie Sie gesagt haben – alleine unterwegs ist.

Es gibt kein Menschsein für sich allein, es gibt nicht das Subjekt an sich, es gibt immer nur das Wir und das Ich zusammen. Das ist eine Vorstellung des christlichen Menschenbildes. Empathie und Sensibilität, wie es ja auch Romano Guardini gelebt hat, obwohl er sozial und politisch nicht so aktiv war; aber er hat gespürt, was in der Welt los ist. Manchmal nehme ich sein Buch in die Hand, in dem er über den Sinn der Schwermut schreibt. Wir Westfalen sind ja auch so ein bisschen „sentimentale Eichen“, wie Heinrich Heine gesagt hat. Das ist bei Herzog Franz nicht der Fall, aber er besitzt eine sehr hohe Sensibilität für das, was an Brüchen und Herausforderungen in der Welt ist.

So wie er das Bild hinter mir interpretiert hat, haben Sie alle es gespürt: Das kann nur jemand, der hoch empfindlich die Zeit sieht und die Wunden der Welt anschaut. Und das Letzte für einen Christen, für einen Menschen, ein „Mission-Statement“ sozusagen, ist

Es gibt das schöne Wort von Johann Baptist Metz, das mich immer begleitet, zur Definition von Religion: Unterbrechung!

für uns: Gelassenheit und Zuversicht. In einem gewissen Alter denkt man ja vielleicht auch weiter. Das tut Herzog Franz sicher. Aber er tut es in Gelassenheit und Zuversicht.

Mein alter Heimatpfarrer sagte etwas ganz Schönes: „Je älter Pater Placidus wurde, desto gütiger wurde der liebe Gott.“ Pater Placidus war natürlich eine Erfindung, aber eine gute.

III.

Und ich denke, das gilt auch für Ihr Zeugnis in die Kirche hinein. Darüber haben wir immer wieder gesprochen. Neulich – das ist auch eine Anekdote, die aber wahr ist – haben wir in Schloss Nymphenburg gemeinsam eine Operaufführung besucht. In der Pause habe ich dann gesagt: „Königliche Hoheit, jetzt ist die Pandemie zu Ende. Wie wäre es, wenn die ‚alten Mächte‘ zeigen, dass die Pandemie wirklich vorüber ist? Wir gehen gemeinsam in die Oper.“ Das haben wir dann auch getan. Und wir saßen dabei in seiner Loge und haben die Oper angeschaut. Ich war während der ganzen Zeit ein bisschen niedergeschlagen durch die ganze Situation in der Kirche und auch traurig. Und er sagte: „Herr Kardinal, es kommen auch andere Zeiten.“ Er hat mich in der Loge getröstet. Danke noch nachträglich dafür, dass Sie das getan haben und auch für diese Zuversicht. Nicht wegschauen, die Dinge sehen, nicht ausweichen, aber dann doch nicht resignieren. Und da denke ich, sind Sie ein guter Inspirator und ein Helfer und Freund der Gemeinschaft des Glaubens.

Der Glaube ist für Sie eine diskrete Angelegenheit, aber eine, die in Treue gelebt wird. Und das finde ich großartig. Das ist ein Beispiel für viele Menschen. Die Sicherheit, dass man in all den Turbulenzen, in all dem Auf und Ab der Geschichte der Kirche die Hoffnung hat, dass das, was uns dieser



Dem Erzbischof von München und Freising, **Reinhard Kardinal Marx**, oblag auch dieses Jahr das Schlusswort der Preisverleihung.

Mann aus Nazareth mit auf den Weg gegeben hat, nicht aufhört. Und dass wir weiter daran arbeiten werden, dass wir diesen gemeinsamen Weg gehen.

Und die Kunst wird dabei wichtig sein: Alterität! Es gibt das schöne Wort von Johann Baptist Metz, das mich immer begleitet, zur Definition von Religion: Unterbrechung! Das könnte man auch über die Kunst sagen: Unterbrechung des Zweckhaften durch das, was keinen Nutzen bringt, aber einen Sinn hat, wie wir eben gehört haben. Das hat uns Guardini ganz gut beigebracht: Alterität und Unterbrechung.

Danke für Ihr Zeugnis! Danke für das, was Sie uns schenken, in den immer wieder neuen persönlichen Begegnungen. Danke für das, was Sie für diese Akademie getan haben. Begleiten Sie uns noch lange mit Ihrem Zuspruch und Ihrem Gebet. Danke! ■

Die frei vorgetragene Ansprache wurde für die Drucklegung zur besseren Lesbarkeit geringfügig bearbeitet.

 Die Zusammenfassung des Festakts finden Sie als Video auf unserem YouTube-Kanal und im Dokumentationsteil unserer Website. In der PDF-Fassung dieses Heftes führt Sie [dieser Link](#) direkt zum Video. (Sie finden das Video auch im [Dokumentationsteil](#) unserer Website über die Stichwortsuche.)

Im Februar 2020 hat das Bundesverfassungsgericht in einem spektakulären Urteil das Grundrecht jedes Menschen auf Inanspruchnahme von Hilfe zur Selbsttötung festgestellt – unabhängig von Alter und Krankheit. Unsere Verfassung garantiere dieses Grundrecht ebenso wie den grundrechtlichen Schutz dafür, Suizidhilfe selbst in geschäftsmäßiger Form anzubieten. Am 24. Juni dieses Jahres nun hat der Bundestag in erster Lesung über die Gesetzentwürfe zur Neuregelung des Assistierte Suizids beraten, für den Oktober wird eine Entscheidung erwartet.

Assistierter Suizid

Zum Stand der Diskussion aus juristischer, medizinischer und theologischer Perspektive

Grund genug für die Katholische Akademie, am 18. Juli einen Abend mit Experten zu diesem Thema anzubieten. Mit dabei waren der Münchner Rechtsanwalt Wolfgang Putz, der sich seit Jahrzehnten mit Rechtsfragen am Lebensende beschäftigt und einer der erfolgreichen Beschwerdeführer in Karlsruhe war. Weiterhin die Münchner Professorin Claudia Bausewein aus dem LMU-Klinikum in Großhadern, die führende Palliativmedizinerin in Deutschland. Und schließlich Weihbischof Dr. Anton Losinger aus Augsburg, der sich über viele Jahre im Deutschen Ethikrat mit dem Thema Sterbehilfe auseinandergesetzt hat und erst kürzlich ein Minderheitenvotum des Bayerischen Ethikrats zur Frage des Assistierte Suizids mit auf den Weg gebracht hat.

Dass der bisherige Paragraph 217 des Strafgesetzbuchs in Karlsruhe „krahend gescheitert“ sei, habe ihn nicht überrascht, so Rechtsanwalt Wolfgang Putz, habe es doch auch schon zuvor eine klare Rechtslage gegeben, etwa in Urteilen des Bundesverwaltungsgerichts (2017) und des Bundesgerichtshofs (2019). „Es steht und fällt alles

damit, dass die Selbsttötung nach unserer Verfassung ein Menschenrecht ist“, so Putz, Deutschland habe das „liberalste Lebensende-Recht weltweit“.

Die zentrale Frage sei aber: Handelt der Mensch, der sterben möchte, freiverantwortlich? Man müsse unterscheiden zwischen denen, die „ohne krankhafte gesundheitliche Störung und ohne nötigen Druck von außen nachhaltig ihr Leben beenden wollen“, und denen, die nicht freiverantwortlich handeln können. Die zweite Gruppe sei etwa zehnmal so groß wie die erste. Diese Personen würden sich selbst gefährden, deren Leben müsse

der Staat schützen. „Und das tut er gewaltig“, erklärte Wolfgang Putz, was man allein schon an den hohen Strafen für Zuwiderhandeln sehen könne.

Insgesamt müsse man differenzieren zwischen Sterbebegleitung etwa durch die Linderung von

Schmerzen, einer guten Pflege oder auch Seelsorge, und dem Zulassen des Sterbens durch Nichtbeginnen oder Beenden einer Behandlung. Beide Formen „passiver Sterbehilfe“ seien übrigens rechtlich gleich zu bewerten. Auf der anderen Seite stünde das „Bewirken des Sterbens“, hier sei zuerst die „indirekte Sterbehilfe“ zu nennen, etwa wenn eine notwendige Therapie den frühe-

Man müsse unterscheiden zwischen denen, die ohne krankhafte gesundheitliche Störung und ohne nötigen Druck von außen nachhaltig ihr Leben beenden wollen, und denen, die nicht freiverantwortlich handeln können.

ren Tod in Kauf nimmt. Lediglich die „direkte Sterbehilfe“ sei nach wie vor verboten. Die Beihilfe zum Suizid des freiverantwortlichen Patienten schließlich sei nunmehr auch erlaubt, selbst in ihrer geschäftsmäßigen Form, was daran liege, dass man nicht etwas, was im Einzelfall legal sei, unter Strafe stellen könne, wenn es „geschäftsmäßig“, das heißt professionell betrieben werde. Nicht gemeint sei damit der Suizid als Geschäftsmodell, so Wolfgang Putz.

Was die neuen Gesetzentwürfe angeht, ist Putz eher skeptisch. „Wir brauchen keine weiteren rechtlichen Regelungen“, gerade wenn sie wieder über das Strafrecht laufen würden. Vielmehr sei eine ethisch verantwortbare Umsetzung der neuen Rechtslage gerade in Altenheimen notwendig. Auch wenn manche ärztliche Standesordnungen noch angepasst werden müssten, denn es dürfe niemand zur Suizidhilfe verpflichtet werden. Die Sorge um das Lebensende aber sei bei den Ärztinnen und Ärzten am besten



Der Jurist Wolfgang Putz (li.) begrüßte es, dass die Beihilfe zum Suizid des freiverantwortlichen Patienten nunmehr erlaubt sei, selbst in ihrer geschäftsmäßigen Form. Die Medizinerin Claudia Bausewein (Mi.) sah das Ziel der Palliativ-Versorgung in einem möglichst beschwerdearmen Leben für die Patient*innen mit guter Lebensqualität und so lang wie möglich daheim. Weihbischof Anton Losinger (re.) forderte, dass die Gesellschaft gegenüber Menschen in solch existenzieller Not ihr humanes Antlitz zeigen müsse. Wichtig sei eine Stärkung der Palliativ-Versorgung, die Schmerzen und die Angst vor ihnen lindern würde.



Foto: canva.com

Die juristischen, medizinischen und auch die theologischen Perspektiven des Assistierte Suizids nahm die Veranstaltung in den Blick.

aufgehoben, man dürfe sie dabei nicht mit komplizierten Verfahren gängeln.

Die meisten Suizide seien Kurzschluss-Handlungen, berichtete die Palliativmedizinerin Claudia Bausewein aus der Suizid-Forschung: „Wer einen Suizid-Wunsch äußert, muss nicht sterben wollen.“ Meist sei er Ausdruck einer Notlage in Verbindung mit psycho-sozialen Krisen oder psychischen Erkrankungen. Derzeit würden sich in Deutschland über 9.000 Menschen pro Jahr das Leben nehmen, die Zahlen seien rückläufig. Die Legalisierung des Assistierte Suizids werde nicht zu einer weiteren Reduzierung führen, eher sei ein Anstieg zu befürchten. Wichtig sei es daher vor allem, präventive Maßnahmen zu stärken, am besten mit einem eigenen Gesetz.

Zwar würden in den Monaten seit dem Karlsruher Urteil auch auf den Palliativ-Stationen die Anfragen nach Suizid-Assistenz zunehmen, sie kämen allerdings nur selten von Palliativ-Patienten. Aus ihrer Erfahrung fasst Claudia Bausewein die Hauptwünsche am Lebensende so zusammen: „Die Patient*innen wollen so wenig Schmerzen wie möglich erleiden, sie wünschen sich eine offene Kommunikation, die Entlastung der Familie, sie wollen dass ihre Anliegen gehört und berücksichtigt werden und dass die Betreuung abgestimmt ist.“ Ziel der Palliativ-Versorgung seien ein möglichst beschwerdearmes Leben mit guter Lebensqualität, so lang wie möglich daheim, die Unterstützung der Ange-

hörigen. Je früher man damit anfangen, desto besser, „Palliativmedizin in der letzten Lebenswoche kommt zu spät“, so Professorin Claudia Bausewein.

In der Hospiz- und Palliativ-Versorgung „ist es für uns Alltag, mit Patient*innen über Sterbe- und Todeswünsche zu sprechen“, berichtet die Klinikdirektorin. Oft sei dabei eine tiefe Ambivalenz zu spüren, „und die ist am Lebensende auch zutiefst menschlich“. Die Botschaft der meisten Menschen sei: „Ich will SO nicht mehr weiterleben.“ Dabei sei eine Linderung belastender Symptome nur in wenigen Fällen nicht zu erreichen. Man dürfe jedoch Suizid-Wünsche nie zur Seite schieben, vielmehr müsse man sie thematisieren, ernst nehmen und ihre Ursachen herauszufinden versuchen. Entgegen der landläufigen Meinung, treibe nicht das Reden in den Suizid, sondern eher das Schweigen.

Für den Augsburger Weihbischof Anton Losinger kommen durch das durchaus umstrittene Karlsruher Urteil große Herausforderungen auf die Gesellschaft zu, denn jeder Suizid habe Auswirkungen auf andere, angefangen von der Familie über etwa die Schule bis hin zum ganzen Lebensumfeld. Zudem gehöre die Beteiligung am Suizid „nicht in den Koffer des Arztes“. Für kirchliche Einrichtungen würden sich nun besondere Probleme ergeben. Während es in der evangelischen Kirche intensive und kontroverse Auseinandersetzungen darüber gebe, sei die katholische Seite von starker Zurück-

haltung geprägt. Grund dafür sei die Gefahr einer Normalisierung, das Leben zu beenden, nach dem Motto „Ich will Euch ja nicht zur Last fallen“.

Notwendig sei hingegen „eine sensible Wahrnehmung der Wirklichkeit“. Zudem müsse man bedenken, dass die Freiverantwortlichkeit eines Suizidwunschs oft schwer festzustellen sei. Weihbischof Losinger warnte allerdings auch vor drei Illusionen: Man werde den Suizid nicht eines Tags aus der Welt schaffen können. Auch dürfe man das Urteil des Verfassungsgerichts nicht einfach marginalisieren oder gar zu revidieren versuchen. Zudem solle man die Gruppe der Nachfragenden nicht kleinreden. Bei der Publikumsvotum nach Ferdinand von Schirachs Fernsehspiel „Gott“ hätten fast 70 Prozent dafür plädiert, dass der Staat dem Protagonisten ein tödliches Medikament zur Verfügung stellen müsse.

Zum Schluss schlug Weihbischof Anton Losinger vor, dass die Gesellschaft gegenüber Menschen in solch existenzieller Not ihr humanes Antlitz zeigen müsse. Eine Stärkung der Palliativ-Versorgung, die Schmerzen und die Angst vor ihnen lindern würde, und der Hospiz-Bewegung könne die Lage entschärfen, „wenn Menschen mich liebevoll begleiten, mir einen lebenswerten Raum zur Verfügung stellen, wo ich ernst genommen und auch in meinen Wünschen respektiert werde“. So könne die letzte Zeit des Lebens sogar einen ganz neuen Sinn bekommen. Wie in der mittelalterlichen ars moriendi dürfe man dann sagen: „Die Stunde des Sterbens ist die wichtigste Stunde des Lebens!“ ■



Die drei Statements finden Sie als Audios auf unserem YouTube-Kanal und im Dokumentationsteil unserer Website. In der PDF-Fassung dieses Heftes führt Sie [dieser Link](#) direkt zum Audio mit dem Kurzfederat von Wolfgang Putz. Die Argumente von Claudia Bausewein sind unter [diesem Link](#) nachzuhören. Und wenn Sie die Überlegungen von Weihbischof Anton Losinger nachhören wollen, wählen Sie [diesen Link](#). (Sie finden die Audios auch im [Dokumentationsteil](#) unserer Website über die Stichwortsuche.)

Verletzung der Moral

Über die Bedeutung ethischer Kompetenz im militärischen Alltag

Im Zuge der zunehmenden politischen Spannung und der Auslandseinsätze der Bundeswehr wird die Hilfe für Soldaten mit traumatisierenden Verletzungen immer wichtiger. Neben körperlichen und psychischen Verletzungen kommen zunehmend auch moralische Verletzungen in den Fokus. Wie diese entstehen und wie man ihnen sogar vorbeugen kann, war das Thema

von Dirk Fischer von der Sanitätsakademie der Bundeswehr beim Akademiegespräch mit Bundeswehroffizieren am 15. März 2022. Den bearbeiteten Text finden Sie im Nachgang. Die Veranstaltung fand in Kooperation zwischen der Katholischen Akademie in Bayern und der katholischen Militärseelsorge statt.

Aus verletzter Moral wird moralische Verletzung

Akademiegespräch mit Offizieren und Offizierinnen der Bundeswehr von Dirk Fischer

Im Bewusstsein des Bösen und der Tragik des individuellen Lebens, wie auch im Bewusstsein, dass das Leben würdevoll gelebt sein will.“ Ganz bewusst stelle ich dieses Zitat des ehemaligen UN-Generalsekretärs Dag Hammarskjöld (1905–1961) an den Beginn meines Vortrages. Es ist zitiert nach Roger Lipsey in seinem Buch *Politik und Gewissen. Dag Hammarskjöld über Leadership und die Kunst der ethischen Führung*. Es ist zugegebenermaßen etwas sperrig, bringt aber auf den Punkt, worum es im Letzten geht, wenn wir uns mit dem Thema *Verletzte Moral – moralische Verletzung: Über die Bedeutung ethischer Kompetenz im militärischen Alltag* beschäftigen.

Einleitung

Nicht erst seit dem 24. Februar 2022, den Bundeskanzler Olaf Scholz als einen Wendepunkt der deutschen Sicherheitspolitik bezeichnet hat, wissen wir um die Gefährdung menschlicher

Existenz durch den Krieg. Lange konnten oder wollten wir uns einen solchen Krieg auf europäischem Boden nicht vorstellen. Heute dokumentieren die täglichen Bilder und

Nachrichten aus der Ukraine das Leid unzähliger Menschen, das ein solcher Krieg hervorruft. Hier wird sichtbar, was nach meinem Dafürhalten das zentrale Merkmal des moralisch Bösen ist. Es handelt sich nicht um eine mythisch verklärte personifizierte Macht.

Vielmehr geht es um ein zwischenmenschliches Geschehen, bei dem die Solidarität des Menschen mit dem Menschen preisgegeben wird, so dass physische, seelische und moralische Zerstörungen nicht nur in Kauf genommen, sondern auch intendiert werden. Die Folgen sind im wahrsten Sinne des Wortes desaströs; es steht das Leben des einzelnen Individuums wie auch seiner Gemeinschaft auf dem Spiel.

Das Phänomen der moralischen Verletzung, um das es heute gehen soll, unterstreicht in diesem Zusammenhang die Bedeutung der Auseinandersetzung



Dr. med. Dr. theol. Dirk Fischer, Lehr- und Forschungsstelle für Wehrmedizinische Ethik, Sanitätsakademie der Bundeswehr München

Das Phänomen der moralischen Verletzung unterstreicht die Bedeutung der Auseinandersetzung mit moralischen und ethischen Fragen. Sie ruft uns immer wieder neu die Würde des Menschen in Erinnerung und die Notwendigkeit, uns dieser Würde dienstbar zu machen.

mit moralischen und ethischen Fragen. Sie ruft uns immer wieder neu die Würde des Menschen in Erinnerung und die Notwendigkeit, uns dieser Würde dienstbar zu machen. Hierbei handelt es sich um ein Phänomen an der Schnittstelle von Psychiatrie und Ethik, das zunehmend Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen unterschiedlicher Fachrichtungen in Forschung und Lehre beschäftigt.

Im Anschluss an meine einleitenden Gedanken möchte ich in einem ersten Schritt einige zentrale Begriffe in den Blick nehmen; Begriffe, die für die Beschäftigung mit unserem Thema unerlässliches Handwerkszeug darstellen. Aufbauend hierauf werden wir uns der Frage nach den ethischen Herausforderungen im militärischen Alltag widmen. Warum tut es Not, dass wir uns in der Bundeswehr mit Ethik beschäftigen? Braucht es eine solche Beschäftigung überhaupt? Oder handelt es sich hierbei um einen zu vernachlässigenden Soft Skill?

Insbesondere das Phänomen der *Moralischen Verletzung* scheint hier all jene eines Besseren zu belehren, die die Frage nach dem vernachlässigbaren Soft Skill bejahen. Denn neben körperlichen und seelischen Verletzungen kommt der moralischen Verletzung eine zunehmend wichtige Bedeutung zu, mit wichtigen Konsequenzen für die Ausbildung von Soldaten und Soldatinnen. Einen Eindruck von der Bedeutung ethischen Kompetenzerwerbs im Umgang mit moralisch schädigenden Ereignissen vermittelt das *Moral Fitness Model on Coping with Moral Harm*, mit dem ich das Phänomen der moralischen Verletzung in einen größeren Zusammenhang ethischen Kompetenzerwerbs stelle.

Ethik, Moral, Beruf?

Ethik und Moral sind Begriffe, mit denen wir auf vielfältige Weise in unserem privaten und beruflichen Alltag konfrontiert werden. Alle kennen sie. Alle gebrauchen sie. Aber nicht wenige kommen ins Schlingern, wenn sie sagen sollen, was denn eigentlich mit Ethik und Moral genau gemeint ist. Erschwerend kommt hinzu, dass auch die Ethiker und Ethikerinnen sich keineswegs immer einig über ihre Bedeutungen sind.

Lassen Sie uns zunächst einen Blick auf den Begriff Ethik werfen. Er meint die wissenschaftlich-kritische Reflexion moralischer Handlungen und der diesen Handlungen zugrundeliegenden moralischen Werte, Prinzipien und Normen. Die Ethik als akademische Disziplin lässt sich dabei weiter untergliedern. Neben der Fundamenteethik, die sich grundlegenden Fragen des Faches widmet, lassen sich eine Vielzahl von Bereichsethiken ausmachen, so zum Beispiel die Medizinethik, die Militäretik, die Umweltethik oder die Cyberethik.

Die Ethik ist Teil der sogenannten Humanwissenschaften, das heißt, derjenigen Wissenschaften, die den Menschen und seine Besonderheiten erforschen. Hierzu gehört nicht zuletzt seine Befähigung, zwischen Gut und Böse zu unterscheiden und entsprechend zu handeln; etwas, das sich mit den Begriffen Moralität oder Sittlichkeit beschreiben lässt. Tatsächlich lohnt es sich darüber nachzudenken, was Moralität oder Sittlichkeit bedeuten. Ethisches Denken ist eng gekoppelt, an die Einsicht ein moralisch oder sittlich begabtes Wesen zu sein! Wann haben Sie sich das letzte Mal als ein solches wahrgenommen?

Unser Leben ist gekennzeichnet durch unzählige Handlungen, die wir tagtäglich vollziehen. Nicht immer machen wir uns darüber Gedanken, ob eine Handlung richtig oder falsch ist. Wird diese Frage bei der Handlungsentscheidung zum Thema, lässt sich von einer moralischen Handlung sprechen, die Ausdruck unserer moralischen Werte, Prinzipien und Normen ist.

Die Rede von moralischen Werten, Prinzipien und Normen ist Ausdruck unserer moralischen Orientierung. Sie spielen als Orientierungshilfe bei der Handlungsentscheidung eine wichtige Rolle. Als ein bedeutsamer Wert lässt sich zum Beispiel das Leben benennen und hiervon ausgehend das Prinzip des Lebensschutzes ableiten. Dieses Prinzip wiederum spiegelt sich in einer Reihe von Normen, wie beispielsweise „Rette Ertrinkende!“ oder „Gib Verhungern den zu essen!“

Wir Menschen verfügen über eine Vielzahl gemeinsam geteilter, aber auch individueller Werte, Prinzipien und Normen. Ihre Vermittlung und Aneignung erfolgt in unterschiedlichen Kontexten, beispielsweise in der Familie, der Schule oder aber

auch der Bundeswehr. Die Summe der Werte, Prinzipien und Normen eines Individuums oder einer Gemeinschaft lässt sich mit dem Begriff Moral zusammenfassen.

Um eine Handlungssituation moralisch zu beurteilen und entsprechend handeln zu können, braucht es eine moralische Kompetenz. Alternativ könnte man auch von moralischer Fitness (*Moral Fitness*) sprechen, ein Begriff, den ich persönlich in diesem Zusammenhang gerne verwende. Dabei ist die Analogie zum Fitnessbegriff im Sport durchaus gewollt! Wenn Sie sich entschließen, einmal in Ihrem Leben einen Marathon zu laufen, dann macht Sie dieser Entschluss noch lange nicht zu einem Marathonläufer oder einer Marathonläuferin. Es bedarf vieler, oft mühseliger Vorbereitungen, bis es soweit ist. Vielleicht werden Sie ein Buch zum Thema lesen oder sich mit jemandem unterhalten, der das schon einmal gemacht hat. Sie werden sich Gedanken über Ihre Ernährung machen.

Zur Person

Dr. med. Dr. theol. Dirk Fischer, geb. 1975 in Trier, absolvierte Studien der Humanmedizin, Philosophie und Katholischen Theologie in Lübeck, München und Rom; Promotion an der Universität zu Lübeck und der Philosophisch-Theologischen Hochschule Sankt Georgen in Frankfurt a. M. Er ist Leiter der Lehr- und Forschungsstelle für Wehrmedizinische Ethik an der Sanitätsakademie der Bundeswehr München und stellvertretender Vorsitzender des Wehrmedizinischen Beratergremiums des Inspektors des Sanitätsdienstes der Bundeswehr. Seine Forschungsschwerpunkte sind Medizin und Krieg, Ethik des Human Enhancement, Moral Injury, Ärztlicher Kriegsbericht. ■

Vor allem aber werden Sie mit dem Lauftraining beginnen. Ganz ähnlich verhält es sich mit dem Entschluss, ein moralischer Mensch zu sein. Nur der Entschluss, dass es erstrebenswert ist, gerecht zu sein, macht Sie noch lange nicht zu einem gerechten Menschen. Sie müssen ran an die Baustelle und theoretisch wie praktisch mit dem Training beginnen.

Dies ist umso wichtiger, als es eine Vielzahl von Handlungssituationen gibt, in denen es eine einfache Lösung im Sinne von richtig oder falsch nicht gibt. Diese moralischen Dilemmata wird dadurch gekennzeichnet, dass zwei oder mehr gleichrangige moralische Werte, Prinzipien oder Normen aufeinandertreffen. In diesen Fällen hat Ihre Entscheidung sowohl positive als auch negative Folgen, was sehr belastend, manchmal traumatisierend sein kann. Im militärischen Kontext kann ein moralisches Dilemma nicht selten den Charakter eines doppelten Loyalitätskonfliktes (Dual Loyalty Conflict) annehmen. Hierbei handelt es sich um eine Konfliktsituation, die sich beispielsweise aus einer ärztlichen und militärischen Doppelverwendung ergibt. Hier kollidieren die Werte, Prinzipien und Normen der Angehörigen eines Heilberufes mit soldatischen Werten, Prinzipien und Normen. Dies kann zum Beispiel im Einsatz der Fall sein, wenn aus einsatztechnischen Gründen eine Versorgung der Zivilbevölkerung nicht möglich ist und militärischen Zielen untergeordnet werden muss.

Ethische Herausforderungen im militärischen Alltag

Die Beschäftigung mit dem Begriff des doppelten Loyalitätskonfliktes hat uns schon mitten hineingeführt in den nächsten Teil meines Vortrages, in dem es um die ethischen Herausforderungen im militärischen Alltag gehen soll. Dabei steht die Frage „Warum soll ich mich überhaupt mit ethischen Fragen beschäftigen?“ am Anfang einer zielführenden Beschäftigung mit ethischen bzw. moralischen Fragen. Es wird Sie wenig überraschen, wenn ich auf diese initiale Frage die Antwort gebe: Weil es hier eine wichtige und zentrale Kompetenz zu erwerben gilt! Und wir brauchen nur einen kurzen Blick auf die aktuelle Werbekampagne der Bundeswehr zu werfen, um zu erkennen, dass Ethik und Moral hierbei eine wichtige Rolle spielen. Slogans wie beispielsweise

Um eine Handlungssituation moralisch zu beurteilen und entsprechend handeln zu können, braucht jeder Mensch eine moralische Kompetenz. Alternativ könnte man auch von moralischer Fitness (Moral Fitness) sprechen.

„Hier kämpfst du für deine Patienten. Nicht für den Profit.“ oder „Hier lernst du den Unterschied zwischen Führen und Vorführen.“, die sich in großen Buchstaben auf den Plakaten zur Kampagne finden, vermitteln ein konkretes Bild vom Soldatenberuf und seinen Werten, Normen und Prinzipien.

Die Frage „Was für Soldaten und Soldatinnen möchten wir sein?“ ist untrennbar verbunden mit einer Reihe weitere Fragen, die sich aus den Rollen ergeben, die wir in unserem Leben einnehmen. So lässt sich darüber hinaus fragen: „Was für Eltern möchten wir sein?“ oder „Was für Ärzte und Ärztinnen?“ oder „Was für Staatsbürger und Staatsbürgerinnen?“

Diese Fragen münden letztlich in die übergeordnete Frage „Was für Menschen möchten wir sein?“ Und diese Frage steht und fällt mit der Annahme der ethischen und moralischen Herausforderungen im militärischen oder privaten Alltag. Beide Bereiche sind untrennbar miteinander verbunden. Die ethischen Entscheidungen im Dienst wirken zurück auf mein Privatleben und umgekehrt. Die verschiedenen Rollen, die mich und mein Leben kennzeichnen, lassen sich nur integrativ, niemals losgelöst voneinander, geschweige denn gegeneinander verwirklichen. Dies stellt eine nicht zu unterschätzende Aufgabe dar.



Dreigliedriges Modell: körperliche, mentale und moralische Fitness

Wenn es um die unterschiedlichen Sphären soldatischer Kompetenz geht, kommt also der Ethik eine wichtige Funktion zu. In Modifikation des *Comprehensive Soldier Fitness Model* der US-Army hat die Lehr- und Forschungsstelle für Wehrmedizinische Ethik vor einigen Jahren ein dreigliedriges Modell entwickelt, das mit drei soldatischen Kompetenzbereichen arbeitet. Ausführlich habe ich das in meinem Text *Medizinische Ethik im militärischen Kontext. Eine Herausforderung für Forschung und Lehre*, in der Zeitschrift *Ethik und Militär*, Heft 02/2019, auf den Seiten 50–56 abgehandelt. Neben der körperlichen Fitness und der mentalen Fitness weist dieses Modell auch die moralische Fitness aus.

Von körperlichen, seelischen und moralischen Verletzungen

Dies erscheint nicht zuletzt mit Blick auf die Bedeutung möglicher moralischer Traumata geboten. Neben physischen und psychischen Verletzungen spielen moralische Verletzungen eine zunehmend wichtige Rolle. Auch wenn es sie der Sache nach schon immer gegeben hat, werden sie heute infolge der bereits angesprochenen interdisziplinären Moral-Injury-Forschung auch in der Öffentlichkeit vermehrt wahrgenommen. Dabei treten moralische Verletzungen im Rahmen psychischer Traumafolgestörungen auf.

Kurz möchte ich deshalb auf die Dimensionen psychischer Verletzungen eingehen, die zumeist die Folge starker seelischer Erschütterungen aufgrund von (lebens-)gefährdenden Ereignissen sind und mit einem starken Erleben von Furcht, Hilflosigkeit und Entsetzen einhergehen. Verhältnismäßig knapp formuliert in diesem Zusammenhang die *Internationale Definition von Krankheiten* (ICD 11) der Weltgesundheitsorganisation: „Die Betroffenen waren einem kurzen oder langanhaltenden Ereignis oder Geschehen von außergewöhnlicher Bedrohung oder mit katastrophalem Ausmaß ausgesetzt.“

Ein eingehender Blick auf die Ursachen erlaubt hier eine Differenzierung zwischen akzidentiellen und interpersonellen Traumata. Während akzidentielle Traumata vor allem den Charakter von Natur- oder Technikkatastrophen haben,

charakterisiert interpersonelle Traumata (wir sprechen hier auch von „man made“ im Sinne von „menschengemacht“) eine zwischenmenschliche Handlung. Beispielsweise wären hier zu nennen: kriminelle Gewalt, sexueller Missbrauch, bewaffneter Raub, häusliche Gewalt, Krieg, Kampf, Folter, Geiselnahme oder Gefangenschaft im Konzentrationslager. Julia Schellong et al. beschreiben das ausführlich im Praxisbuch Psychotraumatologie im Jahr 2018.

Diese interpersonellen Traumata lassen allesamt erkennen, dass es hierbei im Unterschied zu den akzidentuellen Traumata um schwerwiegende moralische Fragen geht. Diesem Unterschied trägt auch die traditionelle philosophische Unterscheidung möglicher Übel Rechnung, die Menschen widerfahren können: Neben den als *malum physicum* bezeichneten Naturkatastrophen, wird menschenverursachtes Übel als *malum morale* ausgewiesen. Es ist interessant zu sehen, dass sowohl die Rede vom interpersonellen Trauma als auch vom *malum morale* indirekt schon immer auf das heute als *Moral Injury* bezeichnete Phänomen verwiesen haben.

Die Erkenntnis, dass moralische Verletzungen im Kontext von Traumafolgestörungen eine wichtige Rolle spielen können, führte um das Jahr 2010 zur Formulierung des Moral-Injury-Konzeptes. So formulierte im Jahr 2010 Peter Zimmermann vom Psychotraumazentrum in Berlin folgende Fragen: „Inwieweit können explizit Ereignisse mit einer moralischen Dimension zu einer psychischen Beeinträchtigung führen? Besteht das Risiko, eine länger andauernde Störung zu entwickeln? Lässt sich eine eigene (Unter-)Gruppe an einsatzbedingten Störungen aufgrund von Verletzungen der eigenen Moralvorstellungen abgrenzen? Welche Konsequenzen hätte eine Störung dieser spezifischen Ätiologie für die Therapie und auch Prävention?“

Zehn Jahre später sind die meisten dieser wichtigen Fragen Gegenstand intensiver interdisziplinärer Forschung in Psychiatrie, Psychologie, Soziologie, Philosophie und Theologie. Auch wenn *Moral Injury* ein relativ junges Krankheitsbild darstellt, dass im Rahmen von Traumafolgestörungen auftreten kann, der Sache nach hat es moralische Verletzungen immer schon gegeben. Interpersonelle Traumata (oder die Erfahrung eines moralischen Übels) und der von ihnen bedingte tiefgreifende Wert- und Normenkonflikt stellten seit jeher eine besondere Herausforderung dar und fanden vielfäl-

tigen Niederschlag nicht zuletzt in Kunst und auch Literatur.

Mit Blick auf den derzeitigen Wissens- und Forschungsstand lässt sich *Moral Injury* wie folgt definieren: *Moral Injury* bezeichnet eine tiefgreifende moralische Erschütterung im Rahmen psychisch traumatisierender Ereignisse, bei der eigenes oder fremdes Handeln/Nichthandeln im Widerspruch zum Werte- und Normenbewusstsein der Betroffenen steht und mit demselben nicht mehr zur Deckung gebracht werden kann. Hierbei lassen sich drei Aspekte besonders hervorheben: Es handelt sich um eine tiefgreifende moralische Erschütterung im Rahmen psychisch traumatisierender Ereignisse; es geht um eigenes oder fremdes Handeln/Nichthandeln; dieses Handeln steht im Widerspruch zum Werte- und Normenbewusstsein der Betroffenen.

Die Betroffenen können also durch eigenes Handeln/Nichthandeln eine moralische Verletzung erleiden, indem sie beispielsweise zu einer Handlung/Nichthandlung gezwungen wurden. Oder sie können durch fremdes Handeln/Nichthandeln eine moralische Verletzung erleiden; als Opfer, weil sich die Handlung/Nichthandlung direkt gegen die Betroffenen richtet, oder als Zeuge resp. Zeugin, weil man die entsprechende Handlung beobachtet und nicht intervenieren kann.

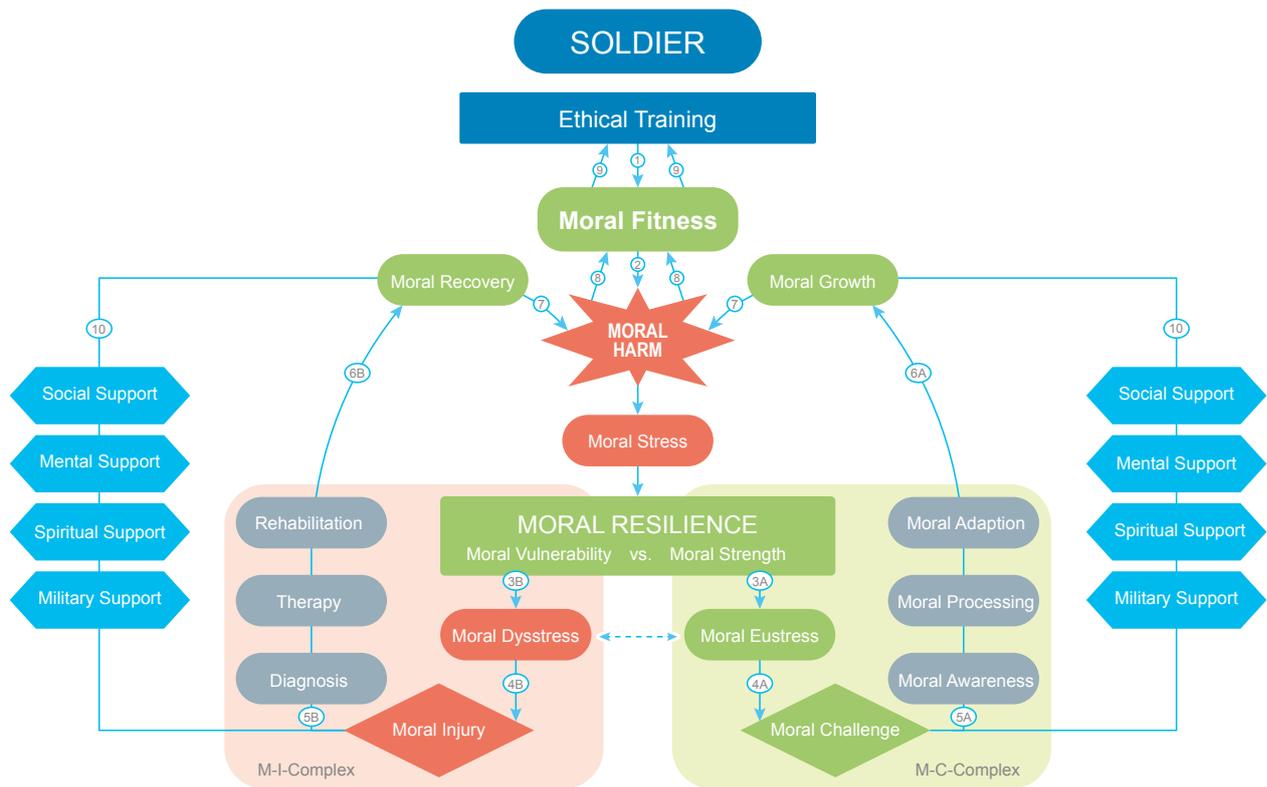
Das Moral-Fitness-Modell

Für die Ethik hat das Thema der *Moral Injury* in meinen Augen in mehrfacher Hinsicht eine erhebliche Bedeutung. Es zeigt sich, dass ethische und moralische Fragen eine direkte klinische Relevanz haben im Hinblick auf Diagnostik, Therapie, Rehabilitation und Prävention moralischer Verletzungen. Denken Sie beispielsweise an die Bedeutung ethischen Denkens im Hinblick auf den therapeutischen Dialog. Moralische Konflikte als solche zu erkennen, zu benennen und zu besprechen, setzt sowohl auf therapeutischer Seite als auch auf Seite des Patienten resp. der Patientin ein nicht unerhebliches Maß an ethischer Kompetenz voraus.

Im Folgenden möchte ich Ihnen ein Modell vorstellen, mit dem ich das Phänomen der *Moral Injury* in den größeren Zusammenhang ethischen Lernens und ethischer Kompetenz stelle. Entstanden ist dieses Modell im Rahmen der Auseinandersetzung mit der Literatur zur *Moral-Injury*-Thematik, die zwar unterschiedliche Aspekte beleuchtet, diese jedoch zumeist nicht miteinander in Verbindung bringt, so dass sich



Brigadegeneral Thomas Hambach ist der Kommandeur des Landeskommandos Bayern. Als solcher ist er öfter ein gerngesehener Gast in der Katholischen Akademie. Rechts: Dirk Fischer stand nach seinem Vortrag für Nachfragen und eine Diskussion mit den rund 160 Teilnehmerinnen und Teilnehmern zur Verfügung. Akademiestudienleiter Stephan Höpfinger moderierte das Gespräch.



Das Moral-Fitness-Modell erläuterte Dirk Fischer in seinem Vortrag.

eine Art Zusammenschau ergibt. Anhand von zehn Einzelschritten werde ich Sie im Folgenden durch dieses Modell, wie Sie es in der Grafik sehen, geleiten und einzelne Aspekte näher darstellen.

Beginnen wir auf der Ebene des *Ethical Training*, an dem die Soldaten und Soldatinnen teilnehmen. Das Ethical Training dient der Erarbeitung einer Moral Fitness, die wiederum eine wichtige Rolle in der Auseinandersetzung mit einem moralisch schädigenden Ereignis (Moral Harm) im Einsatz spielt. Was lässt sich eigentlich unter moralischer Fitness (Moral Fitness) konkret verstehen? Moral Fitness meint zunächst einmal die Erkenntnis, dass wir Menschen moralische Wesen sind. Hiermit einher geht ein Verständnis für die Bedeutung ethischer Fragen und die Bereitschaft, sich mit diesen zu beschäftigen. Das ist letztendlich die Voraussetzung für den ethischen Kompetenzerwerb.

Eine wichtige Rolle spielt sicherlich auch das Arbeiten an und Eintreten für moralische Werte, Prinzipien und Normen. Auch die Förderung der Vermittlung ethischer Bildung ist Ausdruck von moralischer Fitness, beispielsweise in der Familie, bei der Erziehung der Kinder, aber auch im Dienst. Dies gilt natürlich in besonderer Weise für Sie als Offiziere und Offizierinnen in Vorgesetztenfunktion. Am Beispiel der Moral Fitness in der Wehrmedizin lässt sich das noch einmal konkretisieren: Auch hier steht an erster Stelle das Verständnis für die Bedeutung wehrmedizinischer Fragen und die Bedeutung, sich hiermit zu beschäftigen. Hinzu kommt das Wissen um spezielle moralische Entscheidungssituationen, die im Alltag von Sanitätspersonal bisweilen die Form eines doppelten Loyalitäten-Konfliktes annehmen können. Zentrale Bedeutung hat die Kenntnis der medizinischen Referenztexte (Genfer Ärztegelöbnis, Selbstbild, Leitbild und Leitspruch des Sanitätsdienstes etc.). Damit einher geht das Eintreten für medizinische Werte gerade auch in militärischen Kontexten (Stichwort: „Der Menschlichkeit verpflichtet!“ und „Waffenloser Dienst“). Heute

kommt das Wissen um Moral Injury hinzu. Auch die Kenntnis des Moral-Fitness-Modells könnte man hier anführen.

Wenn wir jetzt auf das Stichwort Moral Harm schauen, also auf das potenziell moralisch verletzende Ereignis, aus dem eine moralische Verletzung resultieren kann, dann gilt es festzuhalten, dass ein Unterschied besteht zwischen Moral Harm und Moral Injury. Moral Harm meint die Ursache, also das traumatisierende Ereignis, während Moral Injury die mögliche pathopsychologische Folge bezeichnet.

Ich hatte Ihnen bereits den psychologischen Begriff des interpersonellen Traumas vorgestellt; Moral Harm ist hierzu der ethische Referenzbegriff, für den ich Ihnen jetzt noch einige Beispiele aus dem militärischen Kontext geben möchte. Vor allem lassen sich folgende Ereignisse ausmachen: Erleben von Gewalt und Zerstörung, Waffengebrauch, Verletzung und Verwundung, Tod und Verstöße gegen die Genfer Konvention. Im Zusammenhang mit Gewalt und Zerstörung spielen folgende Aspekte eine wichtige Rolle: der Anblick zerstörter Häuser und Ortschaften, die Zeugenschaft von Brutalität, Gewalt und Misshandlung, aber auch das Erleben eines Angriffes oder Überfalls.

Hinsichtlich des Waffengebrauchs erweisen sich der Befehl zum Beschuss gegnerischer Kräfte, das Zielen und Schießen auf gegnerische Kräfte und die Verantwortung für den Tod gegnerischer Kräfte als bedeutsam. Bei Verletzungen und Verwundungen sind vor allem der hilflose Anblick kranker und verletzter Frauen und Kinder, der Anblick schwer verwundeter Kameraden resp. Kameradinnen oder das eigene Verwundet- oder Verletztwerden von großer Bedeutung. Der Umgang mit dem Tod stellt natürlich immer eine besondere Herausforderung in unserem Leben dar, verschärft sich jedoch in der Einsatzsituation durch den Anblick und/oder die Identifikation von Leichen und Leichenteilen.

Hier wären ferner noch zu nennen: Zeuge des Todes eines Kameraden oder einer Kameradin zu sein und die Verantwortung für den Tod eines Kameraden oder einer Kameradin. Bei Verstößen gegen das Humanitäre Völkerrecht handelt es

sich um ein weites Feld. Im Hinblick auf moralische Verletzungen sind jedoch insbesondere folgende Punkte zu nennen: Folter, Missachtung des Schutzzeichens und Waffengebrauch durch Sanitätspersonal.

Dass diese Erlebnisse mit zum Teil erheblichem moralischem Stress (Moral Stress) einhergehen, versteht sich von selbst. Dieser moralische Stress kann – analog zum klassischen Stressmodell und je nach Resilienzlage – entweder als moralischer Dysstress (Moral Dystress) oder moralischer Eustress (Moral Eustress) erfahren werden. Moralische Resilienz (Moral Resilience) meint in diesem Zusammenhang das individuell ausgeprägte Verhältnis von moralischer Verletzbarkeit (Moral Vulnerability) und moralischer Stärke (Moral Strength).

Je nachdem prägt im Weiteren eine Moral Challenge oder eine Moral Injury die individuelle Entwicklung der Betroffenen. Entsprechend kann zwischen einem Moral-Challenge-Complex (M-C-Complex) und einem Moral-Injury-Complex (M-I-Complex) unterschieden werden.

Wenn wir uns das jetzt einmal gesondert anschauen, zunächst für den Moral-Challenge-Complex, dann kann es über verschiedene Zwischenstufen (Moral Awareness, Moral Processing und Moral Adaption) zu einem moralischen Wachstum (Moral Growth) kommen. Auf der anderen Seite (Moral-Injury-Complex) steht die klinische Auseinandersetzung mit Moral Injury im Fokus. Als Schritte sind hier Diagnostik, Therapie und Rehabilitation zu nennen, die im Idealfall in eine Moral Recovery münden.

Zum klinischen Bild der moralischen Verletzung möchte ich an dieser Stelle noch ein paar Gesichtspunkte ergänzen: Bei Moral Injury haben wir es mit einem Symptomenkomplex zu tun, der vordergründig gekennzeichnet ist durch das Erleben von Schuld und Scham, Entfremdung, sozialem Rückzug und Anhedonie (Verlust der Fähigkeit Freude zu empfinden in Situationen, die früher Freude bereitet haben). In der Folge kann es zu Depressionen und Aggressivität kommen. Im Unterschied zur Posttraumatischen Belastungsstörung ohne Moral Injury spielen Anpassungs- und Angststörungen, Intrusionen bzw. Flashbacks (Wiedererinnern und Wiedererleben von traumatischen Ereignissen sowie den damit verbundenen Gedanken und Emotionen) eine weniger ausgeprägte Rolle.

Im Hinblick auf die Therapie lässt sich sagen, dass in der sanitätsdienstlichen Behandlung von Traumafolgestörungen moralische Fragen des Einsatzgeschehen einen zunehmen-

den Stellenwert einnehmen. Neben trauma-therapeutischen Methoden wie der EMDR (Eye Movement Desensitization and Reprocessing) spielt die gruppentherapeutische Aufarbeitung von moralischen Konflikten und Veränderungen im Wertesystem eine wichtige Rolle. Voraussetzung hierfür ist eine einsatzbedingte psychische Erkrankung (PTBS, Angst-, Anpassungsstörung etc.) aktiver oder ehemaliger Soldaten resp. Soldatinnen in therapeutischer Anbindung. Der therapeutische Ansatz ist interdisziplinär, d. h. Angehörige von Psychiatrie, Psychologie, Seelsorge und Fachpflege widmen sich der Versorgung der Betroffenen.

Ein wichtiger Aspekt des Modells, auf den ich noch zu sprechen kommen muss, sind die säulenartigen Gebilde, die Sie rechts und links außen auf der Grafik sehen. Hierbei handelt es sich um eine Reihe unterstützender Faktoren: Military Support, Spiritual Support, Mental Support und Social Support. Unter Military Support lässt sich die Unterstützung seitens der Institution Bundeswehr festhalten. Das reicht von den Kameraden und Kameradinnen über militärische Vorgesetzte, die ein offenes Ohr für die Probleme der Soldaten und Soldatinnen haben, bis hin zu den Mitgliedern des Deutschen Bundestags. Spiritual Support bezeichnet in diesem Zusammenhang die Militärseelsorge. Hier findet sich zumeist eine erste Anlaufstelle, wenn es zu entsprechenden Konflikten kommt. Auch die Psychologen und Psychologinnen wirken als wichtiger unterstützender Faktor im Sinne eines Mental Support. Von großer Wichtigkeit ist der Social Support. Hierunter lässt sich die Unterstützung der Familie und Freunde zusammenfassen. Die unterstützenden Faktoren spielen eine wichtige Rolle bei der Be- und Verarbeitung potenziell traumatisierender Ereignisse. Eine mangelhafte Unterstützung kann dazu führen, dass ein moralisch eutressiges Erleben in moralischen Dystress umschlägt und umgekehrt.

Abschließend gilt es festzuhalten, dass es in der Folge zu einer Re-Evaluierung des Ereignisses und einer Stärkung der Moral Fitness kommen kann. Die gemachten Erfahrungen und ihre Verarbeitung werden im Idealfall durch die Betroffenen in den weiteren ethischen Lernprozess (Ethical Training) eingebracht.

Zusammenfassung und Ausblick

Moral Injury findet zunehmend Beachtung als neues Krankheitsbild, dessen Erforschung durch einen interdisziplinären Ansatz in Psychiatrie, Psychologie, Soziologie und Ethik erfolgt. Hierbei zeigt sich die Bedeutung ethischer Kompetenz im Hinblick auf Prävention, Diagnostik, Therapie und Rehabilitation der Moral Injury.

Die Bedeutung ethischen Lernens für den militärischen Alltag verdeutlicht das Moral-Fitness-Modell für den Umgang mit potenziell moralisch schädigenden Ereignissen. Die klinische Relevanz moralischer Verletzungen unterstreicht die Bedeutung der Weiterentwicklung ethischer Lehrformate in Theorie und Praxis im Rahmen einer kompetenzorientierten Ausbildung der Soldatinnen und Soldaten. Deshalb ist davon auszugehen, dass die Vermittlung ethischer Bildung und Kompetenz in der Bundeswehr in den nächsten Jahren nicht zuletzt mit Blick auf die Moral-Injury-Problematik wichtige Impulse erhalten wird. Dabei wird die *Moral Fitness* als soldatische Kernkompetenz zunehmend an Bedeutung gewinnen. ■



Der LtD. Militärdekan Artur Wagner (li.), Leiter des Katholischen Militärdekanats, hatte Gäste zum Akademiegespräch mitgebracht: den jüdischen Militär rabbiner Konstantin Pal (Mi.) und Militärpfarrer Dr. Petro Stanko vom katholischen Militärpfarramt Ingolstadt.

Die Apostelgeschichte

Biblische Tage 2022

Mit viel erzählerischem Charme beschreibt die Apostelgeschichte das Wachsen und Werden der jungen Kirche, ohne die mannigfaltigen Streitigkeiten innerhalb der Christusbewegung und die anfängliche Ablehnung und Anfeindungen zu verschweigen. Unter der Leitung von Professor Hans-Georg Gradl referierten und

diskutierten namhafte Theolog*innen bei den Biblischen Tagen vom 11. bis zum 13. April 2022 über diesen zentralen Text des Neuen Testaments. Mehr als 100 Teilnehmer*innen waren in der Karwoche in die Katholische Akademie gekommen, um den Biblischen Tagen 2022 beizuwohnen.

Geschichte(n) erzählen

Die Apostelgeschichte im Rahmen der antiken Historiographie
von Sabine Bieberstein

Lukas gilt weithin als der erste christliche Historiker, die Apostelgeschichte dementsprechend als historiographisches Werk. Darüber kann man natürlich trefflich streiten – und die exegetische Literatur gibt Zeugnis von den Debatten, die darüber geführt wurden.

Zum Beispiel wäre zu fragen, ob es nicht auch in den Vorgängerwerken des Lukas – vor allem im Markusevangelium – Elemente von Geschichtsschreibung gibt, und man wird sicher fündig werden. Ist also Lukas wirklich der *erste*?

Weiter: Ist das, was Lukas bietet, wirklich *Geschichtsschreibung*, oder ist es nicht vor allem von seiner Verkündigungsabsicht geprägt? Ist also Lukas nicht eher ein Erbauungsschriftsteller, wie es besonders Ernst Haenchen in seinem Kommentar zur Apostelgeschichte betont hat? Auch dies ist nicht restlos von der Hand zu weisen.

Fragen wir also für eine erste Orientierung danach, was Geschichtsschreibung kennzeichnet. Der Althistoriker Joachim Molthagen will dann von einem Geschichtswerk sprechen, „wenn es, gestützt auf sorgfältiges Bemühen um verlässliche Kenntnis, einen größeren Zusammenhang von vergangenem

Geschehen darstellt, dabei die Einzelheiten zu einem größeren Ganzen verbindet und eine verstehende Deutung bietet, deren besondere Akzente sich (...) aus der Auffassung des jeweiligen Verfassers von der dargestellten Sache und aus seinem Verständnis von Geschichte ergeben.“

Die Apostelgeschichte als Geschichtswerk

Diese Merkmale lassen sich in der Apostelgeschichte durchaus beobachten. Schon der Anspruch, den Lukas im Proömium des Lukasevangeliums formuliert, weist ihn als einen Schriftsteller aus, der sich sorgfältig um verlässliche Kenntnis bemüht. In Lk 1,1–4 präsentiert er sich als ein akribischer Arbeiter, der gründliches Quellenstudium betrieben hat und nun alles, was ihm zur Verfügung steht, als einen sinnvollen, zusammenhängenden und zuverlässigen Entwurf präsentiert, eine *diēgēsis*, was in der Einheitsübersetzung als „Erzählung“ wiedergegeben ist, aber besser als historische Monographie zu bezeichnen wäre.

Als Ziel seiner Darstellung gibt Lukas an, seinen Adressatinnen und Adressaten – konkret angesprochen in

der Person des Theophilus – wieder Boden unter den Füßen zu geben und die Zuverlässigkeit dessen, worin sie bereits unterrichtet sind, aufzuweisen.

An dieses erste Proömium knüpft das Proömium seines zweiten Bandes an (Apg 1,1). Zwar weist Lukas hier nicht mehr explizit auf sein Quellenstu-



Prof. Dr. Sabine Bieberstein, Professorin für Exegese des Neuen Testaments und Biblische Didaktik an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt



Foto: canva.com

Der Evangelist Lukas – der Stier ist sein Symbol – gilt auch als Autor der Apostelgeschichte, in dem er die ersten Schritte zur Entstehung der christlichen Kirche erzählt.

dium hin; doch ist davon auszugehen, dass er auch für diesen Band Quellen verarbeitet hat, wenngleich diese kaum mehr zu rekonstruieren sind. So ist der Anspruch aus Lk 1,1–4 gewiss auch auf den zweiten Band zu beziehen.

Auf dieser Basis erzählt Lukas also die Geschichte von der Ausbreitung der Christusbotschaft von Jerusalem aus, über Judäa, Samaria „bis an die Grenzen der Erde“ (Apg 1,8). Zwar endet die Apostelgeschichte nicht wirklich „an den Grenzen der Erde“, doch zumindest in Rom, wo die Verkündigung des Paulus am Schluss des Buches eine Perspektive in die Zukunft eröffnet.

In vielen Aspekten arbeitet Lukas so, wie es sich für Geschichtswerke gehört. So ordnet er das Geschehen, von dem er erzählt, gleich zu Beginn des Lukasevangeliums in die Weltgeschichte ein, indem er die Namen der Machthaber, zu deren Zeit sich dies alles ereignete, nennt: Neben den römischen Kaisern Augustus und Tiberius und deren Statthaltern sind dies vor allem die jüdischen Klientelkönige Herodes und seine Söhne (Lk 1,5; 2,1–2; 3,1–2).

Auch in der Apostelgeschichte flicht Lukas an geeigneten Stellen die Namen entsprechender Regenten und Repräsentanten der römischen Staatsmacht ein: So erwähnt er in Apg 18,2 das Edikt des Kaisers Claudius aus dem Jahr 49 n. Chr., das zur Vertreibung der Jüdinnen und Juden aus Rom führte und das auch der römische Historiker Sueton in seiner Vita des Kaisers Claudius erwähnt



Bild: Rijksmuseum / Wikimedia Commons, CCO

Für Lukian – hier abgebildet auf einem Druck nach einem Gemälde von Rembrandt aus dem späten 17. Jahrhundert – liegen Geschichtsschreibung und Dichtung nahe zusammen.

(Claud 25,4). Ebenfalls in Apg 18 wird der Prokonsul Gallio in Korinth erwähnt (Apg 18,12). Die hier geschilderte Begegnung des Paulus mit Gallio in Korinth hat sich – vorausgesetzt, dass sie als historisch plausibel anzusehen ist – zu einem Fixpunkt der Paulus-Chronologie entwickelt.

All die erzählten Ereignisse verbindet Lukas zu einem zusammenhängenden Ganzen. Zu Beginn seines Werkes gibt er die Perspektive vor und gibt Leserinnen und Lesern auch im Verlauf seines Werkes immer wieder Deutungshilfen an die Hand, um das, was erzählt wird, richtig zu verstehen. Es ist also durchaus sinnvoll, das Werk des Lukas als ein Geschichtswerk zu betrachten. Doch hat es natürlich seine Besonderheiten. Diese zeigen sich, wenn man die Apostelgeschichte mit anderen antiken Geschichtswerken vergleicht.

Antike Geschichtswerke zwischen fact und fiction

Zuerst eine Klarstellung: Auch wenn die Apostelgeschichte als Geschichtswerk einzuordnen ist, bedeutet dies nicht, dass allem, was in der Apg erzählt wird, der Status tatsächlich geschehener Ereignisse zuzuweisen ist. Denn schon in der Antike war man sich bewusst, dass jeder Geschichtsschreiber – von Geschichtsschreiberinnen werden wir vermutlich weniger ausgehen dürfen – auch kreativ tätig ist, den Stoff auswählt, arrangiert, erklärt und mit Bedeutung versieht.

Ein Beispiel dafür ist der Redner, Schriftsteller und Satiriker Lukian von Samosata. Er hat im zweiten nachchristlichen Jahrhundert – also etwas später als Lukas – ein eigenes Werk darüber verfasst, wie man Geschichte schreiben soll. Darin grenzt er zunächst die Geschichtsschreibung von der Dichtung ab. Das zeigt zwar einerseits, dass die Geschichtsschreibung von der Dichtung zu unterscheiden ist, zeigt aber andererseits auch, wie nah die beiden Bereiche einander auch stehen.

Lukian führt weiter aus: Ein Geschichtsschreiber müsse zwar sorgfältig das historische Material zusammentragen, müsse es prüfen und sich entweder selbst von der Zuverlässigkeit überzeugen oder sich an verlässliche Augenzeugen halten, und daraus solle er einen Rohentwurf herstellen, der ein zusammenhängendes Ganzes bilde, aber den Ansprüchen der Schönheit noch nicht genügen müsse. Erst danach solle er das Material ordnen und „sich um die Schönheit der Darstellung bemühen und der Sprache Farbe, Form und Rhythmus verleihen“. Dabei solle er zwar ausgewogen darstellen, sich aber auf das Wichtige konzentrieren, Maß halten, für Abwechslung sorgen, gut anordnen und möglichst klar darstellen. Dabei dürfe Unwichtiges nur angedeutet oder sogar weggelassen werden, und immer solle er wieder auf den roten Faden zurückkommen.

Bezeichnend ist, dass Lukian für die Arbeit des Historikers das Bild eines Spiegels verwendet, der ein Bild scharf zurückwirft. Das macht deutlich: Es

Ein antiker Geschichtsschreiber soll ausgewogen darstellen, sich aber auf das Wichtige konzentrieren, Maß halten, für Abwechslung sorgen, gut anordnen und möglichst klar darstellen. Dabei dürfe Unwichtiges nur angedeutet oder sogar weggelassen werden.

handelt sich um ein Bild, das durch den Historiker erzeugt wird, indem er den Stoff ordnet und darstellt. So komme „es den Historiographen nicht auf das *was*, sondern auf das *wie* an.“



Foto: Wikimedia Commons

Plutarch – diese Büste steht im Museum in Delphi – strebt danach, mit Vernunft die oft sagenhaften Erzählungen in den richtigen Zusammenhang einzuordnen. Rechts: Der Geschichtsschreiber Polybios – diese Büste wurde 1899 von Alois Düll geschaffen und steht am österreichischen Parlament in Wien – arbeitete schon fast modern. Er legt immer wieder seine Quellen offen.



Foto: Wikimedia Commons

Wie sehr die Geschichtsschreibung auch der Literatur zugehört und sowohl non-fiktionale wie fiktionale Elemente enthält, zeigt der alexandrinische Rhetor Ailius Theon (Zweite Hälfte des 1. Jahrhunderts n. Chr.) in seinen *Vorübungen (Progymnasmata)* zur Ausbildung von Rhetoren. Hier definiert er die Fachtermini *diēgēma* und *diēgēsis* als „eine entfaltende Darlegung über Dinge, die geschehen sind oder als wären sie geschehen.“

Zwischen den Geschichtsschreibern und ihren Adressatinnen und Adressaten gibt es also so etwas wie einen „Fiktionalitätsvertrag“, wie es Umberto Eco in seinem Text *Six Walks in the Fictional Woods* genannt hat. Der Verfasser führt die Adressatinnen und Adressaten in eine Vergangenheit, die allerdings nur im Status der Imagination existiert – und die Adressatinnen und Adressaten willigen ein, daran zu glauben.

So kann Plutarch (ca. 45–125 n. Chr.) dieses Abkommen in seiner Biographie über den sagenhaften Athener König Theseus folgendermaßen auf den Punkt bringen: „Möge uns also gegeben sein, durch Vernunft das sagenhaft Erzählte blank zu putzen, dass es gehorche und das Aussehen von Geschichte annehme. Wo es indes eigensinnig verschmäht, sich glaubwürdig zu machen, und die Zumischung zur Wahrscheinlichkeit nicht annehmen will, wollen wir um geneigte Hörer/Leser bitten und (um) solche, welche die Altertumskunde in wohlwollendem Sinn aufnehmen.“

Wie weit antike Leserinnen und Leser ihren Autoren gefolgt sind und ihnen ihre Darstellungen abgenommen haben – oder: wie weit sie das Spiel mit der Fiktionalität tatsächlich durchschaut haben – das mag sich durchaus differenziert gestaltet haben. Halten wir aber fest: Was der modernen Geschichtswissenschaft längst selbstverständlich ist – dass nämlich keine historische Darstellung einfach objektiv wiedergibt, wie es wirklich gewesen ist, sondern dass jede Darstellung aus einer bestimmten Perspektive heraus auswählen und eine Ordnung finden muss, dass sie die Ereignisse zu bedeutsamen Zusammenhängen verknüpft, dadurch interpretiert und Geschichte nicht nur re-konstruiert, sondern genauso sehr auch konstruiert –, das können wir bereits bei antiken Autoren angedeutet und sogar reflektiert finden.

Trotz alledem: Streben nach Genauigkeit

Dennoch: Am Anfang antiker Geschichtsschreibung stand durchaus das Streben nach Genauigkeit, gerade im Unterschied zur Dichtung, die mehr

die Schönheit ins Zentrum stellen darf. So beschreibt es Lukian als die *eine* Aufgabe des Geschichtsschreibers, „zu melden, wie ein Ereignis verlaufen ist“. Dies könne man allerdings nicht, so legt er überzeugend dar, wenn man in Abhängigkeit zu den dargestellten Protagonisten stehe oder auf den Beifall des zeitgenössischen Publikums spekuliere. Daher solle ein Geschichtsschreiber „furchtlos, unbestechlich, unabhängig, ein Freund der freimütigen Rede und der Wahrheit“ sein und ohne Rücksicht auf die Mächtigen und das Publikum seinen Stoff darbieten.

Ein solches Streben nach Genauigkeit ist bereits vom Beginn der griechischen Geschichtsschreibung an zu finden. Schon Herodot (ca. 484/3–425 v. Chr.), der von Cicero als der „Vater der Geschichtsschreibung“ (*pater historiae*) bezeichnet wird, will in seinem Werk, so sagt er es im Proömium, eine „Darlegung seiner Forschung“ bieten. Und so bemüht er sich um gesicherte Kenntnis, unterscheidet in seinen Darstellungen zwischen zuverlässigen und fragwürdigen Angaben und forscht auch nach den Ursachen der Geschehnisse. Für die Darstellung der Perserkriege musste er noch weitgehend auf schriftliche Quellen verzichten, weil noch keine solche Quellen existierten. So war er auf Gewährsleute angewiesen, die zum Teil Augen- und Ohrenzeugen waren, zum Teil aber auch ohne eigene Anschauung der Ereignisse.

Mit Blick auf solche Gewährsleute beschreibt er seine Aufgabe so: „Doch ist meine Pflicht, alles, was ich hörte, zu berichten, freilich nicht alles Berichtete zu glauben.“ Zum Teil suchte er daher noch nach einem zweiten Zeugnis, um ein Ereignis, das allzu unwahrscheinlich klang, zu beglaubigen. So stützt er die Geschichte, dass der Sänger Arion nach einem Schiffbruch von Delphinen gerettet wurde und wohlbehalten an Land kam, sowohl auf Aussagen der Korinther, als auch der Lesbier. Wo etwas allerdings allzu fragwürdig scheint



Die Apostelgeschichte im Online-Teil

Die Dokumentation wird im Online-Teil des Heftes vertieft. Dort finden Sie auf den **Seiten 95–101** das Referat von Hans-Josef Klauk. Die Ausführun-

gen von Markus Lau sind auf den **Seiten 102–106** nachzulesen. Und Thomas Södings Text steht auf den **Seiten 107–114**. ■

oder sich gar Widersprüche auf tun, da überlässt er die Bewertung nicht selten den Leserinnen und Lesern. Nicht umsonst bescheinigt ihm Cicero, dass er auch zahllose fabelhafte Geschichten (innumerabiles fabulae) überliefere.

Noch stärker stellt Thukydides (ca. 460/454 – nach 400 v. Chr.) die Gründlichkeit seiner Nachforschungen zu seinem großen Thema, dem Peloponnesischen Krieg, heraus: „Für das Niederschreiben des tatsächlichen Kriegsgeschehens aber hielt ich nicht die Befragung jeder sich zufällig bietenden Quelle für die richtige Grundlage und auch nicht meine eigene Einschätzung, sondern die mit aller nur möglichen Genauigkeit (akribeia) geführte Untersuchung jeder Einzelheit sowohl der Geschehnisse, bei denen ich selbst zugegen war, als auch der von anderen mir mitgeteilten. Dies erwies sich in der Regel als schwierig, weil die jeweiligen Augenzeugen nicht dasselbe über dieselben Vorgänge berichteten, sondern so, wie es bei jedem um seine Sympathie für die eine oder andere Seite stand oder auch um sein Gedächtnis.“

Ebenso bemüht sich Polybios (ca. 200–120 v. Chr.) um verlässliche Kenntnisse und legt zum Teil sogar Quellen offen, zu denen er in römischen Archiven Zugang hatte. Auch für ihn geht es darum, die Wahrheit zu erforschen und darzustellen.

Das zeigt: Schon das Werk des Herodot, vor allem aber die Geschichtsschreibung in der Weise des Thukydides und Polybios zeichnen sich durch eine genaue und methodisch reflektierte Recherche zu den Ereignissen aus. Beide sind sensibilisiert gegenüber Aussagen von Quellen und bewerten sie kritisch. Was erzählt wird, wird auf das Handeln von Menschen zurückgeführt, nicht jedoch metaphysisch, etwa durch das Eingreifen von Gottheiten, erklärt. Das Geschehen wird durch menschliche Beweggründe und Triebkräfte wie Habgier, Furcht, Ehrgeiz oder auch andere diagnostizierte menschliche Pathologien getragen. Auf diese Weise können Kausalitäten hergestellt werden, und es kann zum Beispiel zwischen den Anfängen eines Geschehens, seinen tatsächlichen Ursachen und den ins Feld geführten Vorwänden unterschieden werden.

Damit hängt zusammen, dass beide über das Stilmittel von direkten Reden nachdenken. Immer wieder bauen sie

an entscheidenden Punkten ihrer Darstellung Reden ein. Sie dienen dazu, das Geschehen zu spiegeln, indem man sich an tatsächlich gehaltene Reden in diesen Situationen anlehnt. Weil aber natürlich keine Protokolle oder Mitschnitte dieser Reden existieren, kommt hier die Auffassung des Geschichtsschreibers ins Spiel, der mit Hilfe dieser Reden die Situation beleuchten und Kausalitäten und tiefere Ursachen herausarbeiten kann.

Keinesfalls aber, und darauf legen Thukydides wie auch Polybios Wert, sollen Reden als reiner Schmuck eingesetzt werden. Im Gegenteil: Auf rhetorischen Ornament, Effekthascherei und Ergötzung wird bewusst verzichtet. Stattdessen setzen die beiden Autoren auf die angestrenzte Mitarbeit der Leserinnen und Leser. Als dauerhaften Gewinn für diese Mühen stellen beide die Belehrung und Anleitung für das eigene Handeln in Aussicht.

Nicht zu vergessen: das Bedürfnis nach Unterhaltung

Wenn die Lektüre von Geschichtswerken nun so viel Mühe kostet, ist es kein Wunder, dass diese Anstrengung zunehmend als Zumutung empfunden wird. Dionysios von Halikarnass (ca. 54 v. Chr. bis nach 7 n. Chr.) zum Beispiel sagt ganz unverblümt, dass Polybios zu den Historikern gehöre, die niemand bis zum Ende lesen könne.

So ist zu beobachten, dass in hellenistischer Zeit andere Weisen der Geschichtsschreibung gefunden wurden. Zum einen werden verstärkt einzelne Personen mit ihren Biographien ins Zentrum gestellt, zum anderen werden Synthesen gesucht und größere Einheiten in den Blick genommen. Die Gliederung solcher großen Einheiten bewerkstelligen die Historiker zum einen durch eine äußere Gliederung nach Büchern. Zum anderen finden sie eine innere Strukturierung nach geographischen Gesichtspunkten. Während Thukydides und Polybios noch versucht hatten, ihr Werk dadurch zu strukturieren, dass sie es unter eine leitende Idee stellten, wählten Historiker ab der hellenistischen Zeit die anschaulichere Geographie als strukturierendes Prinzip.

Wenn in dieser Weise verschiedene Weltgegenden in den Blick geraten, ist es nur noch ein kleiner Schritt dahin, staunenswerte Begebenheiten aus diesen Weltgegenden zu berichten – wobei dies bereits bei Herodot zu beobachten ist. Mit den besuchten Orte ließen sich sodann auch etwas wunderbarere Geschichten verknüpfen, so wie Theopomp (ca. 378/377–323/300 v. Chr.) in seinem Buch VIII über den makedonischen König Philipp eine Zusammenstellung von *thaumasia*, staunenswerten Begebenheiten aus verschiedenen Teilen der Welt, einfügt und beispielsweise die Auffassung von persischen Magiern



Foto: Wikimedia Commons

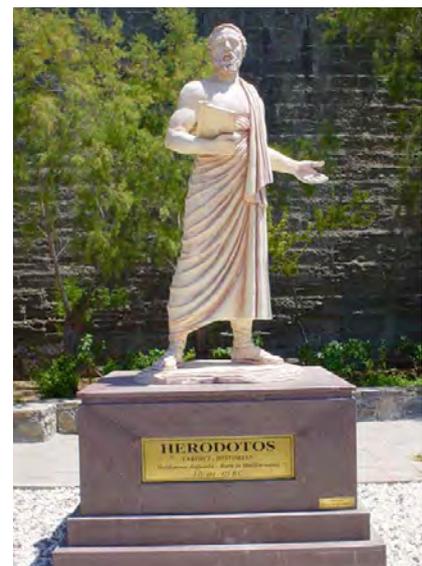


Foto: Wikimedia Commons

Thukydides nahm für sich in Anspruch, die Recherche zu seinen Geschichtswerken mit aller nur möglichen Genauigkeit (akribeia) zu führen. Die abgebildete Büste ist eine römische Kopie des griechischen Originals. Rechts: Herodot wird von Cicero als Vater der Geschichtsschreibung bezeichnet. Unsere Abbildung zeigt eine Statue, die im römischen Theater in Halikarnassos in der heutigen Türkei steht.

referiert, dass die Menschen unsterblich seien und immer wieder zu neuem Leben erwachen würden, oder dass das All in einer Kreisbewegung immer dasselbe bliebe. Dieser Trend, solche staunenswerten Begebenheiten in die Geschichtswerke einzubauen, setzt sich fort. Sie werden den Leserinnen und Lesern wie eine Belohnung fürs Lesen angeboten.

Daneben gibt es seit frühhellenistischer Zeit Spezialgeschichten mit einem stark biographischen Fokus. Weichenstellend für die weitere Entwicklung sind besonders die biographischen Darstellungen Alexanders des Großen und die verschiedenen Versionen des Alexanderromans, in die etliche wunderhafte Episoden eingebaut wurden, bis hin zur Apotheose Alexanders.

Solche biographischen Darstellungen besonderer Menschen laden nun geradezu dazu ein, das Leben dieser Protagonisten dramatisch auszugestalten. Cicero rechtfertigt dies mit der Überlegung, dass es Rhetoren erlaubt sei, in Geschichtswerken zu lügen, damit sie bestimmte Dinge oder Aspekte deutlicher ausdrücken könnten. In diesem Sinne ermuntert Cicero in seinem Brief an Lucceius diesen, bei der Darstellung seines Konsulats ruhig etwas entschiedener auszuschnücken als es die Wahrheit zulasse. Denn: *epistula ... non erubescit* – Papier errötet nicht, das heißt: Papier ist geduldig.

Überhaupt wurde die Geschichtsschreibung zunehmend mit Elementen der Tragödie ausgestattet. Damit gewannen die Historiker die Möglichkeit, um des Publikums willen und zur Verdeutlichung des Gesamtsinns etwas freier mit der *Wahrheit* umgehen zu können. Diese Möglichkeiten scheinen vor allem in der römischen Geschichtsschreibung genutzt worden zu sein; denn über die Frühgeschichte und weite Strecken der römischen Republik gab es bekanntlich kaum schriftliche Quellen. So galt es, aus den wenigen belegten historischen Erinnerungen eine zusammenhängende Geschichte zu formen. Dazu mussten die Geschichtsschreiber – trotz der strengen Form der Annalen, die sie wählten –, Daten erfinden und Zusammenhänge der Frühzeit konstruieren.

Dabei waren sie sich ebenso wie ihr Lesepublikum über diese Freiheit im Umgang mit ihrem Stoff bewusst. Schon beim griechischen Historiker Ephoros von Kyme (ca. 400–330 v. Chr.) ist zu

lesen: „Die, die über die Begebenheiten *unserer* Zeit ganz präzise berichten, halten wir für höchst vertrauenswürdig, die, die über die *alten* Zeiten so handeln, betrachten wir als höchst unglaubwürdig, weil wir annehmen müssen, dass es unwahrscheinlich ist, dass alle Taten und die meisten Reden durch so lange Zeit hindurch in Erinnerung bleiben konnten.“

Auch Livius stellt in der *praefatio* seiner Geschichte Roms klar: „Was vor der Gründung der Stadt oder dem Plan ihrer Gründung mehr mit dichterischen Erzählungen ausgeschmückt als in unverfälschten Zeugnissen der Ereignisse überliefert wird, das möchte ich weder als richtig hinstellen noch zurückweisen. Man sieht es der alten Zeit nach, dass sie den Anbeginn der Stadt erklärt, indem sie das Menschliche mit Göttlichem vermischt.“

Trotzdem schreibt Livius nicht weniger als fünf Bücher über diese Anfänge der Stadt. Dabei macht er zwar nicht selten die Unsicherheit dieser oder jener dargestellten Episode deutlich und spart auch nicht mit Kritik an seinen Vorgängern. Dennoch beteiligt er sich damit an einer Geschichtsdarstellung, die das Wenige, das sicher in

Die Apostelgeschichte gehört in das Spektrum der antiken Geschichtsschreibung, geht aber auch eigene Wege. Sie macht Anleihen bei den Geschichtswerken des Alten/Ersten Testaments. Lukas erweist sich als profunder Kenner der jüdischen Heiligen Schriften.

Quellen belegt war, durch Fiktionen ergänzte und so die Vergangenheit weniger erforschte, wie dies im modernen Sinne angestrebt würde, als vielmehr ein neues Bild der Vergangenheit schuf.

Zunehmend wurden also fiktionale Elemente in die Geschichtswerke einbezogen, wobei man genau das bei den Vorgängern kritisierte. Demgegenüber versuchte man die eigene Darstellung

durch richtiggehende Beglaubigungsapparate als glaubwürdig darzustellen, bis dahin, dass nicht nur Ereignisse erfunden wurden, sondern gleich die zugehörigen Quellen mit dazu. So kommt der römische Rhetoriklehrer Quintilian (ca. 35–96 n. Chr.) zum Schluss: „Die Geschichtsschreibung steht der Poesie sehr nahe, ist in gewisser Weise ein Gedicht in ungebundener Form und will erzählen, nicht beweisen.“

All dies soll dazu dienen, Leserinnen und Leser zu erreichen. Nach Lukian werden Leserinnen und Leser „von selbst aufmerksam, sobald der Autor darlegt, dass er Gegenstände behandeln will, die bedeutsam und wichtig sind, sie selbst angehen und Nutzen bringen“.

Anleihen bei den alttestamentlichen Geschichtswerken

Es hat sich gezeigt: Das Spektrum der antiken Geschichtsschreibung ist weit, und sie verändert sich naturgemäß im Laufe der Zeit. In dieses weite Spektrum der antiken Geschichtsschreibung ist auch die Apostelgeschichte einzuordnen.

Gleichzeitig ist nicht zu übersehen, dass die Apostelgeschichte auch eigene Wege geht. Vor allem macht sie Anleihen bei den Geschichtswerken des Alten/Ersten Testaments, die bislang noch nicht zur Sprache kamen. Lukas erweist sich in seinen Büchern als profunder Kenner der jüdischen Heiligen Schriften. In der Apostelgeschichte zeigt sich dies vor allem in den Reden der Apostel in Jerusalem oder in den Reden des Paulus, mit denen er seine Botschaft in den Synagogen verkündet.

Dieser Hintergrund ist mitzudenken, wenn man verstehen will, wie Lukas seinen zweiten Band konzipiert hat; denn die Geschichtswerke des Alten/Ersten Testaments und insbesondere das deuteronomistische Geschichtswerk erzählen Geschichte als Geschichte Gottes mit seinem Volk. Es geht um Geschichtsdarstellung in Auseinandersetzung mit dem Gottesglauben, es geht darum, zu verstehen, wie alles so gekommen ist, wie es gekommen ist, auch und gerade die großen Katastrophen wie die der Eroberung und Zerstörung Jerusalems durch die Babylonier, die Zerstörung des Tempels und die Deportation der Oberschicht nach Babylon. Es geht um Gottes Han-

deln in der Geschichte und um die Antworten Israels und Judas darauf, es geht um menschliches Versagen angesichts von Gottes Heilshandeln und um die Konsequenzen, die daraus folgen, die zum Teil so katastrophal sind wie das Babylonische Exil samt dem Ende des davidischen Königtums und so weiter.

Noch einmal: Die Apostelgeschichte als Geschichtswerk

Seinen zweiten Band präsentiert Lukas seinen Leserinnen und Lesern als Fortsetzung seines ersten Bandes, in dem er, wie er zu Beginn sagt, über alles berichtet hatte, „was Jesus von Anfang an getan und gelehrt hat, bis zu dem Tag, an dem er in den Himmel aufgenommen wurde“ (Apg 1,1f). Diese Fortsetzung ist nun zwar keine Geschichte der Urkirche im umfassenden Sinn; doch zeigt das Buch, wie sich die Botschaft von Jesus, dem Christus, ausbreitet, ausgehend von Jerusalem, über Judäa, Samaria, bis an die „Grenzen der Erde“ (1,8), und wie jüdische Menschen und Menschen, die nicht aus der jüdischen Tradition stammen, auf diese Botschaft reagieren, positiv oder auch ablehnend, bis hin zum Schlusskapitel, das zwar nicht gerade an den Grenzen der Erde endet, aber dafür im Zentrum des römischen Weltreichs, in Rom. Damit ist Lukas mit seinem Stoff und seiner Art der Darstellung der erste, der in der griechisch-römischen Antike eine religiöse Bewegung in Form eines historischen Berichts darstellte.

Doch wird bei dieser Art der Darstellung auch deutlich, wie sehr Lukas bereits eine Auswahl getroffen hat. Seine Geschichte ist angesiedelt zwischen Jerusalem und Rom. Was nicht zwischen diesen beiden Polen liegt, ist nicht im Blick.

Diese Auswahl ist zunächst der Überzeugung des Lukas geschuldet, dass das, worüber er erzählt, für seine Leserinnen und Leser wichtig ist. Dies verbindet ihn mit Herodot, Thukydides und Polybios und ihrer Überzeugung, dass ihr Stoff von herausragender Bedeutung für ihre Leserinnen und Leser ist. Um die Bedeutung dessen, was er erzählt, zu unterstreichen, lässt Lukas Petrus als einen wichtigen Protagonisten der Anfangskapitel vor dem Hohen Rat sagen: „Und in *keinem anderen* ist das Heil zu finden. Denn es ist uns Menschen *kein anderer Name* un-

ter dem Himmel gegeben, durch den wir gerettet werden sollen.“ (Apg 4,12) Für seine eigene Zeit, der Zeit zwischen dem irdischen Wirken Jesu und seiner verheißenen Wiederkunft (Apg 1,11) ist die Ausbreitung der Christusbotschaft das wichtigste Thema.

Diese Ausbreitung der Christusbotschaft, ausgehend von Jerusalem über Judäa und Samaria bis nach Rom, wird gleichzeitig zum Ordnungs- und Strukturschema für die erzählte Geschichte. In diese Struktur passt Lukas die Überlieferungen, die es zum Teil schon gab, ein, und stellt so eine Ordnung her. Nach Daniel Marguerat, der seit Jahren zur Apostelgeschichte forscht und 2022 seinen umfangreichen Kommentar zur Apg veröffentlichte, wird Lukas gerade dadurch zum Historiker, dass er die ungeordneten Fakten in eine Ordnung bringe, die sie zu einer Gründungsgeschichte des frühen Christentums werden lassen.

Bei seiner Darstellung legt Lukas einen besonderen Akzent auf die Entstehung der christusgläubigen Gemeinschaften, insbesondere in den ersten Kapiteln und anhand der Gemeinde von Jerusalem. Vor allem in den Summarien zeichnet er ein beeindruckendes Bild dieser Jerusalemer Urgemeinde, von ihrem Gemeinschaftsleben und der Gütergemeinschaft, vom kraftvollen Zeugnis der Apostel samt ihren zahlreichen Wundern sowie vom Wirken der Geistkraft, durch die täglich mehr Menschen der Gemeinschaft hinzugefügt wurden. Diese Gemeinschaft wird gezeigt als sowohl unter der Gnade Gottes als auch in höchstem Ansehen bei den Menschen stehend, so dass das Bild einer goldenen und gleichzeitig normierenden Anfangszeit entsteht.

Demgegenüber endet die Apostelgeschichte mit der Verkündigung des Paulus in Rom und zieht eine durchaus gemischte Bilanz. Für uns heute überaus schmerzhaft zu sehen sind die harten Worte gegenüber dem jüdischen Volk, dessen Verhalten mit Hilfe des Verstockungsauftrags aus Jes 6,9f. interpretiert wird. Doch ist trotz alledem auch für Lukas darüber noch nicht das letzte Wort gesprochen, und die Perspektive am Schluss ist offen.

Der Schluss der Apostelgeschichte zeigt Paulus als beharrlichen Verkünder des „Reiches Gottes“ und der „Lehre über Jesus Christus, den Herrn“ an

„alle, die zu ihm kamen“ (28,30f) – und er übergibt damit die Staffette an die Leserinnen und Leser, die eingeladen sind, dieser „Lehre über Jesus Christus, den Herrn,“ zu trauen und sie ihrerseits bis an die Grenzen der Erde zu tragen.

Diese Geschichte der Ausbreitung der Christusbotschaft erzählt Lukas so, dass deutlich wird, wie sehr Gott

Biblische Tage 2023

Die Biblischen Tage im kommenden Jahr (3. bis 5. April 2023) widmen sich der Bergpredigt. Friedrich Dürrenmatt nannte sie die „Rede aller Reden“. In der Tat: Die Bergpredigt hat – wie kaum ein anderer Text – Geschichte geschrieben. Professor Hans-Georg Gradl hat für uns auch zu diesem Text ein wunderbar erzählendes [Video](#) aufgenommen. Dazu war er unterwegs auf dem Klostersgut Plankstetten in seiner Heimat, der Oberpfalz. Bei der Tagung selbst wird jene erste programmatische Rede im Matthäusevangelium von verschiedenen Seiten detailliert ausgelegt und erklärt. Dabei stehen aktuelle Fragen im Mittelpunkt: die Frage nach Gott und dem Menschen, nach Frieden und Gerechtigkeit und nach der Bedeutung des Christseins heute. Wir unterrichten alle Interessierten, sobald eine Anmeldung möglich ist.

bei alledem seine Hand im Spiel hat: So wird das Programm der Apostelgeschichte vom Auferstandenen formuliert (1,8), und im gesamten Werk wird Gott selbst als Lenker der Geschichte erkennbar. Der Geschichtsverlauf wird von Gott mittels der Zeugen der Christusbotschaft gelenkt, wobei der Heilige Geist eine entscheidende Rolle spielt, der an Pfingsten verliehen wird und im weiteren Verlauf die Geschehnisse ebenso wie die Protagonistinnen und Protagonisten beeinflusst, lenkt und voranbringt und auch dafür sorgt, dass bestimmte Wege nicht gegangen werden.

Bei allem erscheint die Geschichte Israels als Deutungshorizont der erzählten Ereignisse, so dass Jens Schröter sogar sagen kann, dass die Geschichte der entstehenden Kirche als Fortsetzung der Geschichte Israels interpretiert werde. Dies zeigt sich besonders in den Reden des Petrus, Stephanus und Paulus, wenn sie sich jeweils an ein jüdisches Publikum wenden. So werden Ereignisse aus

der Zeit der beginnenden Christusgemeinden als Teil des Geschichtsplanes des Gottes Israels erkennbar.

Zu dieser Geschichtsdarstellung passt es, wenn die Ausbreitung der Jesusbotschaft von Anfang an von zahlreichen wunderhaften Ereignissen – von „Zeichen und Wundern“ – begleitet wird. Zeichen und Wunder ist ein Begriffspaar, das besonders in der Exodustradition seinen Ort hat. Offenbar geschieht nun in den Augen des Lukas etwas Vergleichbares: Es geschehen Heilungen, ja sogar Totenaufweckungen, in der Anfangszeit gewirkt vor allem von Petrus, aber auch (zusammenfassend erwähnt) von den anderen Aposteln, im zweiten Teil des Buches von Paulus, der nicht nur heilt, Dämonen austreibt und einen Toten erweckt (Apg 20,7–12), sondern sogar selbst den Biss einer giftigen Viper unbeschadet übersteht (Apg 28,3–6). Daneben gibt es wunderbare Befreiungen aus dem Gefängnis (Petrus, Johannes und Paulus), das wunderbare Entschwinden und Wiederauftauchen des Verkünders Philippus nach der Taufe eines Äthiopiens (Apg 8,26–40), wunderbare und

stets siegreiche Auseinandersetzungen mit konkurrierenden Magiern (Apg 8,4–13), bis hin zu einem Schiffbruch und der wunderbaren Rettung auf dem Weg nach Rom (Apg 27).

Auf diese Weise erscheinen die Taten der Zeuginnen und Zeugen Jesu als Fortsetzung des machtvollen Handelns Gottes in der Geschichte Israels und im Wirken Jesu. Leserinnen und Leser können erkennen, wie Gott seine mächtigen Taten durch die Zeugen Jesu zunächst unter den Jüdinnen und Juden wirkt und dann auch unter den Menschen, die aus der nichtjüdischen Tradition stammen.

Auf diese Weise erzeugt Lukas Spannung: Wie oft ist Paulus kurz davor, einem Anschlag zum Opfer zu fallen – doch immer wieder kann er entkommen, wird gerettet, durch Menschen oder Engel, bis er zuletzt tatsächlich nach Rom gelangt. Damit bedient Lukas sicher auch das Unterhaltungsbedürfnis seiner Leserinnen und Leser. Diesem mögen auch so groteske Geschichten geschuldet sein wie die von Hananias und Sapphira, an denen ein Strafwunder vollzogen wird (Apg 5,1–11),

In der Apostelgeschichte wird der Geschichtsverlauf von Gott mittels der Zeugen der Christusbotschaft gelenkt, wobei der Heilige Geist eine entscheidende Rolle spielt, der an Pfingsten verliehen wird und im weiteren Verlauf die Geschehnisse beeinflusst.

oder die Erzählung vom Aufstand der Silberschmiede in Ephesus und dem riesigen Tumult, dem die Jesusboten nur knapp entkommen können, bei dem aber die Menge zwei Stunden lang schreit: „Groß ist die Artemis von Ephesus“ (Apg 19,23–40). Solche Elemente verleihen der lukanischen Darstellung durchaus romanhafte Züge; doch kennzeichnen ja, wie wir gesehen haben, solche Stilmittel auch die griechisch-römische Geschichtsschreibung seit hellenistischer Zeit.

Und das Ziel dieser Darstellung? All die Anleihen aus den Schriften Israels zeigen, wie die Adressatinnen und Adressaten in der Kontinuität zu Israel stehen. Gleichzeitig ist das in Jesus Christus geschenkte Heil offen für alle Völker. Dass es so kommen musste, zeigt die Geschichte der Ausbreitung der Botschaft, die eben auch eine Geschichte der Konflikte und Brüche – auch und gerade mit Angehörigen des Volkes Gottes – ist. Das Buch und die herangezogenen Schriften helfen zu verstehen, wie der Christusglaube zwar aus Israel entstanden ist, wie es nun aber zu dieser Trennung kam, obwohl es doch so viel Gemeinsames gibt.

Auf dieser Grundlage können die Adressatinnen und Adressaten, die wohl zu einem nicht unbeträchtlichen Teil aus den nichtjüdischen Völkern stammten, sich selbst in die Geschichte einordnen, mit Hilfe dieser Gründungserzählung ihre Gegenwart verstehen und zugleich Perspektiven entwickeln. Wenn die eigene Gegenwart unsicher ist (vgl. Lk 1,4), kann Geschichte dazu verhelfen, Identität zu klären, indem sie über die eigene Herkunft Rechenschaft ablegt. Das versucht die Apostelgeschichte. ■

Literaturauswahl

Backhaus, Knut, *Asphaleia. Lukanische Geschichtsschreibung im Rahmen des antiken Wahrheitsdiskurses*, in: Ebel, Eva / Vollenweider, Samuel (Hg.), *Wahrheit und Geschichte. Exegetische und hermeneutische Studien zu einer dialektischen Konstellation* (ATHANT 102), Zürich 2012.

Backhaus, Knut, *Das lukanische Doppelwerk. Zur literarischen Basis frühchristlicher Geschichtsschreibung* (BZNW 240), Berlin 2022.

Hose, Martin, »Exzentrische« Formen der Historiographie im Hellenismus, in: Jörg Frey / Clare K. Rothschild / Jens Schröter (Hg.), *Die Apostelgeschichte im Kontext antiker und frühchristlicher Historiographie* (BZNW 162), Berlin / New York 2009, 182–213.

Marguerat, Daniel, *Lukas, der erste christliche Historiker. Eine Studie zur Apostelgeschichte* (ATHANT 92), Zürich 2011.

Marguerat, Daniel, *Die Apostelgeschichte* (KEK 3), Göttingen 2022.

Molthagen, Joachim, *Geschichtsschreibung und Geschichtsverständnis in der Apo-*

stelgeschichte im Vergleich mit Herodot, Thukydides und Polybios, in: Jörg Frey / Clare K. Rothschild / Jens Schröter (Hg.), *Die Apostelgeschichte im Kontext antiker und frühchristlicher Historiographie* (BZNW 162), Berlin / New York 2009, 159–181.

Schröter, Jens, *Lukas als Historiograph. Das lukanische Doppelwerk und die Entdeckung der christlichen Heilsgeschichte*, in: Becker, Eve-Marie (Hg.): *Die antike Historiographie und die Anfänge der christlichen Geschichtsschreibung* (Beihefte zur Zeitschrift für die neutestamentliche Wissenschaft und die Kunde der älteren Kirche 129), Berlin 2005, 237–262.

Schröter, Jens, *Zur Stellung der Apostelgeschichte im Kontext der antiken Historiographie*, in: Jörg Frey / Clare K. Rothschild / Jens Schröter (Hg.), *Die Apostelgeschichte im Kontext antiker und frühchristlicher Historiographie* (BZNW 162), Berlin / New York 2009, 27–47.

Will, Wolfgang, *Herodot und Thukydides. Die Geburt der Geschichte*, München 2015.

Der Weg einer frühjüdischen Gruppe in die Eigenständigkeit

Die Entwicklung des Christusglaubens zu einer neuen Religion
von Marlis Gielen

Den Weg von den Anfängen einer kleinen frühjüdischen Gruppierung von Christusgläubigen zur neuen, eigenständigen Religion des Christentums in einem einstündigen Vortrag vollständig nachzeichnen zu wollen, wäre ein unrealistisches Vorhaben. Denn dieser Weg verlief nicht linear und war nicht von vornherein beabsichtigt oder alternativlos. Vielmehr gab es Weggabelungen, die eine Richtungsentscheidung forderten, ohne dass danach alle die gewählte Richtung einschlugen. Hinzu kommt, dass die Quellenlage bei weitem nicht für alle Etappen dieses Weges gut ist.

Auf relativ sicherem Boden bewegen wir uns dank der Paulusbriefe und der Apostelgeschichte bei der ersten Etappe zwischen ca. 30–60 n. C. Besonders informativ ist der autobiographische Rückblick Gal 1,13–2,14a. Hier lässt Paulus Ereignisse Revue passieren, die sich als richtungsweisend für den Weg der Christusgläubigen aus dem Frühjudentum heraus in die religiöse Selbständigkeit erweisen sollten. Insofern er jedoch selbst in diese Ereignisse involviert war, blickt er aus seiner subjektiven Perspektive darauf zurück. Doch auch die Apg berichtet gegen Ende des 1. Jh. nicht objektiv von den Anfängen der Bewegung der Christusgläubigen. Vielmehr nutzt ihr Autor den literarischen Gestaltungsspielraum antiker Geschichtsschreibung und schildert die Ereignisse gemäß seinem theologischen Konzept.

Paulusbriefe wie Apg haben also ihre je eigenen Besonderheiten, die bei der Bewertung ihrer Informationen zu berücksichtigen sind. Geschieht dies, ermöglichen sie es, ein historisch plausibles Bild vom *Beginn* des Weges zu konstruieren, der die frühjüdische Bewegung der Christusgläubigen in die religiöse Eigenständigkeit führte. Auf dieser ersten Wegetappe liegt hier der Fokus. Denn schon auf dieser Etappe erfolgen entscheidende Weichenstellungen für die weitere Entwicklung.

Auch die Apostelgeschichte berichtet gegen Ende des 1. Jh. nicht objektiv von den Anfängen der Bewegung der Christusgläubigen. Vielmehr nutzt ihr Autor den literarischen Gestaltungsspielraum antiker Geschichtsschreibung und schildert die Ereignisse gemäß seinem theologischen Konzept.

Jerusalem als erstes nachösterliches Zentrum der Christusgläubigen

Unter dem Eindruck der für sie traumatischen Ereignisse von Verhaftung, Verurteilung und Hinrichtung Jesu von Nazaret zerstreuten sich seine Gefolgsleute. Auch die Zwölf als der engste Kreis um Jesus sahen ihre Hoffnungen zerstört und flohen. Doch kurz danach finden sie wieder zusammen aufgrund von völlig unverhofften Begegnungen mit dem Gekreuzigten. Ihn erfahren sie als lebend und bezeugen, dass er durch Gottes Macht von den Toten auferweckt und in eine himmlisch-messianische Machtstellung zur Rechten Gottes erhöht wurde. Historisch vertrauenswürdig dürfte die Apg darin sein, dass sie Jerusalem als erstes nachösterliches Zentrum der Christusgläubigen ausweist. Hier – in der Stadt des Tempels als der Stätte der göttlichen Gegenwart und zugleich am Ort der erhofften endzeitlichen Königsherrschaft Gottes (vgl. Jes 52,7–10; Mich 4,6f; Zef 3,14–17) – sammelten sie sich um Petrus als Leitfigur.

Bereits im vorösterlichen Zwölferkreis war Petrus eine Führungsrolle zugewachsen, woran er bei den Passionsergebnissen zunächst scheiterte. Dennoch wurde er rehabilitiert, indem der Auferweckte ihm als erstem der Zwölf erschien. Dies ist durch eine alte Bekenntnisformel verbürgt, die Paulus in 1Kor 15,3b–5 zitiert. Infolge dieser visionären Begegnung brachte Petrus die Mitglieder des Zwölferkreises (mit Ausnahme des Judas Iskariot) wieder zusammen, denen dann gemeinsam eine weitere Erscheinung zuteilwurde (vgl. 1Kor 15,5: „... und dass er erschien dem Kephas, dann den Zwölfen“).

Diese Erscheinung dürfte die Zwölf veranlasst haben, die vorösterliche Verkündigung Jesu an Israel wieder aufzunehmen. Denn nichts symbolisierte so sehr wie der Zwölferkreis die Absicht Jesu, Israel als Zwölfstämme-Volk für die endzeitliche Herrschaft Gottes zu sammeln. Diese Absicht fand nun offenbar durch die Erscheinung des Auferstandenen vor den Zwölfen ihre nachösterliche Bestätigung. Allerdings



Prof. Dr. Marlis Gielen, Professorin für Neutestamentliche Bibelwissenschaft an der Universität Salzburg

Entgegen seiner sonst idealisierenden Darstellung der Anfangszeit verbindet Lukas die Ausdifferenzierung der Urgemeinde in Hebräer und Hellenisten mit einem sozialen Konflikt, der aus der Vernachlässigung der hellenistischen Witwen durch die Gruppe der Hebräer erwuchs.

stand die Wiederaufnahme der Verkündigung an Israel unter einem neuen Vorzeichen: Gott hatte durch sein auferweckendes Handeln am gekreuzigten Jesus ihn und seine Botschaft bestätigt. Damit aber wurde Jesus selbst in die nachösterliche Verkündigung an Israel hineingenommen.

Die Kehrseite der erneuten Hinwendung zu Israel unter dem Eindruck der Osterereignisse ist, dass die Jerusalemer Urgemeinde die Frage nach dem Heil der Heidenvölker zunächst nicht reflektiert. Zwar gilt: So wenig Jesus bei seiner israelzentrierten Verkündigung (vgl. Mt 10,5) die Heiden kategorisch vom Heil ausgeschlossen hatte (vgl. etwa Mk 7,25–30; Lk 7,1–10 par. Mt 8,5–10.13), so wenig geschieht dies nachösterlich. Doch erfolgt in einer ersten Phase noch keine Hinwendung zur Völkerwelt. Zwar ist mit dem Motiv der endzeitlichen Herrschaft Gottes die Erwartung verbunden, dass sich Gott als König nicht nur über Israel, sondern über *alle* Völker erweisen wird (vgl. z.B. Sach 14,6–9; Mich 4,1–5.6f; Zef 3,9.14f; Dan 7,13f). Doch spielt dieser universale Aspekt in der frühen Verkündigung der Jerusalemer Urgemeinde, die zunächst wohl hauptsächlich aus vorösterlichen, galiläischen Gefolgsleuten Jesu bestand, keine Rolle.

Die Ausdifferenzierung der Jerusalemer Urgemeinde in „Hebräer“ und „Hellenisten“

Bald schon begann die Verkündigung der Jerusalemer Christusgläubigen Früchte zu tragen. Die Urgemeinde wuchs (Apg 2,47; 6,1.7), wenngleich wohl viel moderater, als es Lukas angibt (Apg 2,41). Zugleich entstanden zwei Gemeindeguppen, deren Mitglieder sich unterscheiden in Herkunft und Sprache sowie in den theologischen Konsequenzen, die sie aus dem Christusglauben ableiteten. Unvermittelt führt Lukas in Apg 6,1 diese beiden Gruppen ein, die er als „Hellenisten“ und „Hebräer“ bezeichnet. Als



Foto: canva.com

Bereits im vorösterlichen Zwölferkreis war Petrus eine Führungsrolle zugewachsen, woran er bei den Passionsereignissen zunächst scheiterte. Dennoch wurde er rehabilitiert, indem der Auferweckte ihm als erstem der Zwölf erschien.

Rechts: Der hl. Stephanus gilt als erster Märtyrer. Der Hauptvorwurf gegen ihn lautet nach dem Zeugnis der Apostelgeschichte, dass er nicht aufgehört habe, gegen den heiligen Ort Jerusalem und das Gesetz zu reden.



Bild: Wikimedia Commons

unumstritten gilt, dass Lukas hier unter der Bezeichnung „Hebräer“ die aramäisch-sprachigen Christusgläubigen um Petrus und den Zwölferkreis versteht, unter „Hellenisten“ dagegen griechisch-sprachige Christusgläubige, die aus den Jerusalemer Diasporasynagogen zur Urgemeinde gestoßen waren.

Entgegen seiner sonst idealisierenden Darstellung der Anfangszeit (Apg 2,42–47; 4,32–37) verbindet Lukas die Ausdifferenzierung der Urgemeinde in Hebräer und Hellenisten mit einem sozialen Konflikt, der aus der Vernachlässigung der hellenistischen Witwen bei der materiellen Unterstützung durch die Gruppe der Hebräer erwuchs (Apg 6,1). Doch wird dieser Konflikt durch den Zwölferkreis (Apg 6,2) zügig beigelegt. Zunächst erklären sich die Zwölf für nicht zuständig, weil sie ihre genuine Aufgabe im Gebet und in der Verkündigung sehen (Apg 6,2.4). Deshalb empfehlen sie der Gemeindeversammlung, eine Siebenergruppe zu wählen, die sich um soziale Aufgaben in der Gemeinde kümmern soll (Apg 6,3). Die aufgrund dieser Empfehlung Gewählten mit Stephanus als Erstgenanntem tragen alle griechische Namen, was auf ihre Zugehörigkeit zur Gruppe der Hellenisten hinweist (Apg 6,5). Nach Einsetzung in ihre Aufgabe durch die Zwölf (Apg 6,6) ist der Frieden wiederhergestellt und die Gemeinde kann weiterwachsen (Apg 6,7).

Abgesehen vom Faible des Lukas für soziale Fragen kennzeichnet die Darstellung Apg 6,1–7, dass der Zwölferkreis das Verkündigungsmonopol für sich beansprucht. Allerdings berichtet Lukas nichts davon, dass die Siebenergruppe sich ihrer sozialen Aufgabe auch widmet. Stattdessen erzählt er sofort danach (Apg 6,8–10), dass Stephanus im Tätigkeitsfeld des Zwölferkreises „wildert“. Denn Stephanus verkündigt in den Diasporasynagogen (Apg 6,9f) und missachtet damit den Alleinanspruch des Zwölferkreises auf den „Dienst am Wort“, den dieser kurz zuvor für sich reklamiert hatte.

Das legt nahe, dass es sich bei der Siebenergruppe keineswegs um ein dem Zwölferkreis untergeordnetes Gremium für soziale Aufgaben („Dienst an den Tischen“) in der Urgemeinde handelte. Vielmehr bildete wohl diese Gruppe das Leitungsgremium der griechisch-sprachigen Christusgläubigen Jerusalems, und zwar mit Stephanus an der Spitze – analog der Rolle des Petrus im Zwölferkreis. Für die weitere Entwicklung der Urgemeinde erwies sich jedoch nicht die Koexistenz von Hebräern und Hellenisten als problematisch. Vielmehr formierte sich eine Konfliktlinie innerhalb

der Diasporasynagogen in der Tempelstadt, die zwischen ihren christusgläubigen und ihren nichtchristusgläubigen Mitgliedern verlief und schließlich eskalierte.

Der Tod des Stephanus und die Vertreibung der Hellenisten aus Jerusalem

Bei den Jerusalemer Diasporajuden handelte es sich um fromme, toratreue Menschen, die bewusst in die Tempelstadt Jerusalem als dem religiösen Zentrum ihres Glaubens übersiedelt waren. Da sie im Unterschied zur einheimischen Bevölkerung griechische Muttersprachler waren, organisierten sie sich in eigenen, oft nach ihrem Herkunftsgebiet unterschiedenen Synagogengemeinden. Apg 6,9–14 erzählt nun vom Ausbruch der Auseinandersetzung zwischen Mitgliedern dieser Diasporasynagogen und dem Stephanus als Sprecher der Christusgläubigen unter ihnen.

Der Hauptvorwurf gegen Stephanus lautet (Apg 6,13b–14): „Dieser Mensch hört nicht auf, gegen diesen heiligen Ort und das Gesetz zu reden. Wir haben ihn nämlich sagen hören: Dieser Jesus, der Nazoräer, wird diesen Ort zerstören und die Bräuche ändern, die uns Mose überliefert hat.“ Lukas etikettiert diesen Vorwurf gegen Stephanus als *Falschzeugnis*. Doch dürfte der Vorwurf historisch zutreffend den Kern der Kontroverse innerhalb der Jerusalemer Diasporasynagogen erfassen. Ihre Mitglieder verbanden nämlich mit dem Tempel die entscheidende heilsvermittelnde Funktion, galt er doch als Ort der Gegenwart Gottes (Ps 68, 25–30; 76,3; Weish 9,8) und zudem als Wohnsitz der präexistenten göttlichen Weisheit (Sir 24,8–12; Weish 9,9), die mit der Tora identifiziert wurde (Bar 4,1; Sir 24,23).

Als nun aus ihren Reihen Menschen zum Christusglauben fanden, reflektierten sie den Tod Christi gerade im Hinblick auf dessen heilsvermittelnde Kraft. Damit gerieten zwei Konzepte der Heilsvermittlung (durch Tempel und Tora bzw. durch den Tod Christi) in Konkurrenz. Entsprechend entwickelten die Hellenisten um Stephanus eine tempel- und torakritische Position. Daraus erwuchs ein heftiger Konflikt zwischen den christusgläubigen und den nichtchristusgläubigen Diasporajuden Jerusalems, der in der Steinigung des Stephanus (Apg 6,8–8,1a) sowie in der Vertreibung der hellenistischen Christusgläubigen aus der Stadt (Apg 8,1b–3; 11,19) eskalierte. Damit gelangte die Christusbotschaft erstmals über die Grenzen des jüdischen Mutterlandes hinaus in die Diaspora, und zwar in der den hellenistischen Christusgläubigen eigenen tempel- und torakritischen Interpretation.

Die Gemeinde in Antiochia am Orontes als erster Hotspot der Verkündigung unter den Heiden

Die tempel- und torakritische Interpretation des Christusglaubens barg das Potential in sich, die Verkündigung über Israel hinaus universal auszuweiten. Programmatischen

Charakter gewinnt die Verkündigung an nichtjüdische Menschen zuerst im syrischen Antiochia. Dort begannen laut Apg 11,19f einige der aus Jerusalem vertriebenen hellenistischen Christusgläubigen, die aus Zypern und Zyrene stammten, das Evangelium auch an Heiden zu verkünden. Interessanterweise findet sich in Apg 13,1 eine als historisch belastbar geltende Namensliste von Propheten und Lehrern, bei denen es sich wohl um die Mitglieder des Gemeindeleitungsteams in Antiochia handelt. An erster Stelle steht hier



Jesus erschien auch den versammelten Aposteln. Diese Erscheinung dürfte die Zwölf veranlasst haben, die vorösterliche Verkündigung Jesu an Israel wieder aufzunehmen. Denn nichts symbolisierte so sehr wie der Zwölferkreis die Absicht Jesu, Israel als Zwölfstämme-Volk für die endzeitliche Herrschaft Gottes zu sammeln.

der Name Barnabas, der nach Apg 4,36 ein aus Zypern stammender Jerusalemer Diasporajude war und wohl früh zur Jerusalemer Gemeinde fand.

Theologisch stand Barnabas vermutlich dem Stephanuskreis nah und war daher wohl auch betroffen von der Vertreibung der christusgläubigen Diasporajuden aus Jerusalem (Apg 8,1b). Zudem ist in der Liste Apg 13,1 ein Lucius aus Zyrene genannt. Kombiniert man die Informationen aus Apg 11,20 und 13,1, dann dürfte es sich also bei Barnabas und Lucius um Gründungsmitglieder der Christengemeinde von Antiochia und um Protagonisten der dort betriebenen Heidenmission handeln, die nachfolgend mit weiteren Personen gemeindliche Leitungsverantwortung trugen.

Dazu steht allerdings Apg 11,22–24 im Widerspruch. Demnach nämlich wäre Barnabas erst einige Zeit nach Gründung der antiochenischen Gemeinde durch die in Jerusalem verbliebene aramäisch-sprachige Gemeindegruppe um Petrus nach Antiochia entsandt worden. Doch spiegelt diese Passage unverkennbar die Intention des Lukas wider, eine Rückbindung der antiochenischen Gemeinde und das von ihr betriebene Projekt der Heidenmission an Jerusalem und Petrus sicherzustellen. Dazu passt, dass Lukas direkt vor der Notiz über die Anfänge der antiochenischen Gemeinde in Apg 10,1–11,18 ausführlich Petrus als Protagonisten und theologischen Befürworter der auflagenfreien Heidenmission präsentiert hat. Als historisch glaubwürdig darf man der Darstellung des Lukas wohl Folgendes entnehmen:

1. Unter den in Jerusalem verbliebenen aramäisch-sprachigen Christusgläubigen, die auf der gemeinsamen Basis einer Akzeptanz der Tora teils strengere, teils weniger strenge Positionen vertraten, nahm Petrus eine eher gesetzliberale Haltung ein. 2. Barnabas besaß bereits in Jerusalem, aber auch später während seiner Zeit in Antiochia gute Kontakte zum Kreis der Christusgläubigen um Petrus, die über das Haus der Maria und ihres Sohnes Johannes Markus, die mit Barnabas verwandt waren, verlaufen sein dürften (vgl. Apg 12,12–17; 13,5; 15,36–39).

Die Mitgliederliste des antiochenischen Gemeindeleitungsteams (Apg 13,1) weist an ihrem Ende noch den Namen einer der prominentesten Personen des Urchristentums auf: Saulus/Paulus. Einen beachtenswerten Hinweis, wie Paulus nach Antiochia kam, bietet er selbst in seinem autobiographischen Rückblick Gal 1,13–2,14a. Nachdem er sich nämlich unmittelbar nach seinem Offenbarungserlebnis zunächst für gut zwei Jahre in die Nabatäerstädte Arabiens zurückgezogen hatte, wohl um das Geschehnis zu verarbeiten und in seinen theologischen Konsequenzen zu reflektieren, beginnt er zurückgekehrt nach Damaskus nicht sofort mit seiner Verkündigung in Syrien und Kilikien (Gal 1,15–17,21).

Stattdessen reist Paulus zuvor nach Jerusalem, und zwar mit dem erklärten Ziel, Petrus kennenzulernen (Gal 1,18). Ob sein Interesse an Petrus aus dessen vorösterlicher und/oder nachösterlicher Rolle erwächst, erscheint fraglich angesichts seiner fehlenden Hochschätzung menschlicher Autoritäten unter den Christusgläubigen (Gal 2,6; vgl. 1Kor 3,21–23). Plausibel erklären lässt sich das Interesse jedoch, sofern Paulus von der gesetzliberalen Einstellung des Petrus gehört hatte und sich von ihm Unterstützung versprach bei der Umsetzung seiner göttlichen Beauftragung, Gottes Sohn „als Evangelium unter den Heiden zu verkünden“ (Gal 1,16a). Diese Unterstützung könnte Petrus ihm

dadurch geleistet haben, dass er Barnabas, der in Antiochia ja ebenfalls das Projekt der Heidenmission betrieb, auf Paulus aufmerksam machte. Ein Indiz dafür ist die unvermittelte Feststellung in Apg 11,25f, dass Paulus auf Initiative des Barnabas nach Antiochia kam und sie dort gemeinsam wirkten.

Diese Zusammenarbeit war für Paulus attraktiv, weil die in Antiochia betriebene Heidenmission

seinem Verständnis des eigenen Berufungsauftrags entsprach. Während seiner antiochenischen Jahre (ca. 35–48 n. C.) wurde Paulus einerseits durch die theologischen Traditionen der Gemeinde geprägt und bestimmte andererseits selbst als Mitglied im Gemeindeleitungsteam (Apg 13,1) ihre theologische Entwicklung mit. Dabei führte die konsequente Öffnung der Gemeinde für heidnische Menschen unter Verzicht auf deren Konversion zum jüdischen Glau-

Die Gemeinde von Antiochia wählte den Weg offensiver Verteidigung ihrer Heidenmission und schickte eine Delegation nach Jerusalem, zu der Barnabas, Paulus und Titus als ein unbeschnittener antiochenischer Christusgläubiger gehörten.

ben die antiochenischen Christusgläubigen bereits über die Grenzen der jüdischen Gemeinschaft hinaus. Insofern ist es historisch glaubwürdig, wenn Lukas in Apg 11,26 vermerkt, dass in Antiochia die Christusgläubigen erstmals als eigenständige religiöse Gruppierung wahrgenommen wurden.

Die Grundsatzentscheidung des Jerusalemer Aposteltreffens

Der missionarische Kurs Antiochias stieß alsbald auf den Widerstand der streng toraobservanten Christusgläubigen Jerusalems (Apg 15,1f., vgl. Gal 2,4). Dabei protestierten sie wohl nicht gegen die Heidenmission an sich, sondern dagegen, Christusgläubige heidnischer Herkunft ohne Verpflichtung auf Beschneidung und Toragehorsam in die religiöse Gemeinschaft des jüdischen Volkes zu integrieren. Dafür konnten sie gewichtige Argumente anführen: Wenn Menschen heidnischer Herkunft zum Glauben an Jesus als den Messias/Christus *Israels* gelangen und sich damit eine *jüdische* Heilshoffnung zu eigen machen, dann müssen sie auch Mitglied der jüdischen Volks- und Glaubensgemeinschaft werden, um dieses Heil zu erlangen. Verschärfend kam hinzu, dass *Israel* als Adressat der Botschaft Jesu nachösterlich durch die Erscheinung des Auferstandenen vor dem Zwölferkreis bestätigt worden war.

Die Gemeinde von Antiochia wählte den Weg offensiver Verteidigung und schickte eine Delegation nach Jerusalem, zu der Barnabas, Paulus und Titus als ein unbeschnittener antiochenischer Christusgläubiger gehörten (Gal 2,1.3; Apg 15,2). Dort legte Paulus als Mitglied dieser Delegation das in Antiochia den Heiden verkündete Evangelium dar. Auf der argumentativen Basis der inzwischen in ihrer Gemeinde geleisteten theologischen Arbeit versuchten die Antiochener also, in der Streitfrage um die Konditionen der Heidenmission einen Konsens mit Jerusalem zu erzielen. Denn eine Zustimmung der Jerusalemer Urgemeinde als Ausgangspunkt und Zentrum (nicht Zentrale!) des nachösterlichen Christusglaubens war für die antiochenische Gemeinde wichtig, um die eigene Verkündigung nicht zu schwächen.

Interessant ist nun, wem die theologischen Argumente für die auflagenfreie Heidenmission präsentiert werden. Laut Gal 2,2 *zuerst* „ihnen“ – wobei Paulus hier wohl die Vollversammlung der Jerusalemer Gemeinde im Blick hat (revEÜ übersetzt entsprechend interpretierend mit „Gemeinde“) – und *anschließend* den „Angesehenen“, d. h. dem dreiköpfigen Leitungsteam, bestehend aus Jakobus, Petrus und Johannes (vgl. Gal 2,9). Damit gibt Paulus zu erkennen: Die Vollversammlung der Jerusalemer Ge-

Die tempel- und torakritische Interpretation des Christusglaubens barg das Potential in sich, die Verkündigung über Israel hinaus universal auszuweiten. Programmatrischen Charakter gewinnt die Verkündigung an nichtjüdische Menschen zuerst im syrischen Antiochia.

meinde machte sich die theologische Argumentation zugunsten der auflagenfreien Heidenmission nicht zu eigen.

Die erhoffte Einigung wurde erst auf der Leitungsebene erzielt (Vv.6–10). Sie bestand 1. in einer grundsätzlichen Akzeptanz der antiochenischen Heidenmission, verbunden 2. mit einer Aufteilung der Zuständigkeitsbereiche. Dabei sollten Petrus/Jerusalem für die Verkündigung unter jüdischen Menschen, Paulus/Antiochia aber für die Verkündigung unter heidnischen Menschen verantwortlich sein. Schließlich wurde 3. eine materielle Unterstützung der Jerusalemer Urgemeinde durch die antiochenische Gemeinde als Ausdruck der wechselseitigen Verbundenheit (Gal 2,10; vgl. 2Kor 9,12–14; Röm 15,25–27) vereinbart.

Vergleicht man die Darstellung des Jerusalemer Aposteltreffens durch Paulus als Beteiligten (Gal 2,1–10) mit der späteren historiographischen Darstellung des Lukas (Apg 15,1–29), so stimmen beide Versionen in der Grundsatzentscheidung zugunsten der auflagenfreien Heidenmission überein. Lukas übergeht jedoch die Aufteilung der Zuständigkeitsbereiche, präzisiert aber die Grundsatzentscheidung durch die Verpflichtung der Christusgläubigen heidnischer Herkunft auf die Beachtung ritueller jüdischer Mindeststandards (Jakobusklauseln) (Apg 15,19f. 28f.). In diesem Punkt besteht ein unlösbarer Widerspruch zwischen der Version des Lukas und der paulinischen Version. Denn Paulus betont, dass die Jerusalemer Grundsatzentscheidung mit keinen Einschränkungen verknüpft wurde (Gal 2,6). Seiner Version als der eines Teilnehmers am Treffen ist historisch der Vorzug zu geben.

Mit der Jerusalemer Entscheidung zugunsten einer auflagenfreien Heidenmission war der nächste richtungweisende Schritt in die religiöse Eigenständigkeit der Christusgläubigen gemacht. Denn mit dieser Entscheidung wurde den Antiochenern die Verantwortung für die Heidenmission übertragen, die sie von da an engagiert und erfolgreich unter deutlicher geographischer Ausweitung ihres Aktionsradius wahrnahmen.

Die erste und zweite Missionsreise des Paulus

So beauftragte die antiochenische Gemeinde Barnabas und Paulus zu einer ersten größer angelegten Missionsreise, die sie nach Zypern und Südgalatien führte (Apg 13f.). Nach Darstellung der Apg fand diese 1. Missionsreise allerdings vor dem Jerusalemer Aposteltreffen (Apg 15) statt. Doch widerspricht die Chronologie des Lukas dem Selbstzeugnis

des Paulus. Denn laut Galaterbrief beschränkt sich seine Missionstätigkeit zwischen seinen beiden Jerusalembesuchen (1,18; 2,1) auf Syrien und Kilikien (1,21). Historisch ist die Abfolge Jerusalemer Aposteltreffen – 1. Missionsreise sehr plausibel. Denn auf der Basis der Jerusalemer Entscheidung konnte die antiochenische Gemeinde auf ihre spezielle Verantwortung für die Heidenmission verweisen und diese forciert vorantreiben.

Bereits die 2. Missionsreise (49–51 n. C.) unternahm Paulus ohne Barnabas, nachdem es im Vorfeld zu einem Dissens zwischen ihnen um die erneute Mitnahme von Johannes Markus als Begleiter gekommen war (Apg 15,36–40). Verbunden sind mit dieser Reise (Apg 15,40–18,22) Gemeindegründungen u.a. in den Metropolen Philippi, Thessaloniki und Korinth.

Als Paulus im Winter 51/52 n. C. nach Antiochia zurückkehrte (Apg 18,22), war sein Verhältnis zur Gemeinde und zu Barnabas noch nicht zerrüttet. Zum Bruch kam es

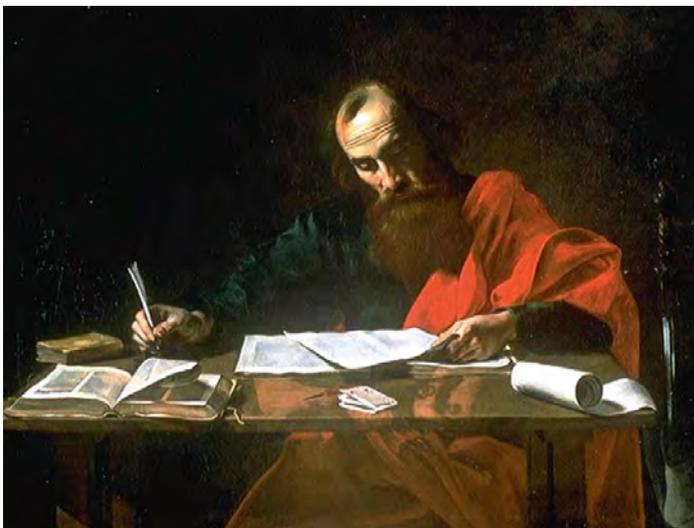
wohl erst während dieses Winteraufenthaltes, und zwar verursacht durch den antiochenischen Zwischenfall. Dieses konfliktive Ereignis trieb die Entwicklung der frühjüdischen Bewegung der Christusgläubigen zu einer neuen, eigenständigen Religion entscheidend voran.

Der Konflikt in Antiochia

Der Konflikt in Antiochia, der an der Frage der Tischgemeinschaft zwischen Christusgläubigen jüdischer und heidnischer Herkunft

entbrannte, gründete in zwei Schwachstellen der Jerusalemer Vereinbarung: 1. Über die auflagenfreie Heidenmission war nur im *Grundsatz* positiv entschieden worden, Fragen des gemeindlichen Zusammenlebens beider Gruppen blieben ausgeblendet. 2. Das Jerusalemer Leitungsteam versäumte es, die Gemeindebasis, an der es offenbar massive Bedenken gegen diese Form der Heidenmission gab, in die Entscheidungsfindung einzubinden.

Als nun die Delegation aus Antiochia mit dem Ergebnis des Jerusalemer Treffens in ihre Gemeinde zurückkehrte, sah man dort den eigenen theologischen Standpunkt durch die Vereinbarung bestätigt. Wenn aber heidnische Menschen ohne Auflagen getauft und in die Gemeinde aufgenommen werden durften, war es nur folgerichtig, dass sie auch gleichberechtigt mit den christusgläubigen Juden in der Gemeinde zusammenlebten. Ein solches Zusammenleben konkretisierte sich besonders durch die Tischgemeinschaft bei der Feier des Herrenmahls. Die christusgläubigen Juden mussten dazu jedoch die religionsgesetzlichen Hürden, die ein gemeinsames Essen mit nichtjüdischen Men-



Eine Abbildung des Apostels Paulus: Die Vorgänge in Antiochia führten zu einem Zwist zwischen Paulus und Petrus, bei dem Paulus dem Apostel Petrus vorwarf, von der „Wahrheit des Evangeliums“ abzurücken (Gal 2,14a).

Bild: Wikimedia Commons, Public Domain



In einem der Arbeitskreise am Dienstagvormittag vertieften die Teilnehmerinnen und Teilnehmer die Kenntnisse über die Apostelgeschichte und reflektierten die Vorträge vom Montag.

schen zumindest erheblich einschränkten, missachteten. In Antiochia sah man dies offenbar durch die Jerusalemer Vereinbarung gedeckt.

Dieser Sichtweise schloss sich Petrus an. Denn als er einige Zeit nach dem Jerusalemer Treffen nach Antiochia kam, aß auch er zusammen mit den Gemeindegliedern heidnischer Herkunft (Gal 2,12a). Dann aber treffen aus Jerusalem einige Leute aus dem Umfeld des Jakobus in Antiochia ein. Daraufhin gibt Petrus die zuvor praktizierte integrative Tischgemeinschaft auf (Gal 2,12b). Seinem Beispiel schließen sich die christusgläubigen Juden Antiochias inklusive Barnabas an (Gal 2,13). Sie alle distanzieren sich damit von ihrer bisherigen Interpretation der Jerusalemer Vereinbarung und schwenken auf die offenbar engere Auslegung der Jakobusleute ein. Demnach forderte der Verzicht auf die Beschneidung von Christugläubigen heidnischer Herkunft, diese Gruppe aufgrund des jüdischen Religionsgesetzes von den christusgläubigen Juden innergemeindlich zu separieren.

Möglicherweise wollten Jakobus und sein Kreis mit dieser restriktiveren Auslegung der Vereinbarung verhindern, dass die Situation in Jerusalem innergemeindlich wie nach außen zu den nicht-christusgläubigen Juden hin eskalierte. Dies könnte die paulinische Bemerkung erklären, der Rückzug des Petrus von der Tischgemeinschaft sei dessen Furcht „vor denen aus der Beschneidung“ geschuldet (Gal 2,12b). Für Paulus allerdings rücken damit Petrus und alle anderen von der „Wahrheit des Evangeliums“ ab (Gal 2,14a).

Um dieser Wahrheit gerecht zu werden, gehört für Paulus zum Verzicht auf Beschneidung von Christugläubigen heidnischer Herkunft deren vollständige, auflagenfreie Integration in die Gemeinde dazu, die durch die judenchristlichen Mitglieder zu gewährleisten ist. Während dieser Aspekt der Gemeindepraxis für Paulus unverzichtbar

ist, wird er von den Jakobusleuten, Kephass sowie den antiochenischen Judenchristen um Barnabas offenbar als nachrangig eingestuft.

Dennoch haben sie angesichts des paulinischen Protests wohl nach einer Konfliktlösung gesucht. Und hier kommen die Jakobusklauseln (Apg 15,19f. 28f.; vgl. 21,25) ins Spiel, die *historisch* zum Kontext des antiochenischen Zwischenfalls gehören dürften. Diese Klauseln formulieren religionsgesetzliche Mindestanforderungen an die Christugläubigen heidnischer Herkunft, um judenchristlichen Gemeindegliedern die Tischgemeinschaft mit ihnen zu ermöglichen.

Der Katalog dieser Mindestanforderungen umfasst auf der Basis von Lev 17f. den Verzicht auf Götzendienst/Götzenopferfleisch, den Verzicht auf Unzucht (= Verpflichtung auf die strengen sexualethischen Bestimmungen der Tora) sowie den Verzicht auf Blut und Ersticktes (= nicht koscher geschlachtetes Fleisch). Dieser Kompromissvorschlag ließ die Jerusalemer Grundsatzentscheidung (Verzicht auf Beschneidung und auf Beachtung der gesamten Tora) unangetastet. Zwar legte er den Christugläubigen heidnischer Herkunft Einschränkungen auf, sollte jedoch die integrative Gemeindepraxis dauerhaft garantieren. Paulus allerdings ließ sich auf diesen Kompromiss nicht ein und nahm für seine Unnachgiebigkeit den Bruch mit der antiochenischen Gemeinde in Kauf.

Fazit

Mit der exklusiv christologischen Heilskonzeption der Jerusalemer Hellenisten, mit der Entscheidung pro Heidenmission in Antiochia und mit der Jerusalemer Vereinbarung gab es schon zuvor richtungsweisende Entwicklungen und Entscheidungen. Mit der Kompromisslosigkeit des Paulus beim Konflikt in Antiochia aber wurden die Weichen unumkehrbar auf die Entwicklung des Christuglaubens hin zu einer neuen, eigenständigen Religion gestellt, auch wenn es neutestamentliche Spuren dafür gibt, dass die antiochenischen Klauseln noch jahrzehntelang in gruppeninternen Debatten und Auseinandersetzungen von Christugläubigen (vgl. etwa die korinthische Kephass-

gruppe und die in 1Kor 5–10 erörterten Themen, die Unzuchtsklausel Mt 5,32; 19,9 oder die in den Sendschreiben nach Pergamon und Thyatira erhobenen Vorwürfe Offb 2,12–17.18–29) eine Rolle gespielt haben. ■



Schon im Vorfeld hatte Professor Hans-Georg Gradl in einem [Video](#) für unseren YouTube-Kanal die entscheidenden Aussagen der Apostelgeschichte für uns zusammengefasst. Das spannende, faktenreiche und gleichzeitig sehr unterhaltende Referat ist auch als [Audio](#) auf YouTube verfügbar.

Nach dem relativ stabilen Erdzeitalter, das den Namen Holozän trägt, sei das Anthropozän ein Überbegriff für unterschiedliche Formen des destabilisierenden Eingreifens von Menschen in die nicht-menschliche Natur. Symptome dafür seien etwa der Klimawandel, die Umweltverschmutzung, das Artensterben und die Übernutzung natürlicher Ressourcen.

Bereits zum vierten Mal veranstaltete die Katholische Akademie in Bayern gemeinsam mit der Münchner Hochschule für Philosophie unter der Regie von Olivia Mitscherlich-Schönherr eine Fachtagung zu ethischen Grundfragen. Während es in den Jahren zuvor um das Sterben, die

Die Vorträge der Fachtagung *Kann das Anthropozän gelingen?* erscheinen nächstes Jahr in einem Sammelband beim Verlag De Gruyter. ■

Geburt und „künstliche Natürlichkeit“ ging, wurde diesmal das Anthropozän thematisiert. Rund 50 Gäste waren am 20. Juli in die Akademie gekommen, etwa 20 weitere verfolgten den außergewöhnlichen Abend über einen Livestream.

Die vielfach ausgezeichnete Schriftstellerin Zoë Beck las aus ihrem Bestseller *Paradise City* und diskutierte mit Mara-Daria Cojocaru, die den Abend und auch die Fachtagung mitorganisiert hatte. Professor Michael Reder, der Vizepräsident der Hochschule für Philosophie, betonte in seiner Begrüßung, wie fruchtbar die Begegnung von Philosophie und Literatur sein könne.

Doch zuvor gab Olivia Mitscherlich-Schönherr eine Einführung zum durchaus schillernden Begriff des Anthropozän, der im Jahr 2000 von dem Geologen Paul Crutzen geprägt worden sei. Nach dem relativ stabilen Erdzeitalter des Holozän sei das Anthropozän ein Überbegriff für unterschiedliche Formen des destabilisierenden Eingreifens von Menschen in die nicht-menschliche Natur, Symptome seien etwa der Klimawandel, die Umweltverschmutzung, das Artensterben und die Übernutzung natürlicher Ressourcen.

Zugleich werde der Begriff aber auch normativ verwendet, wenn es um die Überwindung des Anthropozentrismus in Theorie und Praxis gehe. Der Haupteinwand gegen den Begriff des Anthropozän sei, dass er die tatsächlichen Verantwortlichkeiten eher verdecke als offenlege. In normativen Kontexten sei es daher angemessener, vom *Kapitalozän* zu sprechen, so Olivia Mitscherlich-Schönherr. Bei den sich ergebenden Fragestellungen könne die Literatur hel-

fen, die „Abstraktheit zu unterlaufen“.

In ihrem jüngsten Thriller *Paradise City* befasst sich die Autorin Zoë Beck mit einer nahen Zukunft Deutschlands. Die Küsten sind überschwemmt, weite Teile des Landes sind entvölkert, die Natur erobert sich verlassene Ortschaften zurück. Wo es eine Infrastruktur gibt, funktioniert sie einwandfrei. Nahezu das ganze Leben wird von Algorithmen gesteuert. Alles geht gut – solange die Menschen keine Fragen stellen.

Paradise City

Ein Abend mit der Schriftstellerin Zoë Beck zum Gelingen des Anthropozän

Man könne nicht fiktional schreiben, ohne den Klimawandel weiterzudrehen, erklärte Zoë Beck im Gespräch. Sie greife aktuelle Themen auf und schreibe sie fort, negativ, aber auch positiv. „In jeder Welt tun sich Risse auf und die interessieren mich.“ So werde man heute ständig daran erinnert, sich zu optimieren. „Doch diese Optimierung hilft nicht mir, sondern der Erfolgswelt.“ Die Versprechungen auch psychischer und genetischer Optimierung seien gefährlich. Sie sei aber nicht so vermessen zu meinen, mit ihrem Schreiben die Welt zu verändern, meinte Zoë Beck zum Schluss, „wenn ich die Leute zum Nachdenken bringe, ist es schön.“ Womit der Bogen zurück zur Philosophie geschlagen wäre. ■



Foto: Mario Sixtus / Wikimedia Commons



Die Schriftstellerin Zoë Beck war zu Gast in der Akademie und las aus ihrem jüngsten Thriller *Paradise City*. Rechts: Zoë Beck, die neben ihrer Arbeit als Schriftstellerin auch als Übersetzerin tätig ist, unterhielt sich ausführlich mit der Lyrikerin und Philosophin Dr. Maria-Daria Cojocaru.

Mit den Worten „Ich sehe Dich in 1000 Bildern“ des Dichters Novalis eröffnete die Moderatorin Prof. Dr. Susanne Sandherr am 25. Oktober 2021 in der Katholischen Akademie in Bayern die Veranstaltung zu Ehren der verstorbenen Prof. Dr. Maria Neubrand MC. Der Abend, der ganz im Zeichen der Erinnerung an diese bemerkenswerte Frau stand, wurde von der Akademie gemeinsam mit dem Gesprächskreis Juden und Christen des

militoninnen standen vertieft in ein Gespräch im Kreis. Er näherte sich nur zögerlich, doch dann löste sich eine Person aus dem Kreis und ging mit offenem Interesse auf ihn zu: Maria Neubrand hatte ihn nicht nur wahrgenommen, sondern wollte ihn auch hineinnehmen in den Kreis. Für Gruber bestätigte sich im Verlauf seiner langen Freundschaft mit Maria Neubrand diese erste Erfahrung mit ihr: Sie ging mit einem interessierten und wachen Blick für die andere Person durchs Leben, getragen von Offenheit und Zugewandtheit zu den Menschen.

So erlebte man sie auch in ihrer Ordensgemeinschaft. 1975 trat Maria Neubrand in die Gemeinschaft der *Missionarinnen Christi* ein. Sr. Hildegard Schreier, Generalleite-

rin der Gemeinschaft, gab den Zuhörerinnen und Zuhörern Einblick in das vielfältige Engagement von Sr. Maria in den Leitungsgremien des Ordens und in der Formation der jungen Frauen, für die sie eine wichtige Ansprechpartnerin war. Eine von ihnen, die Konzertpianistin Sr. Joanna Jimin Lee MC, eröffnete durch die musikalische Begleitung der Veranstaltung – von Pärt über Mozart bis Ligeti und Schostakowitsch – eine ganz eigene Perspektive auf Maria Neubrand.

Widerstehen

Bereits vor einigen Jahren übergab Maria Neubrand Dr. Norbert Reck eine Mappe mit Dokumenten zur Haft ihres Vaters in Dachau, mit der Bitte, zu prüfen, ob eine Veröffentlichung in Frage käme. Norbert Reck wertete für seinen Beitrag diese Dokumente und Tagebucheinträge

von Josef Neubrand aus und skizzierte dem Publikum das Leben eines Mannes, der fest in seiner katholischen Überzeugung stand und deshalb immer wieder in Konflikt mit den nationalsozialistischen Obrigkeiten kam. Er beteiligte sich etwa an demonstrativen Umzügen durch die Stadt, bei denen die Katholiken mit Bannern oder in Pfadfinderkluft auftraten. Im Oktober 1935 wurde Josef Neubrand inhaftiert und kam im November 1935 ins KZ Dachau. Vermutlich hatte sich Kardinal Preysing, den Josef Neubrand's Schwester hilfesuchend kontaktierte, für seine Freilassung eingesetzt.

Norbert Reck's Darstellungen legten nahe, dass das väterliche Erbe durchaus auch Licht werfen kann auf manche der grundlegenden Orientierungen, die Maria Neubrand in ihrem Leben leiteten. Er resümierte: „Mir will scheinen, dass etliches von dieser Widerstandshaltung, die Maria an ihrem Vater schätzte, auch bei ihr wiederzufinden war. Ihre Geradlinigkeit und Unbeirrtheit in ihrem Forschen – auch wenn sie bei manchen Kollegen als „die mit dem Judentick“ galt. Ihr Erschrecken vor auftrumpfendem Gerede christlicher, meist männlicher Theologen. Ihr Arbeiten ohne Schuldgefühle – aber mit Liebe und Entschlossenheit.“

Die Theologin Maria Neubrand und ihr Wirken als Professorin in Paderborn wurden durch die Beiträge von Dr. Heinz Blatz und Prof. Dr. Angelika Strotmann in den Blick genommen. Dabei wurde eindrücklich deutlich, wie vernetzt sie als Wissenschaftlerin arbeitete. Die Intensivierung der Zu-

Vom Ölbaum und seiner Wurzel

Das Verhältnis von Judentum und Christentum nach Römer 9–11

Zentralkomitees der deutschen Katholiken mit dem Titel *Vom Ölbaum und seiner Wurzel* veranstaltet.

Die Referenten und Referentinnen eröffneten dem Publikum mit ihren Beiträgen im ersten Teil der Veranstaltung verschiedene Perspektiven auf das Leben von Maria Neubrand.

Prof. Dr. Heinz-Günter Schöttler und Prof. Dr. Susanne Talabardon haben anschließend die Arbeiten Maria Neubrand's zum Verhältnis von Kirche und Israel in Röm 11 aus jüdischer und christlicher Perspektive in den Forschungsstand eingeordnet. Die verschiedenen Beiträge zeichneten das Bild einer Frau, die sich ganz entschieden für Glaube und Menschenwürde einsetzte, die freimütig und bestimmt – auch gegen Widerstände – für ihre Überzeugungen einstand, und die bisweilen angesichts von Ungerechtigkeit und Ignoranz ein „heiliger Zorn“ befehlen konnte.

... für Glaube und Menschenwürde

Prof. Dr. Günter Gruber erinnert sich gut an jenen ersten Tag, an dem er als Theologiestudent zu spät zu einer Einführungsveranstaltung kam. Seine zukünftigen Kommilitonen und Kom-



Foto: M. Stange



Dr. des. Katrin Großmann ist Geschäftsführerin des Gesprächskreises Juden und Christen beim Zentralkomitee der deutschen Katholiken. Sie fasste die Veranstaltung für uns zusammen. Rechts: Die jüdische Perspektive auf Maria Neubrand zeigte Prof. Dr. Susanne Talabardon auf. Sie ist Professorin für Judaistik an der Universität Bamberg.

sammenarbeit von Fakultät, Institut und Katholischer Hochschule in Paderborn war ein Anliegen, das Maria Neubrand ebenso beharrlich verfolgte wie den Austausch mit den Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen des Institutes für Islamische und des Zentrums für Komparative Theologie. Jährlich lud sie ihre Kolleginnen zu einem privaten Treffen ein, um die Zusammenarbeit unter den Frauen in der Theologie zu stärken.

Angelika Strotmann lenkte dann in ihrem Beitrag die Aufmerksamkeit der Anwesenden auf einen Aufsatz, den Maria Neubrand 2005 in einer Festschrift für Prof. Dr. Bernhard Mayer veröffentlichte. Sie war an dessen Lehrstuhl an der Universität Eichstätt Ingolstadt von 1996 bis 2005 als wissenschaftliche Assistentin tätig. Maria Neubrand untersuchte in ihrem Aufsatz die Rolle der in den authentischen Paulusbriefen als *theou synergoi* charakterisierten Personen und kam, zu dem Ergebnis, dass es angemessener sei, von „Mitwirkenden“ am Werk Gottes als von „Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen“ zu sprechen. Dieser Begriff impliziere im Deutschen ein hierarchisch strukturiertes Verhältnis während ein „Mitwirkender“ auf Augenhöhe agiert.

An vielen Beispielen belegte Neubrand, dass die *synergoi* eigenständig und unabhängig von Paulus agierten und dass es um ein „Mit-Wirken am ‚Werk des Herrn‘, also an der Gewinnung einer Christusanhängerschaft unter den Völkern und am Aufbau der Gemeinde“ gehe. Maria Neubrand folgerte daraus, dass „jeder Dienst in der Kirche“ Mitarbeit mit Gott sei. Und sie ver-

wies auf die jüdische Tradition, die diese „Mitarbeit an der Vervollkommnung der Schöpfung und der Welt, am Werk Gottes, *tiqqun ha-olam*“ nennt. In diesem Sinne würdigte Angelika Strotmann die Verstorbene als Mit-Wirkende am Werk Gottes.

Heiliger Zorn

Der jüdisch-christliche Dialog war Maria Neubrand seit ihrem Studienjahr in Jerusalem ein besonderes Anliegen. Seit 2016 war sie Mitglied des Gesprächskreises Juden und Christen beim Zentralkomitee der deutschen Katholiken und wurde im Mai 2019 durch Papst Franziskus zur Konsultatorin in der Kommission für die religiösen Beziehungen zum Judentum am Heiligen Stuhl ernannt.

Dagmar Mensink und Rabbiner Prof. Dr. Andreas Nachama, die beiden Sprecher des Gesprächskreises Juden und Christen, erinnerten an dieses Engagement Maria Neubrands. Prof. Dr. Josef Wohlmuth, der leider nicht persönlich in München anwesend sein konnte, würdigte in seinem schriftlich vorgelegten Beitrag die Beharrlichkeit ihres Wirkens. Maria Neubrand konnte, so führt Josef Wohlmuth aus, bisweilen ein förmlicher heiliger Zorn ergreifen, wenn sie feststellen musste, dass viele ihrer Kollegen und Kolleginnen in der neutestamentlichen Exegese die Zeichen der Zeit noch nicht erkannt hätten. Sie scheute nicht vor kritischen Äußerungen zurück, wenn sie etwa den Eindruck hatte, dass die bleibende Erwählung Israels mit Berufung auf Paulus in Zweifel gezogen wurde.

Josef Wohlmuth griff dabei ihren Beitrag bei



Foto: Theologische Fakultät der Universität Paderborn

Sr. Prof. Dr. Maria Neubrand (†) war noch 2019 von Papst Franziskus zur Konsultatorin in der Kommission für die religiösen Beziehungen zum Judentum am Heiligen Stuhl ernannt worden.

einem Symposium anlässlich der Rückschau auf 50 Jahre *Nostra Aetate* im Rahmen des Jubiläums des Zweiten Vatikanums, das 2014 stattfand, auf: Maria Neubrand machte in ihrem Beitrag deutlich, dass *Nostra aetate* 4 der paulinischen Aussage in Röm 15,8: ‚Christus ist Diener der Beschneidung geworden um der Wahrhaftigkeit Gottes willen, um die den Vätern gegebenen Zusagen zu bestätigen.‘ entspricht. Sie betont: „Wohl gemerkt: Die Zusagen für Israel werden durch Christus bestätigt!“

Maria Neubrands Stimme fehlt. Sie fehlt im Gesprächskreis Juden und Christen, in Paderborn, unter den Missionarinnen Christi und im Kreis der Freunde und Freundinnen sowie in ihrer Familie. Die Veranstaltung hat einen Raum eröffnet, um die Erinnerungen an Prof. Dr. Maria Neubrand mit einander zu teilen – was aufgrund der Pandemie unmittelbar nach ihrem Tod nicht möglich war – und ihre wissenschaftlichen Impulse zu würdigen und zu reflektieren.

Die Kooperation zwischen der Katholischen Akademie Bayern und dem Gesprächskreis Juden und Christen beim ZdK, die sich in der Vergangenheit verschiedentlich bewährt hat, soll bald eine Fortsetzung finden. ■



Das Impulsreferat von Prof. Dr. Susanne Talabardon und von Prof. em. Dr. Heinz-Günther Schöttler finden Sie als Audio auf unserem YouTube-Kanal sowie im Dokumentationsteil unserer Website. In der PDF-Fassung dieses Heftes führt Sie [dieser Link](#) direkt zum Audio. (Das Audio finden Sie auch im [Dokumentationsteil](#) unserer Website über die Stichwortsuche.)



Prof. Dr. Heinz-Günther Schöttler, Professor em. für Pastoraltheologie an der Universität Regensburg, ordnete die Arbeiten Maria Neubrands zum Verhältnis von Kirche und Israel in Röm 11 aus christlicher Perspektive in den Forschungsstand ein. Prof. Dr. Susanne Sandherr, Professorin für Systematische Theologie an der Katholischen Stiftungshochschule in München, moderierte die Veranstaltung am 25. Oktober 2021.



Lob der Literatur

Guardini-Tag 2022

Romano Guardini war ein Denker, der gerade an der Schnittstelle von Literatur und Theologie sehr originelle Deutungen vorgelegt hat. Er suchte nach tieferen Wahrheiten, wenn er Zusammenwirken und Brüche von Mythos und Fiktion, Poesie und Liturgie, Phantasie und Glaube betrachtete. Die Guardini Stiftung Berlin und die Katholische Akademie in Bayern widmeten

ihren gemeinsamen *Guardini-Tag* Anfang Februar 2022 daher ganz bewusst Guardinis Liebe zur Literatur und seinen großen Kenntnissen auf diesem Feld. Beide Institutionen, die gleichermaßen dem Erbe des Theologen und Religionsphilosophen verpflichtet sind, kooperieren regelmäßig. Die Guardini-Tage finden jährlich alternierend in Berlin und München statt.

„... in möglichst enge Fühlung mit den Texten selbst ...“

Romano Guardini und die Literatur
von Georg Langenhorst

Was kann Theologinnen oder Theologen an Literatur interessieren? Wozu braucht ein wissenschaftlich geschultes, Religion reflektierendes Denken die Dichtung? Schauen

wir auf eine erste Antwort, niedergeschrieben in der Mitte des 20. Jahrhunderts: Das „Wort der Dichtung“ macht „das Ding, das Erlebnis, das Schicksal dichter und klarer zugleich“. Konkreter: Gerade im Gedicht richtet sich „ein Blick von besonderer Art auf das Dasein“, „tiefer dringend als der Blick des Alltags, und lebendiger als der des Philosophen“. Unverkennbar, dass „die Worte, in denen sich das Geschaute offenbart, größere Kraft haben, als jene des Umgangs, und ursprünglicher sind, als die Sprache des Intellektuellen“.

Der Verfasser dieser Zeilen, Romano Guardini (1885–1968), gilt als einer der größten theologischen Literaturdeuter des 20. Jahrhunderts. Er hatte immer schon die Berufung zum Theologen mit der Neigung zur Literatur, zu den Künsten und der Philosophie verbunden: er war ein begeisterter Leser von Kindheit an. Und wäre seine Berufswahl frei und unabhängig von

familiären Erwartungen und gesellschaftlich-politischen Rahmenbedingungen getroffen worden, so hätte er „vermutlich Philologie und Literaturwissenschaft studiert“, wie er in seinen autobiographischen Aufzeichnungen schreibt.

Erst seitdem die Einheit von Volksreligion(en) und literarischem Schaffen zerbrochen war, wurden eigenständige, produktive und herausfordernde Auseinandersetzungen mit der christlichen Tradition im Bereich von Literatur möglich.

- Schauen wir genauer hin.
- Welche Bedeutung hatte die Dichtung tatsächlich für das Leben und Denken Guardinis?
 - Welche hermeneutische Bedeutung kommt den Literaturinterpretationen Guardinis für die Theologie insgesamt und für das Dialogfeld von Theologie und Literatur im Besonderen zu?
 - Welche Wegmarken setzte er hinein in diesen Bereich?

Blicken wir zunächst auf die Situation, die Guardini vorfand. Wie ist man bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts und zum Teil noch weit darüber hinaus aus

theologischer Perspektive mit Dichtung umgegangen? Präziser gefragt: Welche hermeneutische Bedeutung kam Literatur für das Theologietreiben zu? Denn dass Theologinnen und Theologen *privat* Literatur gelesen haben, das wird es immer schon gegeben haben. Aber haben sie diese private Lektüre für ihr *theologisches* Denken und Schreiben fruchtbar gemacht?

Theologie und Literatur im Zeichen der Vormoderne

Zunächst muss man sich klarmachen: Die Rede von zwei eigenständigen, klar voneinander abgegrenzten Bereichen von Religion auf der einen, Literatur auf der anderen Seite, ist im europäischen Kontext alles andere als selbstverständlich. Mit aller Vorsicht – und im Bewusstsein von notwendiger Binnendifferenzierung – kann man konstatieren, dass diese Größen im Kontext der Vormoderne zusammengehörten oder zumindest eng aufeinander bezogen waren. Die Loslösung der Kultur aus dem Bereich des Christentums vollzog sich in fortschreitenden Entwicklungsschüben seit dem 17. Jahrhundert. Mehr und mehr kam es erst jetzt zu einem ‚autonomen‘ Kunst- und Literaturverständnis, das sich mit der zunehmenden Säkularisierung seit Beginn des 19. Jahrhunderts endgültig durchsetzte.

Autonomie bedeutet freilich keineswegs Beziehungslosigkeit. Im Gegenteil, erst seitdem die Einheit von Volksreligion(en) und literarischem Schaffen zerbrochen war, wurden eigenständige, produktive und herausfordernde Auseinandersetzungen mit der christlichen Tradition im Bereich von Literatur möglich. Ging es zuvor vor allem um Ausschmückung, Bebilderung und Bestätigung der religiösen Vorgaben, so besteht nun ein Spannungsverhältnis, das für beide Seiten bereichernd ist: für die Theologie, weil sie sich immer wieder überprüfen und weiterentwickeln kann durch die Spiegelungen und Provokationen der Literatur; für die Literatur, weil sie Auseinandersetzungen mit den traditionellen Religionen, mit religiösen Erfahrungen und theologischen Reflexionen immer wieder ästhetisch fruchtbar machen kann.

Das erste theoretische Nachdenken über dieses neu entstandene Spannungsverhältnis im deutschsprachigen Raum erfolgte im Rahmen der Besinnung auf die christliche Literatur, ein Begriff, der erst jetzt – als explizite Abgrenzung gegen säkulare Literatur – sinnvoll wurde. Erstmals tauchte der Begriff bei dem Romantiker August Wilhelm Schlegel (1767–1845) auf, der zusammen mit Josef von Eichendorff, Clemens Brentano, Annette von Droste-Hülshoff und anderen einen – vergeblichen – Versuch der Wiederherstellung der zerbrochenen Einheit von Literatur und Religion anstrebte. Die Rede von christlicher Literatur war also eine direkte Reaktion auf die Säkularisierung und trägt zunächst einen bewahrenden, recht verstanden konservativen Grundzug.

Warum aber interessierte man sich bis in die 1960er Jahre hinein weiterhin für explizit ‚christliche‘ Literatur? Im Blick auf sehr unterschiedliche derart etikettierte Intentionen und Werke, Stile und Formvorgaben sowie Schriftsteller und Autorinnen lässt sich erkennen: Die Rückbesinnung auf ‚christliche‘ Literatur verweigerte sich bewusst der Moderne. Als Reaktion auf deren Krisen und Erschütterungen wurde die Rückkehr zu den Weltbildern einer geschlossenen Wirklichkeitssicht propagiert: religiös, christlich, konfessionell.

Wie also ging man vor Guardini und auch noch neben ihm theologisch mit Dichtung um? Im Rückblick zeigen sich drei Grundlinien.

1. Theologische Literaturdeutung konzentrierte sich fast ausschließlich auf den vertrauten Bereich der christlichen Literatur, die weder formal noch inhaltlich als herausfordernder Partner fungierte, sondern eher als ideologische

Selbstbestätigung und ästhetische Bereicherung in vertrauter Gestalt.

2. In Form und Inhalt blieb diese Dichtung der Welt der Vormoderne verpflichtet, dem Festhalten an einem geschlossenen christlichen Weltbild vor aller Säkularisierung. Dazu zählt die Verweigerung der Zurkenntnisnahme zeitgenössischer Entwicklungen und Erschütterungen genauso wie die Konzentration auf seit langem etablierte Gattungen und Stilentscheidungen.

3. Im Zentrum stand weniger das literarische Werk selbst, als vielmehr die stilisiert-idealisierte Person des christlichen Dichters oder des Geistes, der sein Werk prägt. Philologisch-analytische Textdeutungen blieben die Ausnahme.

Was davon hat Romano Guardini übernommen, wo hat er eigene, neue Zugänge gesucht und entfaltet?

Umfassende Deutung von *Weltliteratur*

Mit Staunen und Hochachtung blickt man vor diesem Hintergrund auf Umfang, Stil und Reichweite von Guardinis Literaturinterpretationen. Neben kleineren Arbeiten etwa über Dante, Goethe, Shakespeare, Hopkins, Wilhelm Raabe oder Mörike entstehen im Laufe der Jahre und meistens über mehrere Vorstufen drei große Monographien über weltliterarisch herausragende Dichter und ihr Werk: über Dostojewski (1932), Hölderlin (1939) und schließlich über Rilke (1953). Zum Verständnis zentral: Guardini verfolgt in seinen Literaturdeutungen kein lange im Voraus geplantes Programm. Er ließ sich auf Vorschläge und Anfragen ein, die von außen an ihn herangetragen wurden. Eine Systematik oder vorgefertigte Programmatik ist von ihm nicht zu erwarten.

Schauen wir genau hin: Warum erfolgt bei Guardini die theologische Hinwendung zur Literatur, die über eine grundsätzliche Begeisterung für Dichtung allgemein hinaus geht? Er möchte – so führt er in der Vorbemerkung zu seiner 1932 erschienenen Deutung von Wilhelm Raabes Roman *Stopfkuchen* explizit aus – „nicht so im allgemein über das Buch sprechen, sondern wirklich deuten“.

Wir fragen dreifach nach.

- Zunächst: ‚Wirklich deuten‘? Was heißt das für Guardini als Theologen und Philosophen?
- Zweitens: Was fasziniert ihn gerade an den von ihm untersuchten Autoren?
- Und schließlich: *Wie* versucht er seinen LeserInnen die präsentierten geistigen und literarischen Welten zu erschließen?

Der konkrete Anstoß, sich der Dichtung intensiv zuzuwenden, stammte von dem Philosophen *Max Scheler* (1874–1928). Als Guardini 1923 nach Berlin auf den eigens für ihn



Prof. Dr. Georg Langenhorst,
Universität Augsburg

Foto: Privat

ingerichteten Lehrstuhl für *Religionsphilosophie und katholische Weltanschauung* berufen worden war, wusste er zunächst nicht so recht, wie und für wen er sein dortiges Vorlesungsprogramm konzipieren sollte. Ein Katholik aus der Provinz im brodelnden, mondänen, frivolen Berlin der 1920 Jahre?

In einem für ihn „sehr folgenreichen Gespräch“ habe ihm Scheler – der renommierte, verehrte und elf Jahre ältere Philosoph – geraten: „Sie müssten tun, was im Wort Weltanschauung liegt: die Welt betrachten, die Dinge, den Menschen, die Werke, aber als verantwortungsbewusster Christ, und auf wissenschaftlicher Ebene sagen, was sie sehen“, so protokolliert Romano Guardini im Nachhinein das Gespräch. Und dann habe Scheler konkret den Rat gegeben: „Untersuchen Sie doch zum Beispiel die Romane von Dostojewski, und nehmen Sie von Ihrem christlichen Standpunkt her dazu Stellung, um so einerseits das betrachtete Werk, andererseits den Ausgangspunkt selbst zu erhellen.“ Guardini – dessen Literaturdeutungen rasch ein breites Publikum erreichen sollten – würde dem Rat folgen und den Kollegen stets in dankbarer Erinnerung behalten.

Zeugen für ein Leben nach dem Ende der Neuzeit

Dies freilich war nur der äußere Anlass seiner Hinwendung zur Deutung von Literatur. Zwei innere Motivbündel sind es vor allem, die Guardinis künftige Ausrichtung beleuchten. In seiner

epochalen Schrift *Das Ende der Neuzeit* (1950) formuliert er seine – über Jahrzehnte gewachsene – grundlegende Kritik am rationalistisch-technologischen Zweckdenken der Moderne, die seiner Ansicht nach nicht zufällig in die Katastrophen der Weltkriege und der Nazidiktatur hineingesteuert war. Dabei blieb er – so bezeugen es zahllose seiner Wegbegleiter – zerrissen zwischen einer nostalgischen Rücksehnsucht nach Verlorenem und der trotzigen Bereitschaft, sich den neuen Herausforderungen seiner Gegenwart und Zukunft zu stellen.

Es geht ihm in seinem gesamten Schaffen zentral darum, in diese Zeitströmung hinein die geistig-geistliche Gegenkraft des Christentums als wirkliche Alternative zu profilieren. Im Verweis auf die großen dichterisch-religiösen Denker der Geschichte gestaltet er ein solches Gegenprofil aus. Denn welches Christentum wollte er als spirituelle Gegenkraft stärken? Nicht das starre System vormoderner Theologie, das sich für ihn mit dem Konzept der Neuscholastik verband; nicht die hierarchisch-festgefügte Form römischer Herrschaft und die in seinen Augen petrifizierte liturgische Routine. Für und mit Guardini gibt es kein Verbleiben in der Vormoderne, so



Foto: Wikimedia Commons

Der Philosoph Max Scheler (1874–1928) ermunterte Guardini zu Beginn von dessen Berliner Zeit, sich intensiv mit Literatur zu befassen. Diesem Ratschlag ist der Theologe gefolgt. Rechts: Rainer Maria Rilke (1875–1926); je älter Guardini wurde, desto mehr distanzierte er sich vom Werk des Dichters. Er warf Rilke vor, sich selbst als Propheten verstanden zu haben.



Foto: Wikimedia Commons

reizvoll der Gedanke einer Beharrung auch sein mag. Das Christentum muss sich in der Auseinandersetzung mit der Moderne bewähren, neuformieren, anders konzeptioniert werden, so seine Überzeugung.

Und genau hier kommt die Dichtung, die ‚schöne‘ Literatur ins Spiel. Um eine lebendige und Grenzen sprengende Spiritualität aufzuzeigen, um die tiefe Wirkkraft echter Geistigkeit zu demonstrieren, braucht Guardini Zeugen. Sie sollten, so seine Wunschvorstellung, beides zugleich verkörpern: die Krise der Moderne, aber eben auch die Möglichkeit einer erneuten Hinwendung zum Christentum jenseits des Durchleidens dieser Krise.

Bei der Suche nach solchen Orientierungsfiguren stieß er einerseits auf Philosophen, andererseits jedoch auf große, weltliterarisch bedeutsame Schriftsteller (tatsächlich ausschließlich Männer), deren Werke ihn in ihrer Wucht und Größe ergriffen. Von daher nur wenig überraschend: An-

ders als den Protagonisten theologischer Literaturdeutung vor ihm kommt es Romano Guardini primär gerade *nicht* darauf an, explizit *christliche Zeugen* aufzurufen, die das vorgängig Geglaupte nur noch einmal in besonders eindrücklicher Form bestätigen. Die von ihm aufgerufenen Schriftsteller verbindet er vielmehr in der Kategorie der *Seher*. Bei ihnen erkennt er die Begabung zum visionären Propheten. Was also macht seine Schriftsteller zu religiösen Zeugen? Die Fähigkeit, hellsichtiger, tiefer, klarer als andere die Wahrheit zu sehen und zu benennen. Von ihnen erhofft er sich, was er in der Theologie seiner Zeit nicht finden kann.

higkeit, hellsichtiger, tiefer, klarer als andere die Wahrheit zu sehen und zu benennen. Von ihnen erhofft er sich, was er in der Theologie seiner Zeit nicht finden kann.

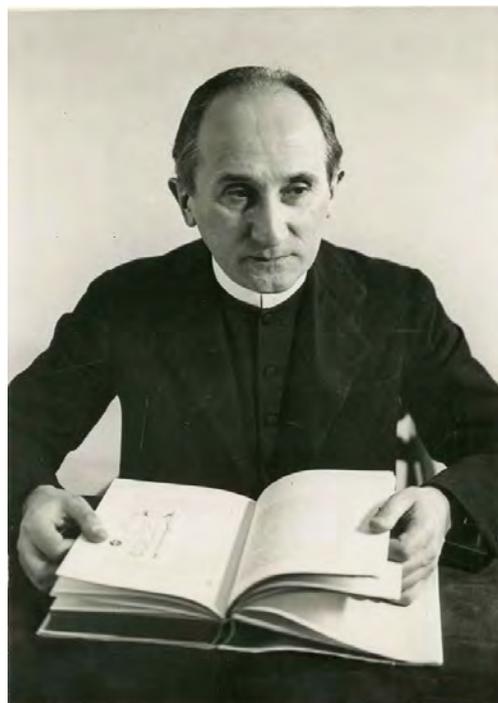
Schriftsteller als prophetische Seher

Schauen wir auf exemplarische Belege: So etwa führt Guardini Hölderlin ein. Hölderlins Werk gehe nicht – wie bei anderen – allein aus den Kräften des Künstlers hervor, die sich durch „Echtheit des Erlebnisses, die Reinheit des Auges, die Kraft der Formung und der Genauigkeit bestimmt“. Bei Hölderlin stamme das Besondere „aus der Schau und Erschütterung des Sehers“. Der Ursprung seines Schaffens „liegt um eine ganze Ordnung weiter nach innen oder nach oben“, so dass es „im Dienst eines Anrufs“ stehe, dem sich zu entziehen bedeuten würde, einer „das individuelle Sein und Wollen überschreitenden Macht zu widerstehen“. In Hölderlins Werk begegnet den Lesenden also nicht nur die literarisch geformte Stimme eines genialen Menschen, vielmehr wird in der Stimme dieses Sehers und Rufers eine göttliche Stimme hörbar.

Guardini beschreibt den Dichter also als echten Propheten und kann so konsequent folgern: Diese Dichtungen zeichnen sich durch den „Charakter der Offenbarung“ aus, selbst wenn er einschränkend hinzufügt: „das Wort in einem allgemeinen Sinn genommen“ in Bezug auf Phänomene, in denen etwas hervortritt, das „nicht primär und einfachhin gegeben ist, sondern als ein Dahinterliegendes, Verborgenes, Eigentliches durch sie hindurch zur Gegebenheit gelangt“. Ein „zu religiösem Dienst gerufener Seher“ sei Hölderlin gewesen, so Guardini, in „dessen Innerem die Berührung geschieht, die Vision aufsteigt, und der Auftrag zur Botschaft gegeben wird“.

Was Guardini über Hölderlin explizit ausführt, prägt seine Autorenwahl und Textdeutung grundsätzlich. Bei Dostojewski reizt ihn die Möglichkeit, in dessen Romanwerk die religiöse Ergriffenheit der herausragenden Figuren aufzuzeigen. Diese literarisch geformten Charaktere seien „in besonderer Weise dem Schicksal und den religiösen Mächten ausgesetzt“. *Sucher* interessieren Guardini, verstörte und verstörende *Grenzgänger*, in sich Gefährdete und zwischen verschiedenen Lebensentwürfen und Erwartungen Zerrissene. Sie sind ihm seelenverwandte Zeugen des Endes der Neuzeit. An ihnen, mit ihnen muss sich eine neue Spiritualität, ein neues tragfähiges Weltbild bewähren.

Deshalb auch die Hinwendung zu Rilke, dem „vielleicht differenziertesten deutschen Dichter der endenden Neuzeit“, so Guardinis Charakterisierung. Mit keinem anderen Werk hat Guardini so sehr gerungen, wie mit dem Rilkes. Nirgends sonst hat er so sehr geschwankt zwischen Faszination und Ablehnung. Rilke sei – wie Hölderlin – „medial veranlagt“ gewesen,



Romano Guardini in einer Aufnahme aus den 1930er-Jahren. Er macht darauf das, was zu seinen Lieblingsbeschäftigungen zählte: am Schreibtisch sitzen und ein Buch lesen.

„habe sich ebenso „in der Situation des Sehers“ verstanden, „überzeugt, eine Botschaft auszusprechen, die ihm aus einem Ursprung heraus diktiert worden sei, der wohl nicht anders als religiös genannt werden“ könne. Rilke sah sich – so Guardini – als „Propheten, der Organ ist; der weitergibt, was göttliche Stimme durch ihn spricht, und selbst, als Mensch, seinem eigenen Wort in der Haltung des Hö-

renden und langsam Eindringenden gegenübersteht“. Dass dieses Religiöse ausdrücklich auch solche Formen und Aussagen annehme, die im „Widerspruch zum Christlichen“ stehen, gehöre zur Provokation dieses Entwurfs.

Gegenwartsliteratur? Eine Ausblendung

Nicht Bestätigung seines eigenen Verständnisses von Christentum sucht und findet Guardini hier, sondern eine kritische Auseinandersetzung mit Person und Werk dieser Seher zum Zweck des Ringens um echte und tragfähige Wahrheit. Was sich im Werk Rilkes vollzieht, seien „Verbrennungsvorgänge, die zwar Verborgenen beleuchten, Schwingungen freisetzen, Resonanzen wecken – in denen aber auch etwas zerfällt, was zum Gefüge, man möchte sagen, zur Ehre der Sprache gehört“, so Guardini in einem letztlich distanzierenden Nachwort zu

seinem in einem langsamen und mühsamen Prozess entstandenen Rilke-Buch. Zwar stehe Rilke „nicht nur für sich selbst, sondern für unsere ganze Zeit“, gleichwohl müsse man jeden, „der lernen will, dichterisch zu sprechen, vor Rilke warnen“, da dieser „die Personalität“ auflöse.

Nur noch „ein Abgesang“, so schrieb Hans Urs von Balthasar im Jahr 1970, sei diese Studie, ein Ringen, das letztlich eher ein Scheitern der Annäherung bezeuge. Kein Wunder, dass Guardini „nach Rilke nicht mehr weiter“ Dichtung interpretiere, kommentiert Hans Urs von Balthasar dann später. Guardini komme hier nicht darum umhin, die Dichtung mit der Frage nach Wahrheit zu konfrontieren und sie von dort aus kritisch zu bewerten. Am Ende bleibt gerade im Blick auf Guardinis Rilke-Lesart die Ambivalenz von Faszination und Distanz, von Verlockung zum Lesen und gleichzeitiger Warnung.

Hölderlin, Dostojewski, Rilke: Ein weiteres verbindet diese drei Schriftsteller mit anderen, deren Werk Guardini las und deutete. Denn auffällig ist: Er selbst kannte zahlreiche SchriftstellerInnen seiner Zeit persönlich. „Ich fand anregende Freunde“, erinnert er sich beispielsweise an seine Studienzeit in München, etwa „unter Schriftstellern“. Das wird so bleiben. Mit vielen Autoren war er befreundet, einige lud er zu Lesungen aus seinen Werken ein, mit manchen tauschte er Briefe aus, von vielen anderen weiß man, dass er ihre Werke las.

An keiner Stelle aber hat er Werke der für ihn zeitgenössischen Literatur interpretiert. Eine signifikante, sicherlich bewusst strategische Zurückhaltung! Seine Auseinandersetzung mit Literatur setzte offensichtlich die Vorlage von abgeschlossenen Lebenswerken voraus. Er wollte seine Deutungen nicht von persönlicher Bekanntschaft oder durch freundschaftliche Verpflichtung trüben lassen. Texte und ihre geistigen Welten interessierten Guardini theologisch konzeptionell, nicht SchriftstellerInnen als Zeugen der Gegenwart.

Bei Dostojewski reizt Romano Guardini die Möglichkeit, in dessen Romanwerk die religiöse Ergriffenheit der herausragenden Figuren aufzuzeigen. Diese literarisch geformten Charaktere seien „in besonderer Weise dem Schicksal und den religiösen Mächten ausgesetzt“, wie der Theologe formuliert.



Foto: Robert Kieferle

Das Schloss Suresnes der Katholischen Akademie in Bayern beherbergt die Privatbibliothek von Romano Guardini.

„... in möglichst enge Föhlung mit den Texten selbst ...“

Wie sehr Guardini an einer sehr persönlichen Aneignung und spirituellen Deutung von literarischen Entwürfen gelegen war, wird an dem von ihm gewählten Verfahren deutlich. „Ich war bemüht, in möglichst enge Föhlung mit den Texten selbst zu kommen“, schreibt er repräsentativ im Vorwort zum Hölderlin-Buch 1939. Es geht ihm grundsätzlich nicht

um eine Auseinandersetzung mit Literatur im wissenschaftlichen Sinne, sondern bewusst um *seine* individuelle Lesart, geführt von „philosophischen Absichten“. Er habe „nicht die Absicht, in die Literaturwissenschaft als solche einzugreifen“, beteuert er später.

So kokettiert er fast schon damit, selbst zentrale Werke der philologischen Sekundärliteratur absichtlich *nicht* gelesen zu haben. „Ich verzichtete bewusst auf das jeweilige Fachwissen, [...] bin nach meinem Instinkt gegangen.“ Guardini nimmt sich das Recht heraus, die zur Kenntnis genommenen Fachstudien „auf jenes Mindestmaß beschränken zu dürfen, das nötig war, um über die

Tatsachen unterrichtet zu sein“. Er habe sich eine Methode angeeignet – schreibt er in seinen autobiographischen Aufzeichnungen –, „von der genauen Deutung des Textes zum Ganzen des Gedankens und der Persönlichkeit vorzudringen“ und dabei „die christlichen Sinngehalte aus all den Verwässerungen und Vermengungen zu lösen“, in die „der neuzeitliche Relativismus sie gebracht hatte“. Darum, um die Feinzeichnung eines zukunftsfähigen Christentums, geht es ihm in den Literaturdeutungen.

So sympathisch der Grundzug einer möglichst engen Auseinandersetzung mit den Urtexten selbst

scheinen mag, so faszinierend sein Ringen um Aussage, Verweis und tiefere Wahrheit – dieser hermeneutische Umgang mit literarischen Texten zieht weitreichende Konsequenzen nach sich. Keine Frage: Guardinis Ausführungen über Dichtung sind nach wie vor lesenswerte Interpretationen. Ihre wissenschaftliche Anschlussfähigkeit blieb jedoch von Anfang an – und bleibt nach wie vor – gering. Zeitlebens hat er seine Befähigung, Promovenden zu betreuen, ungenutzt verstreichen lassen. Es ging ihm nicht um die Bildung einer Schule. Niemand hat sein theologisch-literarisches Werk eigenständig fortgeführt oder weiterentwickelt.

Guardinis theologische Deutungen von weltlicher Literatur erweisen sich so als Wegmarken einer theologischen Literaturrezeption, welche die Literatur so ernst wie möglich nimmt in dem Sinne, sie so eng wie nur irgend möglich in den theologisch-spirituellen Duktus und Kontext hineinzunehmen. Es geht ihm um eine echte „Begegnung“, um den „Blick vom Einen auf das Andere“, um Zugänge, die letztlich „weder Literaturwissenschaft noch Theologie sein wollen“, so Guardini selbst im Rückblick. Dabei unterschätzt er jedoch, wie sehr er gerade auch als Literaturdeuter letztlich immer Theologe bleibt. Dichter als Seher; dichterische Werke als Zeugnisse im Dienst des göttlichen Anrufs, ja: als Werke der Offenbarung – hier wird Literatur radikal theologisch gedeutet.

Möglicherweise hat Guardini mit zunehmendem Alter die Grenzen seines Zugangs immer deutlicher gespürt. Im Nachwort zu seinen späten Mörrike-Deutungen unter dem Titel *Bemerkungen über Sinn und Weise des Interpretierens* aus dem Jahr 1957 relativiert er den zuvor selbst formulierten Anspruch, Literatur könne etwas Prophetisches haben. Nun tadelt er Rilke, sich selbst als Propheten verstanden zu haben, denn die Dichtkunst sei „von dem, was im wirklichen Propheten redet“, „um ein Unendliches verschieden“, ohne dass Guardini die hier angemahnte Differenz genauer ausführen würde. Hier gesteht er den Dichtern nur noch zu, dass es ein *Mehr* gibt, das aus ihnen redet, mehr zu bestimmen als „das Dasein selbst“.

Überhaupt: Nach der großen, nur mit Mühen abgeschlossenen Arbeit über Rilke verlieren die Dichter für Guardini ganz offensichtlich an Reiz. Von den kleineren Arbeiten über Mörrike abgesehen, beendet er seine Literaturdeutungen. „Die Linie von Hölderlin zu Rilke hatte offenbar in eine Sackgasse geführt“, urteilt Alfons Knoll in einer umfassenden Monographie zum Thema. Das mag zwei Gründe haben. Zum einen ist unübersehbar: Je näher die von ihm untersuchte Literatur seiner Gegenwart rückt, umso kritischer wird Guardinis Urteil. Dass er keine Gegenwartsliteratur im Blick hat, wurde bereits betont. Und die Untersuchung über Rilke wurde immer mehr zur Distanzierung.

Warum? Der zweite Grund für das erlahmende Interesse an den Literaten bei Guardini mag in dessen wachsender



Lob der Literatur im Online-Teil

Die Dokumentation dieser Tagung wird im Online-Teil des Heftes vertieft. Sie finden dort von **Seite 115–119** das Referat von Helmut Zenz. P. Gabriel von Wendts detaillierte Ausführungen haben wir für Sie von **Seite 120–126** dokumentiert. ■

Einsicht gelegen haben, dass die Dichter ihm vor allem eines liefern konnten: das eindruckliche Zeugnis für das von ihm selbst diagnostizierte Ende der Neuzeit. Das Zweite, für ihn Zentrale aber konnten sie nicht liefern: Zeugnisse für eine Rückkehr in die Welt des Christentums unter neuen Vorzeichen. Die Dichtung blieb für Guardini also möglicherweise zweierlei: eine große Entdeckung, gleichzeitig aber vielleicht auch letztlich eine große Enttäuschung. Diese Überlegungen fordern zu Nachfolgeuntersuchungen heraus.

Rückfragen aus heutiger Sicht

Spätere Entwürfe des theologisch-literarischen Dialogs werden bei diesen Selbstzurücknahmen Guardinis kritisch ansetzen und fragen, ob in seinen Deutungen die Eigenständigkeit des ästhetischen Bereichs nicht auf dem theologischen Feld geopfert werde. Der amerikanische Literaturwissenschaftler Theodore Ziolkowski – stellvertretend sei er genannt – lobt Guardinis Literaturdeutung zwar wegen ihrer „nüchternen Verbindung von sorgfältiger Textanalyse und christlicher Hermeneutik“, weist anhand von Guardinis Mörike-Deutung jedoch nach, dass dieser an „entscheidender Stelle [...] dem Text seinen eigenen Glauben, seine eigene Erwartung“ oktroyiert und das Religiöse dort findet, wo er es gesucht hat.

Und eine zweite Rückfrage stellt sich im Blick auf die bewusst eigengeprägte Sprache. Der Germanist Wolfgang Frühwald resümiert das Ergebnis seiner Untersuchungen im Blick auf die Literaturdeutungen Guardinis: Sie seien „stark ihrer Zeit [...] verhaftet und damit (teilweise) unlesbar geworden“. Mit seinem „existenzphilosophischen Vokabular“ habe Guardini „in Kauf genommen, rasch zu veralten“.

Bei allen möglichen, in sich selbst noch einmal fragwürdigen Rückfragen aus heutiger Sicht lassen sich Guardinis Leistungen und Grenzen im Feld theologischer Literaturdeutungen bündeln.

1. Gegen die bis in seine Zeit hinein vorherrschenden Bestrebungen in der Auseinandersetzung mit der christlichen Literatur geht es Guardini unmittelbar um die *Texte*, weniger um die biographisch ausgeleuchteten oder überhöht typisierten Autoren. Er legt literarische *Werke* aus und integriert die ästhetischen Deutungen in seine vorgängig theologisch geprägte Weltsicht. Dazu zieht er nur peripher biographische, kulturell-kontextuelle oder philologische Sekundärliteratur heran. Es geht ihm um authentische *eigene* Deutungen.

2. Der Reiz der gedeuteten Literatur liegt, so schreibt später Hans Urs von Balthasar über seinen akademischen Lehrer Guardini, in den „offenen Stellen, wo Grundfragen aufbrechen, Fenster aufspringen, Lichter durchblitzen, Orte, wo der Eros des Fragens auf Treppen aufsteigt, sich aber einem – wie auch immer – Herabstrahlenden nicht verweigert“.

3. Die Literatur liefert dem Theologen Sprache, Authentizität und Aktualität, den er bei den zeitgenössischen Theologenkollegen nicht findet. Er vernimmt bei den großen Dichtern eine prophetische Kraft, die freilich nicht im Sinne biblischer Prophetie verstanden wird.

4. Er befasst sich jedoch nicht nur deshalb mit Dichtung, weil diese ihm als eine Art Sprachschule und Stilkunde dient oder ihn für die Entwicklungen seiner Gegenwart sensibilisiert. Guardini betreibt zudem eine „theologische Literatur-

kritik“, indem er eine „Durchleuchtung der Literatur auf ihre letzte Haltung hin“ vornimmt. Theologische Vorgaben werden ihm letztlich zum Maßstab literarischer Wertung.

5. Guardini erkennt klarsichtig den Epochenbruch, den er selbst erlebt und bezeugt. Die religiös bestimmte Vormoderne wird mehr und mehr abgelöst von einer Moderne, die sich nicht nur philosophisch, ökonomisch und politisch definieren lässt, sondern zunehmend das Alltagsleben der Menschen bestimmt. Dieser Wandel stellt das Christentum vor

Literatur zu Guardini

Guardini, Romano: *Der Mensch und der Glaube. Versuche über die religiöse Existenz in Dostojewskis großen Romanen* (Leipzig 1932)

ders.: *Hölderlin. Weltbild und Frömmigkeit* (Leipzig 1939)

ders.: *Rainer Maria Rilkes Deutung des Daseins. Eine Interpretation der Duineser Elegien* (München 1953)

ders.: *Gegenwart und Geheimnis. Eine Auslegung von fünf Gedichten Eduard Mörikes 11956*, in: *ders.: Sprache – Dichtung – Deutung. Gegenwart und Geheimnis* (Mainz/Paderborn 1992)

ders.: *Religion und Offenbarung 11958* (Mainz/Paderborn 1990)

ders.: *Stationen und Rückblicke* (Würzburg 1965)

ders.: *Berichte über mein Leben. Autobiographische Aufzeichnungen*, aus dem Nachlass hrsg. von Franz Henrich (Düsseldorf 1984)

ders.: *Stationen und Rückblicke. Berichte über mein Leben* (Mainz/Paderborn 1995)

von Balthasar, Hans Urs: *Romano Guardini. Reform aus dem Ursprung* (München 1970)

Frühwald, Wolfgang: *Deutung des Daseins. Romano Guardinis Lektüre der Dichter*, in: Franz Henrich (Hrsg.): *Romano Guardini. Christliche Weltanschauung und menschliche Existenz* (Regensburg 1999), S. 115–134

Knoll, Alfons: *Glaube und Kultur bei Romano Guardini* (Paderborn u.a. 1994)

Lochbrunner, Manfred: *Hans Urs von Balthasar und seine Philosophenfreunde. Fünf Doppelporträts* (Würzburg 2005)

Ziolkowski, Theodore: *Theologie und Literatur: Eine polemische Stellungnahme zu literaturwissenschaftlichen Problemen*, in: Walter Jens/Hans Küng/Karl-Josef Kuschel (Hrsg.): *Theologie und Literatur. Zum Stand des Dialogs* (München 1986), S. 113–128

neue Herausforderungen, denen er sich mit seinen theologischen Entwürfen stellen will. Bei aller Sehnsucht nach vergangener Sicherheit wagt Guardinis Literaturtheologie den Schritt in die offene Suche.

Dass sich diese Suche letztlich in anderen Paradigmen ereignen wird, konnte Guardini selbst nicht ahnen. Die neue Disziplin von *Theologie und Literatur* wird sich – angeregt vor allem von der Kulturtheologie Paul Tillichs – ab den 1970er Jahren im *Dialog-Paradigma* entfalten. Dichtung und Religion werden sich dort korrelativ verknüpfen, auf Augenhöhe, in gegenseitiger Achtung und Herausforderung. Guardinis Literaturdeutungen haben diesem Paradigma den Weg gebahnt. Beschriftet hat Guardini diesen Weg selbst nicht. ■

Das Vermächtnis Orlando di Lassos

Die Gesamtausgabe der Werke des
Renaissance-Komponisten liegt nun vor

GESCHICHTE

Der Renaissance-Komponist Orlando di Lasso, der 1556 bis zu seinem Tod 1594 in München lebte und wirkte, machte die herzogliche Residenzstadt zu einer Weltstadt der Musik. In unserer Veranstaltung am 5. April 2022 berichtete Dr. Bernhold Schmid, der vor kurzem die Lasso-Gesamtausgabe an der Bayerischen

Akademie der Wissenschaften fertiggestellt hat, über Leben und Werk des Komponisten. Es sang die Capella Cathedralis unter der Leitung von Domkapellmeisterin Lucia Hiltz, die ausgewählte Werke des Komponisten zu Gehör brachte. Lesen Sie im Nachgang das überarbeitete Referat des Musikwissenschaftlers.

Er machte München zur Musikmetropole

Ein international erfolgreicher Komponist fand seine Heimat in Bayern
von Bernhold Schmid

Es steht fest: Bei Orlando di Lasso haben wir es mit einem der bedeutendsten Komponisten der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zu tun, vielleicht überhaupt mit dem größten Musiker seiner Zeit. Dass ein Komponist sei-

kann auf eine lange und komplexe, mitunter schwierige, gerade deshalb aber auch spannende Entstehungsgeschichte zurückblicken, insgesamt auf eine Erfolgsgeschichte, über die im Folgenden zu berichten ist. Zudem sei ein Einblick in die Arbeit gegeben, quasi in die Werkstatt, in der so eine Ausgabe entsteht und auf welche mitunter faszinierenden Ergebnisse man kommen kann.

Zu seinem Leben

Lasso hat als Hofkapellmeister der bayerischen Herzöge Albrecht und Wilhelm München erstmals zu einer Musikstadt von europäischem Rang gemacht. Zunächst sei er kurz vorgestellt; die nach wie vor gültige Biographie hat Horst Leuchtman im Jahr 1976 vorgelegt. Das Geburtsjahr Lassos wissen wir nicht; es kann 1530 oder 1532 gewesen sein; gelegentlich wird auch 1531 angegeben, so bei An-

nie Coeurdevey in ihrer Biographie zu Lasso aus dem Jahr 2003.

Seine Jugend war abenteuerlich. Er war als Kind wohl schon ein exzellenter Sänger, weswegen er aus dem Chorknabeninternat in seiner Heimatstadt Mons in der Wallonie dreimal entführt wurde. Ein übrigens durchaus öfter praktiziertes Verfahren; Lasso war beileibe nicht der einzige, dem das widerfuhr. Wilhelm V., Lassos zweiter „Chef“ am Münchner Hof, empfahl seinem Rat Anselm Stöckl, auf eben diese Weise Chorknaben zu beschaffen. Lasso selbst wurde zweimal von seinen Eltern zurückgeholt, bei der dritten Entführung – im Jahr 1544, als er 12 oder 14 Jahre alt war – blieb er bei seinem Entführer, dem Vizekönig von Sizilien und kaiserlichen Feldherrn Ferrante Gonzaga und folgte diesem nach Palermo und nach Mailand.

Seit 1549 lebte er für etwa drei Jahre in Neapel. 1551, im zarten Alter von 19 oder 21 Jahren, wurde er Kapell-

Orlando di Lasso war Kapellmeister an der Basilika San Giovanni in Laterano in Rom, er wirkte in Frankreich und wohl auch in England, schließlich in den Niederlanden, bevor er nach München an den herzoglichen Hof kam.

nes Ranges eine Gesamtausgabe verdient hat, steht außer Zweifel. Im Jahr 2021 ist die von der Bayerischen Akademie der Wissenschaften betreute Ausgabe fertiggestellt worden ist. Sie



Dr. Bernhold Schmid, bis vor kurzem Wissenschaftlicher Mitarbeiter der *Orlando di Lasso-Gesamtausgabe* an der Bayerischen Akademie der Wissenschaften

meister an San Giovanni in Laterano in Rom. Diesen Posten gab er 1554 auf, um seine kranken Eltern zu besuchen, die er jedoch nicht mehr lebend antraf. Anschließend reiste er nach Frankreich und wohl auch nach England; danach ließ er sich als freischaffender Künstler in Antwerpen nieder, wo er sich im Kreis reicher Familien bewegte und sicherlich auf deren Mäzenatentum und Wohlwollen angewiesen war. In diese Zeit fallen auch die ersten Drucke mit seiner Musik: Motetten, Madrigale und Chansons, womit er schon zu Beginn seiner Karriere Vielseitigkeit unter Beweis stellte.

Freischaffend in Antwerpen, das war natürlich längerfristig keine Perspektive. Lasso brauchte und suchte eine feste Stelle. Sein erster Druck mit Motetten, 1556 bei Johannes Latio in Antwerpen erschienen, ist dem Bischof von Arras Antoine Perrenot de Granvelle gewidmet, eine Persönlichkeit, von der übrigens Friedrich Schiller in seiner *Geschichte des Abfalls der Vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung* ein nicht gerade schmeichelhaftes Portrait gezeichnet hat. Lasso hatte wohl die Absicht, sich damit an die Kantorei der Kathedrale von Arras zu bewerben; vielleicht strebte er gar eine Stelle bei Philipp II. von Spanien an. So kam es nicht; über Granvelle und die Fugger wurde ein Kontakt zum Münchner Hof hergestellt; ab Herbst 1556

lebte Lasso in München, wie Ignace Bossuyt nachweisen konnte.

Sein erstes Gehalt wird ihm 1557 ausbezahlt; er erhält 180 Gulden, und damit mehr als der Hofkapellmeister Ludwig Daser, der mit 150 Gulden zufrieden sein musste. Dies deutet auf eine von Beginn an herausgehobene Stellung Lassos. Trotzdem scheint er sich in München zunächst nicht wirklich wohl gefühlt zu haben, wie diverse Briefwechsel bezeugen. Er war sicherlich auch nicht der Wunschkandidat Herzog Albrechts V., dessen Lieblingskomponist Cipriano de Rore war.

Lasso wird sich aber bald eingewöhnt haben, denn schon 1558 heiratete er Regina Wäckinger, die Zofe der Herzogin Anna. Und auch Albrecht wird rasch Lassos Genie erkannt haben; er erteilte ihm diverse Kompositionsaufträge, darunter die Vertonung der *Sieben Bußpsalmen*, überliefert in einem zweibändigen, aufwändig Seite für Seite ausgemalten Chorbuch in der Bayerischen Staatsbibliothek. Auch ein mutmaßlich auf die Herzogin bezogenes Gedicht *Anna, mihi dilecta, veni* ist wohl als Auftragskomposition Albrechts in Lassos früher Münchner Zeit zu verstehen; es ist – beeinflusst von Cipriano de Rores Stil – hochchromatisch komponiert. Und es fällt auf, dass Lasso die Motette erst nach Herzog Albrechts Tod 1579 publiziert hat; Albrecht hat das Stück also mutmaßlich für den Gebrauch nur bei Hof reserviert, was damals durchaus üblich war. Auch die *Bußpsalmen* waren übrigens für den Münchner Hof vorbehalten; dennoch gelang es dem Schreiber, der die Noten in das erwähnte reich illuminierte Chorbuch eingetragen hat, Teile davon aus dem Hof herauszuschmuggeln. Zur Wut des Herzogs, der den entflohenen Übeltäter bestrafen wollte.

Mit seiner Anstellung in München endet Lassos vorher doch recht unstehtes Leben, da er hier bis zu seinem Tod am 14. Juni 1594 ansässig war. Zwar war er immer wieder auf Reisen: Mehrmals begleitete er den Herzog mit Musikern der Hofkapelle zu Reichstagen und ähnlichen politischen Ereignissen. Auch allein reiste er im herzoglichen Auftrag: Im Jahr 1573 nach Wien zu Kaiser Maximilian II., um diesem Geschenke Albrechts V. zu übergeben, oder auch, um Sänger und Musiker

für den Münchner Hof anzuwerben. Und 1571 ging Lasso nach Paris; er musste dem Herzog aber versprechen, nach München zurückzukehren. Eine Aufstockung des Gehalts wird Lasso die Rückkehr wohl erleichtert haben. Die letzte große Reise des im Alter sehr fromm gewordenen Komponisten dürfte im Herbst 1585 eine Wallfahrt nach Loreto gewesen sein, von der eine Motivtafel mit einem Kanon über *Sancta Maria, ora pro nobis* erhalten ist, die erst vor einigen Jahren entdeckt wurde, aber noch in die Gesamtausgabe (Band 11, S. 195 und S. CXIV) aufgenommen werden konnte.

Trotz vieler Reisen war München Lassos Lebensmittelpunkt. Davon zeugt die erwähnte Ehe mit Regina Wäckinger, aus der auch zwei Kinder, Ferdinand und Rudolph, hervorgingen, die später auch Musiker wurden. Davon zeugt auch die Freundschaft mit dem Erbprinzen Wilhelm, die durch zahlreiche Briefe Lassos an den Prinzen dokumentiert ist. 1562 oder 1563 wurde er Hofkapellmeister. 1567 erwarb Lasso sein erstes Haus auf dem Platzl in der Graggenau, 1581 kam ein zweites Haus hinzu; beide stehen auf dem Grund, an dem 1899/1900 das Orlando-Haus erbaut wurde. Als er 1580 einen Ruf auf die Hofkapellmeisterstelle in Dresden erhielt, lehnte

Trotz vieler Reisen war München Orlando de Lassos Lebensmittelpunkt. Davon zeugt die Ehe mit Regina Wäckinger, aus der auch zwei Kinder, Ferdinand und Rudolph, hervorgingen, die später auch Musiker wurden.

er ab. Er werde allmählich alt, ließ der 48- oder 50-Jährige den sächsischen Kurfürsten August wissen, außerdem habe er Grundbesitz. In der Tat besaß Lasso über seine zwei Münchner Häuser hinaus Immobilien, so in Schöngesing und in Putzbrunn. Er war also, das kann man getrost sagen, ein wohlhabender Mann.

1590 oder 1591 erlitt er einen gesundheitlichen Zusammenbruch, vielleicht einen Schlaganfall. Er hat zwar überlebt und konnte weiterkompo-

nieren, weil der herzogliche Leibarzt Thomas Mermann ihn behandelt hat; einige seiner bedeutendsten Kompositionen, so die *Lagrime di San Pietro*, stammen aus der Zeit danach. Seine Frau Regina berichtet aber 1595 in einem Brief an Wilhelm V., dass er „nit mer wie var Recht frelig warn alzeit stil vnd vil von seinem dot geredt“ hat. Mit der Fröhlichkeit Lassos war es also vorbei, in seinen letzten Jahren muss er melancholisch, wenn nicht gar depressiv gewesen sein; offenbar hatte er den herannahenden Tod vor Augen.

Zum Werk

Lasso war außerordentlich produktiv. Die Gesamtausgabe umfasst stolze 47 Bände. Das Werkverzeichnis zählt 1197 zwischen 1555 und 1622 erstgedruckte Kompositionen und 162 zeitgenössisch nur handschriftlich überlieferte Werke; nur bei wenigen Sätzen ist Lassos Autorschaft anzuzweifeln. 1197 gedruckte Kompositionen, die in insgesamt 483 derzeit bekannten Drucken aus den Jahren 1555 bis 1687 überliefert sind – die vielen instrumentalen Bearbeitungen sind dabei nicht mitgezählt – das ist immens. Seine Werke sind u. a. in München, Nürnberg, Paris, Antwerpen, Venedig, Rom, Mailand, Straßburg erschienen. Einige Stücke waren in 25 und mehr Drucken überliefert; um seine Werke führten Verleger gegeneinander Prozesse, wie Leuchtman in seiner Biographie schreibt. Auch die handschriftliche Verbreitung von Lassos Œuvre ist exorbitant; die Datenbank *Orlando di Lasso, seine Werke in handschriftlicher Überlieferung*, listet derzeit über 1500 Quellen auf.

Lasso hat alle wesentlichen zeitgenössischen musikalischen Gattungen bedient: Mehr als 500 Motetten hat er komponiert, dazu ca. 175 Madrigale und andere Kompositionen mit italienischem Text, etwa 150 französische Chansons, knapp 100 deutsche Lieder und Psalm-Vertonungen. 70 Messen wurden ihm zugeschrieben; einige stammen nachweislich nicht von ihm, bei etlichen ist seine Autorschaft unklar. Sein Werk umfasst zudem über 100 Magnificat, vier Passionen sowie viele kleinere Kirchenwerke wie Gesänge für das Messproprium oder Hymnen. Eine Spezialität Lassos sind Zyklen wie die *Prophetiae Sibyllarum*

und die *Bußpsalmen*, außerdem die *Lagrime di San Pietro*, dazu Lesungen zu Weihnachten sowie aus dem biblischen Buch Hiob und Lamentationen nach Jeremias.

Alle stilistischen Mittel seiner Zeit standen ihm zur Verfügung. Er mischt unterschiedliche Stile und Satzweisen innerhalb eines Werks; er setzt auf Kontraste: Ausgefeilte Imitation steht neben blockhaft homophoner Kompositionsweise; Vortrag auf langen Notwerten wird gegen rasch abzusingende Phrasen gesetzt; syllabische Deklamation und weit ausschwingende Melismatik können sich gegenüberstehen; extrem hohe kann gegen sehr tiefe Stimmlage gestellt sein; expressiv gestaltete Stimmen stehen synchron zu ruhig verlaufenden Stimmen, etc. Angesichts dieses Befundes hat mein Vorgänger bei der Lasso-Ausgabe Horst Leuchtman der Musik Lassos „be-seelte Verrücktheit“ attestiert.

Die stilistische Vielfalt dient nicht zuletzt der Textausdeutung, für die Lasso bei den Zeitgenossen hochgeschätzt war – der Komponist und Theoretiker Michael Praetorius rühmt ihn dafür. Zudem überschritt er oft die stilistischen Grenzen der zeitgenössischen Gattungen. So finden sich in Motetten immer wieder aus dem Madrigal entlehnte Stilmit-

Das Werkverzeichnis zählt 1197 zwischen 1555 und 1622 erstgedruckte Kompositionen und 162 zeitgenössisch nur handschriftlich überlieferte Werke; nur bei wenigen Sätzen ist Lassos Autorschaft anzuzweifeln.

tel: Im Madrigal wird der Text meist sehr affektbezogen in Musik gesetzt; sogenannte „Madrigalisten“ intensivieren in der Motette die Textausdeutung. Des Weiteren gestaltet er deutsche Lieder nach Art einfacher französischer oder italienischer Satztypen. Er wurde damit zu einem Wegbereiter der Internationalisierung des Stiles in der Zeit um 1600.

Zur Gesamtausgabe von Lassos Werken

Im frühen 19. Jahrhundert begann man sich intensiv mit der Musik des 16. Jahrhunderts zu beschäftigen; insbesondere die Werke Palestrinas wurden damals als die ideale Kirchenmusik angesehen. Für Palestrina gibt es in Rom eine bis heute ungebrochene Aufführungstradition, er war nie in Vergessenheit geraten; dies dürfte einer der Gründe dafür sein, dass seine Musik Vorbildcharakter zugesprochen bekam, dass ihm schließlich eine Gesamtausgabe gewidmet wurde, deren 33 Bände von 1862 bis 1907 erschienen sind. Lasso hat keine durchgängige Aufführungstradition erlebt. Ganz vergessen war er aber nie. Zahlreiche Werke sind noch bis weit ins 17. Jahrhundert hinein überliefert; der letzte Druck mit einer seiner Messen stammt aus dem Jahr 1687. In vielen musiktheoretischen Werken werden Kompositionen aus seiner Feder als Beispiele verwendet; noch im Jahr 1765, neun Jahre nach der Geburt von Wolfgang Amadeus Mozart, beschrieb Giuseppe Paolucci in einem Lehrwerk einen zweistimmigen Satz Lassos. Und schon im 18. Jahrhundert wurden in Einzelstimmen überlieferte Kompositionen des Münchner Hofkapellmeisters von interessierten Musikern zu Studienzwecken in Partitur geschrieben.

Erste Überlegungen zu einer Gesamtausgabe entstanden in der Mitte des 19. Jahrhunderts, die jedoch alleamt scheiterten. So wollte der Arzt, Geistliche und Musikwissenschaftler Carl Proske die Motetten Lassos edieren; fast alle der mehr als 500 Stücke hat er im Jahr 1842 aus Einzelstimmen in Partitur geschrieben. Die Originalquellen für die Musik des 16. Jahrhunderts bestehen nahezu ausschließlich aus Einzelstimmen, zeitgenössische Partituren sind die große Ausnahme. Für seine Partituren hat Proske das *Magnum opus musicum* als Vorlage benutzt. Dieser Druck ist eine Art „Gesamtausgabe“ von Lassos Motetten, die dessen Söhne Ferdinand und Rudolph 1604 beim Münchner Verleger Nikolaus Heinrich in sechs Büchern mit den einzelnen Stimmen herausgebracht hatten.

Proske war eine der zentralen Figuren der kirchenmusikalischen Re-

formbewegung im 19. Jahrhundert, die die Musik des 16. Jahrhunderts als ideal für die Liturgie ansahen. Innerhalb eines Jahres etwa 500 Motetten in Partitur zu schreiben: das ist eine ungeheure Leistung, wenn man sich klar macht, dass die Motetten innerhalb der jetzt fertiggestellten Gesamtausgabe 11 Bände und zusammengerechnet etwa 2000 Notenseiten umfassen. Proske selbst konnte nur einige wenige Stücke davon publizieren. Franz Xaver Witt, der ebenfalls ein Anhänger der Reformbewegung war, unternahm 1863 einen Vorstoß in Sachen Lasso-Gesamtausgabe beim Verlag Breitkopf und Härtel; dort sah man indes nur geringe Chancen.

Weitere Initiativen scheiterten, so auch diejenige von Julius Joseph Maier. Er war Konservator der Musiksammlung der Königlichen Hofbibliothek (der heutigen Bayerischen Staatsbibliothek) und hatte 1858, wie vorher schon Proske, Pläne zu einer Edition von Lassos Motetten. Erst 1881 zeigte der Verlag Breitkopf und Härtel Interesse, da die 1862 bei eben diesem Verlag begonnene Palestrina-Ausgabe offenbar erfolgreich lief. Die Finanzierung für Lasso erwies sich jedoch als schwierig: Subskriptionsaufrufe für eine geplante Gesamtausgabe stießen jedenfalls auf wenig Interesse. Einem heute in der Bischöflichen Zentralbibliothek in Regensburg aufbewahrten Brief Maiers vom 11. Februar 1882 an den Verlag ist zu entnehmen, dass ohne Hilfe durch die bayerische Regierung die Aufgabe nicht durchführbar sei. Die Regierung war für den Plan aber nicht zu gewinnen. Und in Maiers Brief wird erstmals die Bayerische Akademie der Wissenschaften im Zusammenhang mit einer Lasso-Ausgabe ins Spiel gebracht. Doch auch hier sah Maier schwarz: Er schrieb an den Verlag: „Die der bayr.[ischen] Akademie der Wissenschaften zu Gebot stehenden Mittel seien so karg gemessen, daß sie kaum für die dieser Anstalt allein nahe liegenden rein wissenschaftlichen Unternehmungen ausreichend seien.“

Im Jahr 1882 gab es also keine Chance, die Akademie ins Boot zu holen.

Erst 1894 konnte eine Gesamtausgabe begonnen werden. Maiers Nachfolger als Kustos der Musiksammlung der Königlichen Bibliothek Adolf Sandberger, der übrigens später der

zurückgreifen; dessen Arbeit war also letztlich doch nicht umsonst gewesen und Haberl rühmt in der Einleitung zum ersten Motettenband Proskes Leistung. Den elften Band brachte Sandberger nach Haberls Tod heraus. Mit den 21 Bänden war etwa die Hälfte der Werke Lassos publiziert. Die Ausgabe wurde aus finanziellen Gründen abgebrochen. Damit war ein aus heutiger Sicht kühnes Unternehmen beendet, denn der im zweiten Band der Ausgabe enthaltene Editionsplan zeigt, dass man letztlich noch keinen vollen Überblick über Lassos Gesamtwerk hatte.

Erst nach dem Zweiten Weltkrieg nahm sich die Bayerische Akademie der Wissenschaften der Lasso-Ausgabe an. Der Musikwissenschaftler Rudolf von Ficker, Nachfolger Sandbergers als Ordinarius für Musikwissenschaft an der Münchner Universität, wurde 1949 in die Akademie gewählt und gründete daraufhin die Musikhistorische Kommission, und schon 1951 berichtet das Jahrbuch der Akademie von Bestrebungen, die Lasso-Ausgabe fortzuführen, was bei Breitkopf und Härtel aber nicht

möglich war. Deshalb lesen wir im Akademie-Jahrbuch 1955 über Verhandlungen mit dem Bärenreiter-Verlag, der schließlich von 1956 bis 1995 in 26 Bänden die sogenannte Neue Reihe herausgab, die alles das umfasst, was in der Alten Gesamtausgabe fehlte, also die 70 *Messen*, die über 100 *Magnificat*, die diversen Zyklen etc. Die Neue Reihe basiert auf dem gesamten gedruckten und wichtigem handschriftlichen Quellenmaterial. Jeder Band enthält eine Einleitung zu den enthaltenen Werken, die Editionsrichtlinien, ein Verzeichnis sowie eine Beschreibung der Quellen, einen Kritischen Bericht und schließlich einen Abbildungsteil. Sie entspricht damit den Anforderungen an eine moderne kritische Gesamtausgabe.

Diesen Maßstäben genügten die in den Jahren 1894 bis 1927 entstandenen alten Bände aber nicht, da dort für die



Orlando di Lasso, dargestellt in einem Kupferstich des niederländischen Künstlers Theodor de Bry, der auch in Straßburg und Frankfurt arbeitete.

erste Ordinarius für Musikwissenschaft an der Münchner Universität werden sollte, und der Gründer und Leiter der Kirchenmusikschule Regensburg Franz Xaver Haberl konnten im Einvernehmen mit dem Verlag die Ausgabe 1894 beginnen, im 300. Todesjahr Lassos. Bis 1927 kamen 21 Bände auf den Markt, die heute sogenannte Alte Lasso-Gesamtausgabe.

Vier Werkcorpora waren publiziert: Sandberger gab in fünf Bänden die Kompositionen mit italienischem Text heraus; außerdem die französischen Chansons in drei Bänden und schließlich in zwei Bänden die deutschen Lieder. Haberl, von Beruf Pfarrer, zudem Musiker und Musikwissenschaftler, wie Proske und Witt ein Vertreter der am 16. Jahrhundert orientierten Kirchenmusikreform, gab zehn der elf Motettenbände heraus. Er konnte dabei auf die Partituren von Carl Proske

Foto: Privatbesitz München

Edition jeweils nur eine (und meist nicht die beste) Quelle herangezogen worden war. Eine Revision der Alten Ausgabe wurde deshalb ins Auge gefasst, um diese auf ein Niveau zu heben, das den heutigen Anforderungen entspricht. Diese Neuausgabe nahm nun doch der Verlag Breitkopf und Härtel in sein Programm auf. 1958 begann Horst Leuchtman mit vorbereitenden Quellenforschungen, wie das

Schon im späten 19. Jahrhundert wurde versucht, die Akademie der Wissenschaften für eine Gesamtausgabe der Werke di Lassos zu gewinnen. Damals scheiterte das Unterfangen noch, wohl auch aus Geldmangel bei der Institution.

Jahrbuch der Akademie mitteilt. Diese Arbeiten führten letztendlich zur 2001 erschienenen dreibändigen Bibliographie der Drucke mit Musik Lassos.

Leuchtman legte in den Jahren 1968 bis 1990 acht revidierte Bände der alten Ausgabe vor, lediglich zwei Bände mit italienisch textierten Werken stammen nicht von ihm. Leuchtman schrieb zudem die maßgebliche Biographie Lassos und gab dessen an den Prinz Wilhelm gerichtete Briefe heraus, um nur zwei seiner wichtigsten Publikationen zu nennen. 1996 wurde es meine Aufgabe, zunächst die Bibliographie der Lasso-Drucke fertigzustellen, sodann die elf Motetten-Bände der Alten Ausgabe neu zu edieren. 2003 erschien der erste Motettenband, und im Frühjahr 2022 wird der elfte und letzte Band gedruckt vorliegen.

Wissenschaftliches Vorgehen

Wie erstellt man eine wissenschaftliche Ausgabe? Der Vorgang ist im Prinzip einfach: Das Sammeln der Quellen für ein Stück steht am Anfang. Danach vergleicht man die Quellen und wählt aus den Drucken und Handschriften

die beste aus, schließlich ediert man das Stück anhand dieser Quelle. Das kann der älteste Druck sein; falls dieser qualitativ nicht taugt, greift man auf einen späteren Druck oder eine Handschrift zurück. Bei Lasso haben wir das Glück, dass es von ihm selbst benutztes Aufführungsmaterial in der Bayerischen Staatsbibliothek gibt, in das er in einem Fall auch selbst Korrekturen bei der Textunterlegung eingetragen hat. Die Abbildung unten rechts zeigt das in kleiner, zierlicher Handschrift geschriebene „Et Dum fleret monumentum“. Notenaugraphie von ihm haben wir leider nicht.

Wenn der Notentext erstellt ist, fasst man den kritischen Bericht, der die diversen Abweichungen der Quellen voneinander auflistet. Das geschieht durch einen exakten Vergleich aller herangezogenen Quellen. Der kritische Bericht kann unter Umständen ziemlich umfangreich ausfallen. Da Lasso äußerst breit überliefert ist, konnte es schon vorkommen, dass insgesamt bis zu 30 Quellen für ein Stück durchzuarbeiten waren. Das war die Ausnahme; aber mehr als 20 Quellen, gelegentlich auch ziemlich schlechte, waren keine Seltenheit.

Schließlich ist eine Einleitung zu schreiben, die meist über Besonderheiten von Stücken oder auch über deren Verwendung berichtet, zudem über Stückgruppen, über Quellen- und Überlieferungsfragen etc. Der Textteil der Bände enthält zudem eine exakte und oft umfangreiche Liste der herangezogenen Quellen; einige Seiten enthalten Faksimiles; abgedruckt sind jeweils die

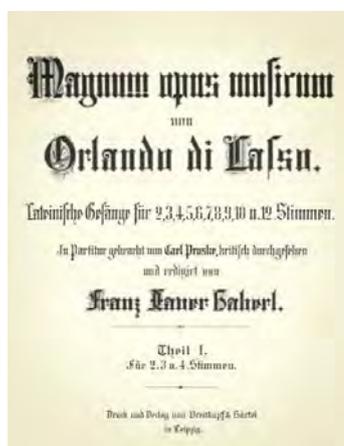
Einleitungen der ursprünglichen Herausgeber, die in

Anmerkungen kommentiert sind; am Ende eines jeden Bandes steht ein Stückregister und ein Literaturverzeichnis.

An einem Beispiel sei nun erläutert, wie die Arbeit konkret abläuft und zu welchen oft spannenden Ergebnissen sie führen kann. Die Abbildung auf der nächsten Seite unten links zeigt einen Ausschnitt aus einem *Salve Regina* aus Mus.ms. 2748 der Bayerischen Staatsbibliothek; das Stück ist auf den 14. August 1581 datiert, wir haben die älteste Quelle für die Komposition vor uns. Die Handschrift gehört zum Aufführungsmaterial der Münchner Hofkapelle, das Stück ist hier von Minimalia abgesehen fehlerfrei überliefert, die Quelle liegt der Edition in Band 13 der Gesamtausgabe zugrunde.

Doch betrachten wir die Handschrift näher. Der Text beginnt mit „Salve Regina, mater misericordiae“, das ist der auch heute noch gebräuchliche lateinische *Salve Regina*-Text. Jeweils in der ersten Zeile einer jeden Stimme fällt aber auf, dass der Text stellenweise sehr eng unterlegt ist, außerdem wirkt die Schrift an diesen Stellen jeweils blass. Auch die Noten sind dort enger gesetzt und blasser als sonst. Offenbar wurde also korrigiert. Ursprünglich standen an dieser Stelle wohl ein anderer, kürzerer Text und auch weniger Noten; es wurde deshalb weniger Platz benötigt.

Bei der Ansicht der Quelle im Original war zu erkennen, was ursprünglich geschrieben stand: Statt „Salve Regina, mater misericordiae“ war „Salve, Regina misericordiae“ zu lesen, „mater“ fehlte. Wie kam es dazu? Beim 1545 bis 1563 abgehaltenen Konzil von Trient war eine Liturgiereform beschlossen worden, die in den folgenden Jahrzehnten in den Diözesen – nicht im-



So schaut das Titelblatt des ersten Bandes der *Alten Gesamtausgabe* aus, in der schon eine beachtliche Zahl der Werke Orlando di Lassos publiziert wurde. Der Erstdruck erfolgte in Leipzig im Jahr 1894. Rechts: In der Bayerischen Staatsbibliothek ist von ihm selbst benutztes Aufführungsmaterial vorhanden, in das er auch eigenhändig Korrekturen bei der Textunterlegung eingetragen hat – das in kleiner, zierlicher Handschrift geschriebene „Et Dum fleret ad monumentum“.

mer problemlos – durchgesetzt wurde. Dabei wurden verschiedene liturgische Texte geändert; so auch das *Salve Regina*, an dessen Beginn das Wort „mater“ eingefügt wurde. Am Münchner Hof wurde auf Geheiß Herzog Wilhelms V. in den Jahren 1581 bis 1583 die neue Liturgie eingeführt. Im Zug der Liturgiereform hatte Lasso zahlreiche neue Werke zu liefern, um die Musik an die neue Liturgie anzupassen.

Die Marienverehrung steigert sich erheblich und deshalb hat er gerade in der Zeit der Liturgiereform am Hof zahlreiche marianische Antiphonen wie das *Salve Regina* komponiert. Offenbar hatte Lasso aber zunächst den neuen, am Anfang geänderten Text noch nicht zur Verfügung; er hat deshalb den alten Text vertont und ins Chorbuch eintragen lassen. Und nachdem man bemerkt hat, dass die Fassung nicht dem reformierten Text entsprach, hat man in der Quelle die Korrekturen vorgenommen. In der Gesamtausgabe habe ich Lassos ursprüngliche Fassung, also die Vertonung von „Salve, Regina misericordiae“ ediert. Selbstverständlich wird im kritischen Bericht dann die zweite Fassung als Notenbeispiel wiedergegeben. Die Einfügungen gegenüber der ursprünglichen Fassung sind in Klammern gesetzt.

Gerade dieses *Salve Regina* Lassos, offenbar das beliebteste und verbreit-

tetste aus seiner Feder, hat eine Reihe weiterer Änderungen über sich ergehen lassen müssen. Nur zwei Beispiele will ich erwähnen. Im Jahr 1582 wurde das *Salve Regina* bei Adam Berg in München erstmals gedruckt; unterlegt ist der beim Konzil von Trient beschlossene Text „Salve Regina, mater misericordiae“. Lassos Musik war nicht nur bei den Katholiken, sondern auch bei den Protestanten beliebt und weit verbreitet. In der neuen Konfession wurden aber nicht alle Texte übernommen. Nicht zuletzt auf Maria bezogene Texte wurden deshalb geändert. Abgebildet ist das Exemplar des Erstdrucks von Lassos *Salve Regina* aus der evangelischen Lateinschule im thüringischen Saalfeld. Man hat den katholischen Originaltext gestrichen und handschriftlich durch Text ersetzt, der für evangelische Gottesdienste geeignet war; am Anfang wird „Salve regina, mater misericordiae“ zu „O Domine Jesu, fons misericordiae“ geändert.

Protestantische Umtextierungen finden sich aber nicht nur handschriftlich in Drucke eingetragen oder überhaupt in Handschriften. Im Nürnberger Druckhaus der Katharina Gerlach hat man unser *Salve Regina* von Haus aus protestantisch mit „Salve aeternae pater misericordiae“ unterlegt. Ein Exemplar des Nürnberger Drucks aus dem Jahr 1588 zeigt jedoch eine Umtextierung des ursprünglich protestantischen Textes. Es war im Besitz des Jesuitenkollegs Hildesheim. Da den Jesuiten mit dem evangelischen *Salve aeternae pater* nicht gedient war, wurde der evangelische Text rekatholisiert. Insgesamt sind für unser Stück

Die auf dem Konzil von Trient (1545–1563) beschlossene Liturgiereform führte zu Änderungen an liturgischen Texten. Auch Orlando di Lasso war gezwungen, bei seinen Werken Textstellen zu ändern, was in der kritischen Werkausgabe entsprechend dokumentiert ist.

sieben Textfassungen überliefert: die ältere und die reformierte katholische Fassung, zudem fünf Umtextierungen für den Gebrauch in evangelischen Gottesdiensten, was letztlich zeigt, dass Lasso überkonfessionell sehr geschätzt war.

Das besprochene *Salve Regina* ist sicherlich ein herausragender Fall. Aber auch sonst stößt man permanent auf Neues: So findet man immer wieder Texte, die zum Teil gravierend von Lassos Original abweichen. Liebeslieder werden zu geistlichen Motetten umgestaltet. Parodien auf liturgische Texte werden entschärft. Deftige Texte, in denen vom Saufen die Rede ist, können durch liturgischen Text ersetzt werden etc. Nicht selten steckt folgender Gedankengang dahinter: Die Musik ist gut, aber der Text ist schlecht. Durch einen „besseren“ Text wird das Stück insgesamt „besser“.

Wenn Stücke durch Änderungen oder den Austausch des Texts gleichsam umfunktioniert werden, tut sich selbstverständlich ein neues Feld ihrer Rezeption auf. Gleichzeitig aber will der neu unterlegte Text oft nicht recht zur Musik passen; dies ist gerade bei Lasso ein Problem, da er ein Meister der musikalischen Textausdeutung ist. Oft lässt sich auch die Druckgeschichte ziemlich präzise verfolgen, wenn nämlich sichtbar wird, dass ein bestimmter Druck einem in einer anderen Stadt, bei einem anderen Verlag publizierten ganz klar zugrunde liegt. Dergleichen wird nicht zuletzt an markanten Fehlern sichtbar,



Bild: Bayerische Staatsbibliothek, Mus.ms. 2748, fol. 46v



Bild: Stadtmuseum Saalfeld, YZ 1 a-c

Ein Ausschnitt aus einem *Salve Regina*: Das Stück ist auf den 14. August 1581 datiert; wir haben hier die älteste Quelle für die Komposition vor uns. Die Handschrift gehörte zum Aufführungsmaterial der Münchner Hofkapelle. Rechts: Lassos Musik war auch bei den Protestanten beliebt, nur manche Texte passten nicht für die Gläubigen der neuen Konfession und wurden deshalb geändert, wie hier beim *Salve Regina, Mottetta sex vocum*, München 1582, zweiter Sopran. Die Abbildung zeigt das Exemplar Saalfeld.



Die *Capella Cathedralis* unter der Leitung von Domkapellmeisterin Lucia Hiltz (li.) sang ausgewählte Werke von Lasso.

wobei man insgesamt aber sagen muss, dass die Qualität der Drucke mit Musik Lassos ziemlich hoch ist, wenn man von einigen Ausreißern absieht.

*

Was macht man sonst als Mitarbeiter einer Gesamtausgabe? Selbstverständlich publiziert man in wissenschaftlichen Zeitschriften Ergebnisse, die nicht in einen Gesamtausgabenband eingeflossen sind. Auf wissenschaftlichen Tagungen trägt man vor und tritt dabei in einen Austausch mit Kolleginnen und Kollegen. Diverse Tagungen konnte ich selber mit organisieren und veranstalten: So 1994, in Lassos 400. Todesjahr an der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, und 2017 ebenfalls dort über den erwähnten reich illuminierten Codex mit Lassos *Bußpsalmen*. Zudem ergab sich Gelegenheit, an den Universitäten München, Augsburg und Wien, außerdem an der Münchner Musikhochschule und an der Abteilung für Alte Musik der Hochschule für Künste Bremen über Lasso zu unterrichten.

Ganz zentral ist es schließlich, Ergebnisse der Arbeit und deren Bedeutung einem breiten Publikum zu vermitteln und damit aus dem elfenbeinernen Turm heraus zu holen. In der Hauszeitschrift *Akademie Aktuell* der Bayerischen Akademie der Wissenschaften habe ich mehrfach über Lasso geschrieben, in der Mediathek der Akademie bin ich verschiedentlich mit Beiträgen vertreten. Dazu kommen öffentliche Vorträge. In der Bayerischen Akademie der Wissen-

schaften habe ich einen Band der Lasso-Ausgabe vorgestellt, außerdem die Datenbank *Orlando di Lasso, seine Werke in handschriftlicher Überlieferung*. Dies geschah jeweils in Verbindung mit Konzerten des Münchner Vokalensembles *Die Singphoniker*, die im vollbesetzten Plenarsaal der Akademie neu erschienene CD's mit Musik Lassos präsentierten, bei denen ich im Hintergrund tätig war und Beiträge für die CD-Booklets geliefert habe.

Wenn dann die Tagespresse mit Artikeln auf derartige Veranstaltungen wie die soeben geschilderten reagiert, oder wenn auf wissenschaftliche Ta-

gungen im Rundfunk hingewiesen wird – so geschehen vor der Bußpsalmentagung 2017 – dann wird klar, dass man eben nicht fürs Bücherregal oder gar für die Schublade arbeitet. Auch die angesprochene Zusammenarbeit mit praktischen Musikern ist essentiell. Im Austausch lernt man wechselseitig; es zeigt sich, dass Theorie und Praxis zusammengehören.

Im vergangenen Jahr 2021 ist die Lasso-Gesamtausgabe fertiggestellt worden. Zu danken habe ich der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und vor allem den Projektleitern Theodor Göllner und Ulrich Konrad. Das Ereignis wurde mit einem kleinen Symposium und einem Konzert gefeiert. Mir bleibt noch der Wunsch, dass die Ausgabe die in sie gesetzten Erwartungen erfüllen möge. ■



Der Text ist teilweise einem vom Autor verfassten und gesprochenen Podcast der Mediathek der Bayerischen Akademie der Wissenschaften verpflichtet: *Mehr als 1000 Kompositionen: Das Vermächtnis von Orlando di Lasso*. In der PDF-Ausgabe führt Sie [dieser Link](#) direkt zum Podcast.

(Für die Abdruckrechte der historischen Abbildungen bedanken wir uns sehr herzlich mit bei den Rechteinhabern.)

Weiterführende Literatur

Orlando di Lasso, *Sämtliche Werke*. Zweite, nach den Quellen revidierte Auflage der Ausgabe von F. X. Haberl und A. Sandberger, neu hrsg. von Horst Leuchtmann, Bernhold Schmid u. a., 21 Bände, Wiesbaden usw. 1968–2022

Orlando di Lasso, *Sämtliche Werke, Neue Reihe*, hrsg. von Siegfried Hermelink, James Erb, Peter Bergquist u. a., 26 Bände, Kassel usw. 1956–1995

Horst Leuchtmann und Bernhold Schmid, *Orlando di Lasso. Seine Werke in zeitgenössischen Drucken 1555–1687*, 3 Bände, Kassel usw. 2001

Tobias Apelt, Daniela von Aretin, Adelheid Schellmann u. a., *Orlando di Lasso. Seine Werke in handschriftlicher Überlieferung*. Datenbank: <https://lasso-handschriften.badw.de>

Horst Leuchtmann, *Orlando di Lasso, Sein Leben. Versuch einer Bestandsaufnahme der biographischen Einzelheiten*, Wiesbaden 1976

Annie Coeurdevey, *Roland de Lassus*, Paris 2003

Andrea Gottdang und Bernhold Schmid (Hrsg.), *Andacht – Repräsentation – Gelehrsamkeit. Der Bußpsalmen-codex Albrechts V.* (BSB München, Mus. ms. A), Wiesbaden 2020

Ignace Bossuyt, *Lassos erste Jahre in München (1556–1559), ein „cosa non risuscita“?*, in: *Festschrift für Horst Leuchtmann zum 65. Geburtstag*, hrsg. von Stephan Hörner und Bernhold Schmid, Tutzing 1993, S.55–67

Rund zehn Monate, bis Mitte Juli 2022, war die Ausstellung mit Bildern von Erwin Pfrang bei uns zu sehen. Nach der Vernissage am 22. September vergangenen Jahres, in der wir in der Ausgabe 4/2021 unserer Zeitschrift *zur debatte* berichtet haben, begleitete die Akademie die Ausstellung mit einer Reihe von Zusatzveranstaltungen, um so dem Werk des Künstlers in seinen verschiedenen Aspekten gerecht zu werden.

Musik

Die Violinistin Karin Löffler-Hunziker, die Cellistin Uta Zenke-Vogelmann (beide sind Mitglieder des BR-Symphonieorchesters) und die Pianistin Anne Schätz gaben am Abend des 19. Mai 2022 ein Konzert zur Erwin-Pfrang-Ausstellung im Vortragssaal der Akademie. Der Künstler war eigens aus Berlin angereist, rund 100 begeisterte Besucher*innen erlebten einen faszinierenden Abend, der seinen Ausklang bei Getränken und Häppchen im sommerlichen Park fand. Zu hören waren die Klaviersonate und ein unvollendetes Duo für Violine und Violoncello des mährischen Komponisten Gideon Klein, der 1941 kaum volljährig ins KZ Theresienstadt deportiert wurde; er starb in einem Außenlager des KZ Auschwitz. Als Tochter einer jüdischen Mutter litt auch die niederländische Komponistin Henriette Bosmans unter dem Nazi-Regime. Ihr frühes Klaviertrio war für viele eine Neuentdeckung. Im zweiten Teil des Konzerts erklang Franz Schuberts groß angelegtes Es-Dur-Trio, ohne Zweifel ein Gipfelpunkt romantischer Kammermusik.

Analyse

Beim Gesprächsabend am 8. Juni 2022 skizzierten die Kunsthistorikerin Prof. Dr. Carla Schulz-Hoffmann und der Soziologe Prof. Dr. Heinz Bude sehr kurzweilig an Hand der drei Lebensschwerpunkte München, Berlin-Wedding und Catania/Italien den künstlerischen Werdegang von Erwin Pfrang. Die in der Berliner Zeit in Wedding entstandenen Arbeiten, einige davon waren im Vortragssaal an der Längswand und im Foyer zu sehen, würden sehr schön diesen ursprünglich multi-kulturellen Stadtteil skizzieren, freilich mit der Erwin Pfrang ganz eigenen Sicht der Isoliertheit und Gefährdung menschlicher Existenz, so Carla Schulz-Hoffmann. An die Stelle eines kommunizierenden Miteinanders, tritt ein irritierendes, verstörendes Nebeneinander.

Heinz Bude beschrieb den Künstler deshalb als einen „Meister des blicklosen Blicks“, der Mitscherlichs Postulat „wir können nicht *nicht* kommunizieren“ aufzuheben scheint. In jedem Fall richtet sich der Blick des Künstlers stets auf die am Rande der Gesellschaft lebenden Individuen, so der Soziologe.

In Italien, ergänzte Carla Schulz-Hoffmann, waren es Sinti und Roma. Sie

inspirierten ihn erstmals für die Porträtmalerei, einige davon waren während der Ausstellung an der Holzwand im Gang zum Atrium zu sehen. Erwin Pfrangs Arbeiten würden sich den Betrachtern nicht im Vorübergehen erschließen, sondern sie fordern ihn heraus, erzwingen mitunter geradezu „akrobatische Schübe“.

Zur Ausstellung mit Bildern von Erwin Pfrang

Klaviertrio-Konzert und ein Gespräch mit Carla Schulz-Hoffmann und Heinz Bude

Gleich zu Beginn der Veranstaltung hatte der Galerist Fred Jahn das von ihm und seinem Team für unsere Ausstellung auf den Weg gebrachte Buch *Erwin Pfrang. Das Gedächtnis der Hand* vorgestellt. Die rund 50 Besucher*innen nutzten dann am Ende des Abends bei Brot und Wein noch reichlich die Gelegenheit sich über Bilder und Künstler weiter auszutauschen.

Führungen

Eine weiteres Zusatzprogramm fand am 13. und am 15. Juli 2022 statt, als Carla Schulz-Hoffmann, die Kuratorin der Ausstellung, spezielle Führungen für Interessierte angeboten hatte. Erwin Pfrang sei kein Künstler lautstarker Gesten, seine Werke würden jedoch tief ins Bewusstsein der Betrachter*innen eindringen. Die Arbeiten zeigten exemplarisch die radikale Entäußerung des Individuums, seine monomanische Konzentration auf die Gefährdungen der eigenen Existenz gegen eine Welt, die hierfür keinen selbstverständlichen Freiraum mehr bereithält. ■

Das Stück *Trio für Violine, Violoncello und Klavier (1921) Piano trio* von Henriette Bosmans ist im YouTube-Kanal des *Ensemble Le Beau* hören. In der PDF-Fassung dieses Heftes führt Sie [dieser Link](#) direkt zum Video.



Die ehemalige stellv. Generaldirektorin der Bayerischen Staatsgemäldesammlung Carla Schulz-Hoffmann und der Soziologe Heinz Bude sprachen am 8. Juni über den Künstler und sein Werk. Rechts: Die Geigerin Karin Löffler-Hunziker (Mi.), die Cellistin Uta Zenke-Vogelmann (li.) und die Pianistin Anne Schätz gaben am Abend des 19. Mai ein Konzert zur Ausstellung.

Bildung in Zeiten der Krise



Mitgliederversammlung 2022 der KEB Bayern

KEB BAYERN

Die Katholische Erwachsenenbildung (KEB) Bayern sucht nach ihren Antworten auf die drängendsten Probleme und Konflikte unserer Gegenwart. Nach zweijähriger Präsenzpause trafen sich am 27. und 28. Mai rund 150 Vertreterinnen und Vertreter der Einrichtungen endlich wieder leibhaftig in der Mandlstraße, um sich auszutauschen und neue Impulse für ihre Arbeit vor Ort mitzunehmen. Neben dem

Pflichtprogramm stand vor allem die derzeitige „Mehrfachkrise“ (Missbrauch, Corona, Klima, Krieg) mit all ihren Folgen im Zentrum: Welchen Auftrag leiten wir aus all dem für die Erwachsenenbildung ab? Dieses Dossier dokumentiert nach einem Kurzbericht sowohl den Impulsvortrag über die caritative Seite kirchlicher Krisenbewältigung als auch die Podiumsdiskussion über die Rolle der Bildung.

Neustart in einer veränderten Welt

Der Auftrag der Erwachsenenbildung angesichts von Kirchenkrise, Coronakrise, Klimakrise, Krieg

Die Mitgliederversammlung der KEB Bayern war in doppelter Hinsicht bemerkenswert. Erstens machte sie allen Beteiligten wieder bewusst, auf was sie in der Zeit der Kontaktbeschränkungen hatten verzichten müssen: das menschliche Miteinander, lebendige Diskussionen im Plenum, der informelle Austausch, auch der festliche Rahmen. Und zweitens ging sie auch methodisch neue Wege ...

Zu Beginn der Versammlung verdeutlichte Eva Jelen, Geschäftsführerin der KEB Bayern, und Konrad Habberger, Fachreferent für inhaltliche und konzeptionelle Weiterentwicklung, wie die hohen Ansprüche an Christentum und Kirche in Form von pastoralen Konstitutionen, Enzykliken oder päpstlichen Botschaften oft unsanft auf die Realität prallen: In einer Zeit, in der der Missbrauchsskandal immer mehr Menschen aus der Kirche treibt. In der die Forderungen aus der Umweltzyklika *Laudato si'* zu verhalten scheinen. In der ein Krieg in Europa Zerstörung und Tod bringt und Millionen Menschen aus ihrem Land vertreibt. Wie

kann man angesichts dieser überwältigenden Anzahl an Krisen der Resignation entgegenwirken?

Die Beantwortung dieser Frage wurde in zwei Schritten angegangen. Zuerst gab Tobias Utters, Referent für Grundsatzfragen und Kommunikation beim Landes-Caritasverband Bayern, brandaktuelle Einblicke in die Notlagen des Krieges und in Versuche, sie zu überwinden. Sein Bericht mit dem Titel „Die Not sehen. Und handeln“ zeigte die Stärken kirchlicher Strukturen und Netzwerke auf – und dass Sozialverbände wie die Caritas in Krisensituationen ein wichtiges Sensorium waren und ihre Handlungsfähigkeit bewiesen. Auf der Grundlage dieser Bestandsaufnahme diskutierte anschließend ein illustres Podium (s.u. S. 74–79) darüber, was diese Gemengelage für die Arbeit und den Auftrag der Er-

wachsenbildung bedeute. Dabei wurde deutlich: Bildung kann in mehrfacher Hinsicht einen entscheidenden Beitrag zur Überwindung von Krisen und zur Stärkung des gesellschaftlichen Zusammenhalts leisten. So sieht Dr. Eiling-Hütig (MdL) die kirchliche Erwachsenenbil-

Bildung kann in mehrfacher Hinsicht einen entscheidenden Beitrag zur Überwindung von Krisen und zur Stärkung des gesellschaftlichen Zusammenhalts leisten.



Der Vorstand verabschiedete Dr. Anneliese Mayer (li.) nach über 20 Jahren als Bischöfliche Beauftragte. Oben rechts: Die Geschäftsführerin der KEB Bayern, Eva Jelen, führt gemeinsam mit Konrad Haberberger in das Thema ein. Darunter: lamze Stepliani stellte das Projekt *Kulturdolmetscher plus* vor.



derung in einer Vorbildfunktion und wünscht sich Multiplikatorinnen und Multiplikatoren, die verdeutlichen, dass sich gesellschaftliches Engagement lohnt.

Dass auch die durch die Satzung vorgeschriebene Tagesordnung diesmal kurzweilig wurde, lag an einem Experiment: Unter dem Titel „Der Krise begegnen“ wurden vier kleinere Impulse zu aktuellen, gelungenen Praxisbeispielen in den Ablauf eingestreut: Projektvorstellungen, die für eine zukunftsorientierte und zuversichtliche Katholische Erwachsenenbildung exemplarisch sind:

1. Die Veranstaltungsreihen *Etz soch amol – Online über Gott und die Welt reden* und *Theologische Hofgespräche* der KEB Nürnberg unter Leitung von Kathi Petersen wollen der Sprachlosigkeit angesichts der Kirchenkrise etwas entgegenzusetzen. In ungezwungenem Rahmen wird hier auch kontroversen Themen ein Raum gegeben.
2. Seit 2020 steht das Projekt *Kulturdolmetscher plus – sharing empowerment** (KEB München und Freising, Dachauer Forum, Domberg-Akademie) für den interkulturellen Dialog. Mit großer Mehrheit beschloss die Mitgliederversammlung, dass das Projekt auch in den kommenden Jahren weitergeführt werden soll.
3. Das Projekt *Klimafreundlich leben* des Kreisbildungswerks Traunstein motiviert seine Teilnehmerinnen und Teilnehmer unter der Leitung von Hans Glück spielerisch, vom Reden ins Handeln zu kommen und durch Veränderung im Alltag einen ganz konkreten Beitrag zum Klimaschutz zu leisten.
4. Dass Krisen auch Chancen mit sich bringen,

erlebte die KEB im Erzbistum Bamberg unter der Leitung von Dr. Agnes Rosenhauer. Während der Corona-Beschränkungen wurden dort unter dem Motto *KEB@Home* neue digitale Begegnungsräume geschaffen, um gemeinsames Lernen zu ermöglichen.

Die Versammlung verlief insgesamt in bester Stimmung, wozu auch die kulinarische Bewirtung und der geistliche Rahmen aus Morgenlob und Abendlob beitrugen. Der Arbeit der personell neu aufgestellten Landesstelle wurde viel Lob gezollt – schließlich hatte nur eine von acht Mitarbeitenden die letzte MV in Präsenz schon mit vorbereitet! Abschließend dankte der KEB-Vorsitzende Dr. Achim Budde allen Teilnehmenden: „Nach zwei Jahren ohne Mitgliederversammlung vor Ort war die physische Präsenz für uns alle bereichernd – für gemeinsame Nachdenklichkeit in Krisenzeiten. Ich bin mir sicher, dass wir nun alle gestärkt und mit neuer Zuversicht an die Arbeit gehen“. Neu war auch dies: Spontan kam die Idee auf, zum Abschied gemeinsam das Irische Segenslied zu singen. Das hat so gut gepasst: Man könnte es sich angewöhnen ... ■



Endlich gibt es wieder Socializing im Park ...



... und im Atrium.

Die Not sehen. Und handeln.

Lagebericht aus der caritativen Praxis
von Tobias Uppers

Meine sehr geehrten Damen! Meine sehr geehrten Herren! Not sehen und handeln – das ist so etwas wie die DNA der Caritas. Und die Mitarbeitenden der Caritas, sowohl Hauptamtliche wie auch Ehrenamtliche, können handeln, weil sie nah dran sind am Nächsten. Sie sind das Gesicht des Sozialstaats, diejenigen, die tagtäglich in direkten Kontakt zu dem Menschen treten und in ganz unterschiedlicher Form Hilfe und Unterstützung anbieten: in den Beratungsstellen, in den Pflege- und Behinderteneinrichtungen, in therapeutischen Einrichtungen, in Kindergärten und Krippen, in der Arbeit mit Migrantinnen und Migranten, in der Bahnhofsmision, in Obdachlosenunterkünften, in den Pfarrgemeinden und verschiedensten Initiativen.

Ein feines Sensorium

Politik und öffentliche Verwaltung sind gut beraten, frühzeitig auf die Signale aus der Caritas und den anderen Wohlfahrtsverbänden zu hören. Denn wir wissen, wo die Bedarfe sind, und wir können sagen, was die Leute brau-



Tobias Uppers vom Landes-Caritasverband Bayern hielt einen höchst lebendigen Vortrag.

chen. Das ist ein sehr feines Sensorium.

Wenn beispielsweise die Energiepreise steigen, dann schlagen die Leute als erstes in unseren Beratungsstellen auf und sagen: Ich kann meine Rechnungen nicht mehr bezahlen. Lange bevor der Politik Analysen vorliegen, nehmen wir das schon wahr.

Oder ein aktuelles Beispiel aus der Ukrainekrise: Die Caritas war am Münchner Hauptbahnhof schon zwei Wochen vor Ort, bevor die Stadt und der Freistaat das Problem eines massenhaften Ankommens überhaupt auf die Tagesordnung gesetzt haben.

Und zu Beginn des Krieges hat das bayerische Kabinett beschlossen, eine Hotline einzurichten und dafür auch Geld bereitgestellt. Aber umsetzen sollten es die Wohlfahrtsverbände, und zwar innerhalb von drei Tagen. Ich sage immer: Das war der am schnellsten umgesetzte Kabinettsbeschluss aller Zeiten. Denn tatsächlich ist es – auch Dank des guten Netzwerks der Caritas – gelungen, fünf ukrainische Muttersprachler zu finden, die auch Deutsch, Russisch und Englisch konnten, die sich in Deutschland auskannnten und dann auch noch Zeit hatten, sofort anzufangen mit dieser Hotline. Seit dem Start am 4. März bis heute haben rund 13.000 Menschen dort angerufen: 10.000 haben Hilfe gesucht, ungefähr 3.000 haben welche angeboten. Den meisten konnte unmittelbar und niederschwellig geholfen werden, auf der Suche nach Angehörigen oder durch Orientierung, in welchen Anliegen ihnen welche Stelle mit welchem Antrag weiterhelfen kann.

Beispielhafte Hilfe

Ich möchte Ihnen anhand von Beispielen ein paar konkrete und aktuelle Einblicke in unser Krisenmanagement geben. Besonders präsent sind in der öffentlichen Wahrnehmung natürlich die Hilfen in der Ukraine vor Ort – das, was man im Fernsehen sieht. Hier bewähren sich die internationa-

Wenn die Energiepreise steigen, dann schlagen die Leute als erstes in unseren Beratungsstellen auf und sagen: Ich kann meine Rechnungen nicht mehr bezahlen.

len Kontakte, die die Caritas mit der Ukraine und auch den benachbarten osteuropäischen Ländern hat. Das gilt sowohl für Caritas International, aber natürlich auch für die Verbände auf diözesaner und auch örtlicher Ebene. Viele Fachverbände, Orden oder auch andere Caritas-Institutionen haben internationale Kontakte. Und genau diese gewachsenen Strukturen lassen sich in so einer Krise natürlich nicht ad hoc schaffen, sondern sie müssen da sein, wenn man sie braucht; sie müssen gewachsen sein. Und sie helfen gerade jetzt, den konkreten Hilfebedarf und Handlungsbedarf zu erkennen.

In der Ukraine selber sind rund 1000 Caritas-Mitarbeitende und viele Freiwillige in über 30 Caritas-Zentren im Einsatz. Tag und Nacht wird dort Überlebenshilfe geboten für Kriegsbetroffene, für Flüchtlinge. Auch Caritas-International kann dort gut unterstützen mit Decken, mit Duschen, einem geschützten Platz zum Schlafen, mit Notunterkünften und aber auch zentralen Ausgabestellen für Lebensmittelpakete, Wasserkanister, Medizin oder auch mit der Einrichtung von „Child Friendly Spaces“, also Schutzräumen, wo Kinder spielen können – spielen, malen, Sport treiben – aber eben auch psychologische Betreuung erhalten. Denn diese Kinder und natürlich auch ihre Eltern haben massive traumatische Erfahrungen hinter sich.

Das ist übrigens der Hintergrund, warum Geldspenden meistens sinnvoller sind als Material: Der Transport

ist ein immenses logistisches Problem: Es ist gar nicht so einfach, einen LKW mit irgendwas voll zu machen, Ausführungsbestimmungen zu beachten – beispielsweise bei Medikamenten – und dann einfach an die polnische Grenze zu fahren und in die Ukraine einzuführen. Uns spart es diese Transportwege, und zugleich kann man in Polen und der Ukraine die Wirtschaft stärken, wenn man die Dinge dort einkauft.

Anders ist es natürlich, wenn es direkte Kontakte gibt, wie beispielsweise vom Diözesanverband Passau nach Satu Mare in Rumänien, kurz vor der ukrainischen Grenze, wo viele Flüchtlinge ankamen. Dort konnte man dann einfach anrufen und fragen „Was braucht ihr?“, und dann ganz konkret und unbürokratisch die gewünschten Lebensmittel, Hygieneartikel und Dinge des täglichen Bedarfs organisieren und hinbringen. Bischof Oster hat einen dieser Hilfstransporte begleitet.

Schon sehr früh haben die Verbände auch den Kontakt zu den Behörden gesucht, um in sozialrechtlichen Fragen und Unsicherheiten besser helfen zu können. Ab 1. Juni verbessert sich die Situation ja, weil die ukrainischen Flüchtlinge dann in die normalen Sozialleistungen fallen. Aber dafür müssen Sie sich vor Ort zunächst einmal registrieren. Und das nimmt Zeit in Anspruch. Wenn die Behörden dann nur „zwischen zwölf und mittags“ geöffnet sind und man die Sprache nicht spricht, dann dauert das einfach. Und dann kriegen die Leute eben erst einmal keine finanzielle Unterstützung und das Geld, das sie aus der Ukraine mitgebracht haben, wechselt hier niemand. Also stehen sie quasi mit leeren Händen da. Deswegen ist es inzwischen auch in einigen diözesanen Verbänden so, dass einfach Geldmittel als Soforthilfe ausgereicht werden – 100 oder 200 €, damit die Leute schnell zurechtkommen. Die Caritas kann das machen, weil sie kein staatlicher Akteur ist.

Eine Welle privater Gastfreundschaft

Die Unterbringung der Geflüchteten läuft bei dieser Flüchtlingskrise besser und anders als bei der Flüchtlings-

krise 2015, als viele Menschen aus Syrien kamen. Das liegt auch dran, dass es eine relativ große ukrainische Community in Bayern schon vorher gab, und weil – ich sage das einmal so platt – die Leute aus der Ukraine aussehen wie wir. Das ist eine bittere, aber doch einfach eine Tatsache. Deshalb wurden jetzt auch sehr, sehr viele Leute privat untergebracht. Gerade diese Privatinitiativen waren extrem hilfreich. Aber auch da gibt es schon erste Berichte, dass die Gastgeber zunehmend überlastet sind, insbesondere dann, wenn keine räumliche Trennung da ist. Wenn ich ein Haus am Starnberger See mit einer Einliegerwohnung habe, und da unten wohnt eine ukrainische Familie, dann ist das vielleicht einigermaßen stressfrei. Aber wenn man in einer Dreizimmerwohnung wohnt und eins der drei Zimmer wird von einer ukrainischen Mama mit ihren zwei Kindern bewohnt, dann kann das nach meh-

So nah am Nächsten, wie es die Caritas mit ihrer Nothilfe ist, kann auch die Erwachsenenbildung sein.

reren Monaten schon zu Spannungen führen. Dafür braucht es perspektivische Lösungen. Gut, dass die Menschen jetzt einen Aufenthaltsstatus haben und anfangen können zu arbeiten. Die meisten sind ja gut ausgebildet. Natürlich ist die Sprache immer noch eine Hürde.

An der Vermittlung von privaten Unterkünften kann man übrigens eine der großen Stärken der Caritas und der Kirche insgesamt erkennen: die Verankerung in den Pfarrgemeinden! Da gibt es ganz großartige Beispiele für ehrenamtliches Engagement in der Fläche, z. B. über Treffpunkte, über Cafés, über Vernetzungstreffen und dezentrale Unterstützung. Denn die Aufnahmen der Flüchtlinge muss ja auch in der Fläche geschehen und nicht nur in den großen Zentren.

Zielgruppen – auch für Bildung?

Soweit meine Schlaglichter auf die akute Krisensituation, auf die Bedarfe,

die die Caritas wahrnimmt und bedient. Was könnte in dieser Lage, wie sie sich uns darstellt, die Rolle der Erwachsenenbildung sein? Als Referent für Grundsatzfragen und Kommunikation kann ich Ihnen da vor allem eine kurze Analyse der Zielgruppen anbieten. Denn diese dürften ja für soziale Hilfe und für Bildung die gleichen sein, auch wenn mögliche Aktivitäten in unseren beiden Handlungsfeldern sich dann ganz spezifisch unterscheiden. Folgende Gruppen haben wir in der Krise zu unterscheiden gelernt:

1. Zum einen natürlich die Geflüchteten selber. Deren Bildungsbedarf liegt wohl vor allem in Beratung, Orientierung und Vernetzung, Sprachkursen und allem, was sie an Kulturwissen brauchen, um sich hier zurechtzufinden.

2. Zum anderen dann natürlich die Helfenden! Auch wer sich engagiert, wer Leute bei sich aufnimmt, braucht Begleitung oder die Gelegenheit, sich einmal eine oder zwei Stunden mit Gleichgesinnten auszutauschen, gegenseitig an ihren Erfahrungen teilhaben zu lassen und bestenfalls auch professionelles Wissen zu erhalten, um die eigene Rolle besser zu verstehen oder besser auszuüben.

3. Und dann natürlich noch die breite Öffentlichkeit. Hier könnte unsere Nähe zu den menschlichen Schicksalen vielleicht auch in die Gesellschaft hinein einen Bildungsauftrag erfüllen. Denn was man in der Zeitung liest, ist emotional sehr weit weg. Aber wenn man mal jemanden aus der Ukraine vor sich hat, der über seine Erfahrungen berichtet, der erzählt, was es mit ihm macht, wenn er mit seinen Verwandten in Russland telefoniert, die das alles nicht glauben können – dann wird es unmittelbar und nah.

Wo genau die unterschiedlichen Ideen andocken können, das hängt stark von der Lage vor Ort ab. Und genau deshalb haben die Kirchen da ja auch eine besondere Kompetenz: Sie haben eine Infrastruktur zu jedem Kirchturm im Land. Und sie haben ein Sensorium, das im jeweiligen Sozialraum offene Augen und Ohren hat. So nah am Nächsten, wie es die Caritas mit ihrer Nothilfe ist, kann auch die Erwachsenenbildung sein. ■

Der Krieg, die Politik und die Bildung

Podiumsdiskussion

mit Dr. Ute Eiling-Hütig (MdL, CSU), Bettina Nickel (Katholisches Büro Bayern), Kathi Petersen (Vorstand KEB Bayern) und Tobias Utters (Caritas)

Achim Budde: Frau Nickel, Sie vertreten die Kirche gegenüber der Politik und sind damit an einer ganz spannenden Schnittstelle. Und Sie sind auch dicht dran an heiklen Themen. Sie hatten mit Kirchenasyl zu tun, Sie sind im Integrationsrat und Sie haben auch schon das Fluchtgeschehen von 2015 in diesem Sinne mitbetreut. Sind Sie zufrieden damit, wie die Politik mit den Geflüchteten umgeht? Und was könnte Bildung zur Bewältigung der aktuellen Herausforderungen beitragen?

Bettina Nickel: Wir hatten ja bereits 2015 eine „Flüchtlingskrise“, und auch das war ja nicht die erste! In den 90er Jahren hatten wir den Krieg in Jugoslawien mit vielen Flüchtlingen. Wir hatten Ende der 90er, Anfang der 2000er Jahre eine Flüchtlingsbewegung aus dem Irak. Das gerät ein bisschen in Vergessenheit. Wir haben Äthiopien. Wir haben Nigeria. Wir haben Syrien nach wie vor. Wir haben Afghanistan:

Dort sitzen ja noch viele Unterstützer der internationalen Truppen oder Hilfsorganisationen fest. Wir haben den Iran mit einem nicht gerade demokratischen System. Und wir haben Menschen, die auch Angst haben, in Vergessenheit zu geraten, wie aus Belarus, Tschetschenien oder Kasachstan ...

Die ukrainischen Flüchtlinge können heute relativ leicht zu uns kommen. Es ist gut und richtig, dass sie sich nicht auf solche Fluchtwege machen müssen wie z. B. Menschen aus Afghanistan, die illegal kamen und wahnsinnig viel Geld aufwenden mussten, um nach Europa zu gelangen. Aber in dem Moment, wo ich heute den Ukrainern aus guten Gründen den Zugang erleichtere, stoße ich die anderen natürlich alle vor den Kopf. Die einen dürfen gleich hier arbeiten, bekommen eine Aufenthaltserlaubnis, können sich auf dem freien Wohnungsmarkt eine Wohnung suchen, bekommen gleich die normalen Sozialleistungen u.s.w. Das ist alles gut. Aber was ist mit den anderen Menschen, die ich vorhin aufgezählt habe? Alle diese Menschen haben keinen erleichterten Zugang! Warum haben wir das nicht auch für die Menschen aus

Syrien getan? Oder mit Menschen, die bereits vorher aus der Ukraine zu uns geflohen waren? Die Menschen kriegen jetzt immer noch keinen Aufenthalt, sondern bleiben in der Duldung hängen.

Sie merken, es ist ein ganz schwieriges Feld, ein wahnsinnig komplexes Thema. Und das wäre genau der Fokus, auf den ich die Bildung richten würde: Man erwartet in einer Krise immer einfache Lösungsmodelle. Und die gibt es nicht.

Und da setzt die Bildung an: indem sie vermittelt, wie komplex die Lage ist.

Achim Budde: Wie kann die Bildung gegen die aktuellen Vergrößerungen in der öffentlichen Debatte ankommen?

Bettina Nickel: Da gibt es natürlich nicht den einen, einfachen Weg. Aber ich glaube – ohne jetzt hier Eigenwerbung für die KEB betreiben zu wollen –, dass wir da schon den richtigen Ansatz haben. Natürlich im Verbund mit den Volkshochschulen und anderen

Trägern: Es ist entscheidend, in die Fläche zu gehen, also niedrigschwellig anzusetzen und regional verbreitet. Und da haben wir ja durch Corona durchaus auch positiv etwas gelernt, nämlich uns auch virtuell stärker zu vernetzen. Was auf einmal alles online funktioniert, das haben wir vor zwei Jahren noch nicht zu träumen gewagt. Auch das macht die Schwelle für viele niedriger. Wir müssen dabei immer nach neuen Feldern Ausschau halten. Dass wir zum Beispiel vor ein paar Jahren das Kompetenzzentrum für Demokratie und Menschenwürde mit seinen beiden Standorten im Nürnberger „cph“ und in der Freisinger Domberg-Akademie gegründet haben, war eine Reaktion auf das Erstarken der AfD und von rechtsextremistischen und populistischen Strömungen. Da wollten wir fragen: Wie können wir besser argumentieren? Wie können wir

Aber in dem Moment, wo ich heute den Ukrainern aus guten Gründen den Zugang erleichtere, stoße ich die anderen natürlich alle vor den Kopf.



Für eine Stärkung zwischendurch sorgte die Katholische Akademie in Bayern – in gewohnt ansprechender Manier.



Auf dem Podium (v. l. n. r.): Tobias Uppers, Bettina Nickel, Kathi Petersen, Dr. Ute Eiling-Hütig und Dr. Achim Budde

uns besser dafür schulen, wenn durch Rechtspopulismus z. B. eine Pfarrgemeinderatssitzung oder eine KEB-Veranstaltung gesprengt wird? Solche Arbeit hilft immens. Das wird nicht schnell gehen, aber da sind Sie doch auf einem guten Weg!

Achim Budde: Frau Dr. Eiling-Hütig, Sie sind Politikerin mit einem sehr weiten Herz für die Erwachsenenbildung. Das haben Sie immer wieder unter Beweis gestellt. Vor der letzten Landtagswahl haben Sie das neue EbFöG auf die Spur gebracht. Jetzt, vor der nächsten, tun Sie es wieder. In der Zwischenzeit haben Sie Rettungspakete mitgeschlüsselt, um die Einrichtungen in der Krise am Leben zu erhalten, damit die Infrastruktur nicht kaputt ist, wenn die Krise aufhört ... Sie engagieren sich wirklich massiv für die Erwachsenenbildung. Mal ganz salopp gefragt: Können wir im Gegenzug irgendetwas für Sie tun? Was wünschen Sie sich von uns, jetzt, wo Sie uns gerettet haben?

Ute Eiling-Hütig: Ich glaube, im Grunde genommen bieten Sie das schon. Ich gebe Frau Nickel Recht: Das Wichtigste ist die Niederschwelligkeit, das ist das Flächendeckende, und das ist die Pluralität. Das sind genau die drei Begriffe, die uns getrieben haben, dieses Erwachsenenbildungsgesetz auf neue Füße zu stellen. Und wer sich vielleicht an das Gesetz von 1974 erinnert: Da standen im Art. 1 Abs. (2) verschiedenste Bereiche, in denen Erwachsenenbildung arbeiten und von staatlicher Seite gefördert werden muss. Und wir haben zwei Begriffe dazu genommen, und zwar die „wirtschaftliche Bildung“, aber vor allen Dingen die „religiöse Bildung“. Diese stand vorher nicht explizit im Gesetz. Mein Wunsch an Sie wäre also lediglich, dass das umgesetzt

wird. Neulich war eine Schülergruppe aus dem Landkreis Starnberg zum Gespräch da. Und auch die Schüler haben gefragt: Was können wir machen? Und ich habe dann einfach gesagt: Es gibt drei Punkte. Erstens haben wir ein Grundgesetz. Darin steht: „Die Würde des Menschen ist unantastbar.“ Zweitens haben wir eine bayerische Verfassung. Da steht im Artikel eins: „Angesichts des Trümmerfeldes, zu dem eine Staats- und Gesellschaftsordnung ohne Gott, ohne Gewissen und ohne Achtung vor der Würde des Menschen die Überlebenden des zweiten Weltkrieges geführt hat ...“ Und was haben wir als drittes? Die zehn Ge-

bote! Also wenn Ihr Euch an diese drei Dinge haltet – und vielleicht in diesem Falle in umgekehrter Reihenfolge –, dann ist mir nicht bange um die Zukunft. Ich glaube, das ist es genau, wie wir handeln sollten.

Achim Budde: Frau Petersen, Sie haben eine Art Doppelrolle inne: Sie stehen in Nürnberg mit beiden Beinen in der Praxis der Erwachsenenbildung. Und Sie tragen im Vorstand der KEB Bayern auch Verantwortung auf Landesebene. Wie klingt das für Sie, was wir gerade gehört haben? Finden Sie auch, wir machen das ja im Grunde alles schon?

Kathi Petersen: Ich denke, manches machen wir tatsächlich schon, und manches haben wir auch noch zu tun. Wenn man sich einmal umschaute, was die Kolleginnen und Kollegen hier im Saal so alles auf die Beine stellen, dann gibt es Veranstaltungen „Mit Kindern über den Krieg sprechen“ im Bereich Familienbildung. Es gibt auch Bildungshäuser, die haben Flüchtlinge aufgenommen wie das „cph“. Es gibt Diskussionen über die politischen Konsequenzen, die aus den aktuellen Entwicklungen zu ziehen sind, auch für Europa. Demnächst spricht Herfried Münkler hier in der Akademie über die neue Weltordnung. Und es gibt auch künstlerische Auseinandersetzungen: Ikonen im Krieg, auch

Ikonenmalkurse. Und natürlich unser Erfolgsmodell interkultureller Bildung, das Kulturdolmetscher-Projekt, wo Menschen, die selbst einen Migrationshintergrund haben, als ehrenamtliche Brückenbauer in unsere Gesellschaft für Migrantinnen und Migranten gewonnen werden. Also es wird da schon einiges getan.

Aber es liegen auch noch gewaltige Aufgaben vor uns. Denn es kommt ja auch eine Zeit nach dem Krieg: Wie können wir mit dieser komplexen Situation

auf Dauer umgehen? Mir ist es da besonders wichtig, Ambiguitätstoleranz zu vermitteln: dass man Widersprüche aushält und nicht ausblendet. Bei den Populisten ist immer alles super einfach. Aber eine Politik, die der Komplexität der Lage nicht gerecht wird, tut immer irgendwem Unrecht. Und das gefährdet die Demokratie. Gerade auch unser Christentum verstehen wir ja nicht so, dass man entweder als Fundamentalist durch die Welt geht oder dem Ganzen gleichgültig gegenübersteht. Sondern dass man anerkennt: Wir müssen in dieser Welt mit Widersprüchlichkeiten und Grautönen zurechtkommen. Biblisch

Eine Politik, die der Komplexität der Lage nicht gerecht wird, tut immer irgendwem Unrecht. Und das gefährdet die Demokratie.

gesprachen: Das Reich Gottes ist noch nicht da, sondern es ist uns verheißen. Das ist vielleicht ein Vorteil, den wir haben: Wir können die Unzulänglichkeiten akzeptieren. Dietrich Bonhoeffer nannte es: vor Gott leben müssen ohne Gott. Das bedeutet, wir müssen uns selber Gedanken machen. Und anpacken.

Was mich wirklich innerlich beschäftigt, ist die Tatsache, dass im Moment viele frühere Pazifisten sich zu Waffenexperten mausern, und zum Teil auch wieder so eine Heroisierung des Krieges eintritt. Natürlich soll sich die Ukraine nicht kampfflos ergeben. Und von wem die Aggression ausgeht, ist auch völlig klar. Aber wollen wir alles vergessen, was wir an Dialog aufgebaut haben? Müssen nicht gerade auch wir Kirchen darauf achten, dass Menschen miteinander im Gespräch bleiben? Dass man eben nicht dämonisiert, dass man wieder den Dialog sucht, dass die Tür zur Deeskalation offenbleibt? Wir müssen doch auf Dauer miteinander auf dieser Welt leben, ohne uns gegenseitig die Köpfe einzuschlagen!

Ute Eiling-Hütig: Und genau da sind Sie ja quasi mit allen Facetten der politischen Bildung das Bodenpersonal. In jeder Gemeinde gibt es einen Kirchturm. Sie können vor Ort wahrnehmen, wo es solche „Nester“ gibt, die der Demokratie und einer guten politischen Diskussionskultur zu entgleiten drohen. Sie vor Ort können diese Menschen aufsuchen und niederschwellige Veranstaltungen oder einfach Gespräche anbieten: um Menschen dialogfähig zu machen, um ihnen Toleranz und Respekt zu vermitteln.

Natürlich kommen dann häufig immer dieselben: die, die ohnehin interessiert sind. Und da ist es dann vielleicht die besondere Chance der kirchlichen Erwachsenenbildungsträger, auch in die Bereiche vorzudringen, wo die Leute nicht zwangsläufig freiwillig zur Bildung finden. Auch wenn jemand nicht ausdrücklich zum Diskutieren in ein Jugendzentrum kommt, kann ich auf dumme

Stimmen aus dem Plenum

„Auf die Not der Menschen schauen, und sie genau dort mit Bildung unterstützen, das funktioniert doch! Wir haben in Regensburg jetzt Frauen-Sprachkurse mit Kindern im Programm. Manche Pfarreien, von denen wir dachten, sie seien nach Corona für die Erwachsenenbildung tot, kommen jetzt wieder ins Leben, weil sie sich selbst transzendieren, weil sie auf die Not der Menschen schauen. Manche neuen Angebote waren in zwei, drei Stunden ausgebucht. Wenn wir Menschen helfen und so, wie es Gaudium et Spes oder der Papst sagen, an die Ränder gehen, dann kann das gleichzeitig auch für unsere Organisationen Vorteile bringen. Ich glaube, da müssen wir professioneller und gemeinsamer auftreten.“

„Völlig fraglos ist dieser Angriffskrieg verbrecherisch. Und die Ukraine verdient unsere Solidarität, auch militärisch. Aber mich beschäftigt in den letzten Wochen und Monaten zunehmend die Selbstinszenierung des Westens als der Weiße Ritter, als die aufrechten Streiter für Demokratie und das Selbstbestimmungsrecht der Völker. Das ist eine Illusion, die für mich auch bei unseren Hilfsaktionen mitklingt: Wir sind die Guten. Aber wir erschrecken doch vor allem deshalb so über

diesen Krieg, weil er so nah ist, dass wir uns selber bedroht fühlen. Wo war unser Aufschrei bei Aleppo? Wo war er bei Grosny? Ich denke, es ist auch die Aufgabe der Erwachsenenbildung, hier eine gewisse Nachdenklichkeit über den „Balken im eigenen Auge“ auszulösen. Meine Erfahrung aus der Arbeit im muslimisch-christlichen Dialog ist: Differenzierungen sind den Menschen zumutbar. Und wenn jemand nicht gleich mit neuen Überzeugungen, aber doch mit ein wenig Nachdenklichkeit nach Hause geht und den einfachen Antworten widersteht, dann ist Bildung für mich ein Erfolg.“

„Am 24. Februar hat sich mein Leben geändert: Wir haben eine ukrainische Schwiegertochter. Aus meiner Sicht ist es für unsere Bildungsarbeit im Moment wichtig, auf die Ukrainer zuzugehen und auch deren Netzwerke wahrzunehmen und zu nutzen, die unglaublich gut funktionieren. Ein Riesenanteil der Hilfe läuft nicht über offizielle Stellen, sondern über ukrainische Netzwerke. Und da können wir unterstützen und Räume schaffen, wo sich die Menschen austauschen können. Im Moment sind die Flüchtlinge an dem Punkt, dass sie sich das dritte Mal registrieren lassen müssen. Nämlich jetzt beim Jobcenter. Und das ist

Sprüche auch schon mal eingehen und fragen: Findest du das wirklich gut, was du da gerade gesagt hast? Also eine offene Diskussion zu führen und das durch entsprechende Angebote auch zu unterfüttern.

Ich bin überzeugt, dass das Aufsuchende da ein ganz wichtiger Punkt ist, gerade weil wir jetzt zwei Jahre Corona hatten und wir – ich sag das mal so salopp – auch wieder diese ganzen „Couch-Potatoes“ zurückholen müssen: Wir müssen die Menschen aus ihrem Kokon wieder rausholen und aus dieser Informationsblase, in der sich viele über die Social Media inzwischen befinden. Das ist ein ganz großes Problem: Sie bewegen sich da immer nur in der gleichen Suppe. Sie bekommen immer die gleichen Nachrichten zugeschickt, weil das vom Algorithmus her passt. Da müssen wir wahnsinnig aufpassen, und Sie hätten die Möglichkeit, genau da einzusteigen



Vernetzung und Austausch funktionieren am besten im persönlichen Gespräch.

ein Punkt, wo man mit Bildung ansetzen kann. Bei den tiefgründigen Reflexionen geht es meiner Meinung nach ja letztlich nur darum, wie wir selbst mit dem Krieg klarkommen.“

„Gegen die erwähnte Schockstarre und Hilflosigkeit waren für uns in Aschaffenburg zwei konkrete Beispiele hilfreich. Wir arbeiten zum Thema Friedensethik und Friedenspolitik mit pax christi zusammen. Die haben Expertise und Referenten, wenn es um gewaltfreie oder gewaltreduzierte Konfliktlösung geht. Und mit der Volkshochschule zusammen starten wir eine Reihe unter dem Titel „Geschichten vom Ankommen und Hierbleiben“, wo es um Migranten und Migrantinnen geht, die ihre Geschichte erzählen. Den Anfang machen jetzt die Italiener, weil die schon am längsten da sind und am meisten erzählen können. Aber ich kann mir vorstellen, dass im nächsten Jahr vielleicht auch Ukrainerinnen und Ukrainer ihre Geschichten vom Ankommen und Hierbleiben erzählen.“

„Die Russen' sind ja – auch bei uns im Land – eine sehr große und sehr heterogene Gruppe. Da sind auch die Stimmungen und die Einstellungen ganz unterschiedlich. Da hört nicht jeder nur Russia Today oder sonstige Propaganda. Andere sehen die Politik der russischen Regierung sehr kritisch.“

Aber da tun sich jetzt auch neue Chancen auf. Wenn wir in der Krise, so wie Papst Franziskus es gesagt hat, an die Grenzen und Zäune gehen und uns jetzt neu in unsere Sozialräume einbringen, dann macht sich die Kirche an der Stelle auch wieder relevant und stellt ein Netzwerk zur Verfügung, das lange verdeckt war. Da könnte sich nicht nur die Caritas, sondern auch die Erwachsenenbildung einbringen, z. B. in Kooperationen mit Schulen: Wenn jetzt Willkommensklassen angeboten werden, könnte man ja beispielsweise einen interkulturellen Abend für die Eltern veranstalten. Vielleicht können sich da sogar russische und ukrainische Eltern begegnen, deren Kinder ja zum Teil ganz gut miteinander klarkommen.

Man darf natürlich sein Engagement in Diskussionen ste-

gen. Das würde ich mir wünschen!

Achim Budde: Das Thema Medienkompetenz nehme ich da mal mit. Aber jetzt möchte ich gerne auch Herrn Utters noch einmal das Wort geben, nachdem ja vielfach an seinen Vortrag angeknüpft wurde. Reizt Sie da noch einmal Widerspruch, Zuspruch oder Ergänzung?

Tobias Utters: Ja, tatsächlich eine Ergänzung. Wir stellen gerade fest, dass sich die Stoßrichtung des Handelns in den Pfarrgemeinden verändert. Wenn ich an meine Zeit als Ministrant zurückdenke, da waren alle gesellschaftlichen Gruppierungen vor Ort im Pfarrgemeinderat vertreten. Die Pfarrei war ein Kristallisationspunkt. Das hat sich in den letzten zehn Jahren gewandelt. Muss man ja mal sagen: Der Missbrauchsskandal hat jetzt nicht gerade auf unsere Marke eingezahlt.

cken, ob man Waffen liefern sollte, ob man verhandeln sollte ... Aber wenn Menschen zu uns kommen, die ganz konkret Unterstützung brauchen, wenn man die Not konkret sieht, dann kommt man aus dem Reden ins Handeln und kann Angebote machen: soziale, aber auch Bildungsangebote im Sinne einer politischen Bildung, im Sinne einer Wertebildung, um dann irgendwann aus dieser Krise im Kleinen auch wieder herauszukommen. In meinem Sozialraum kann ich ansetzen. Und genau das versucht die Caritas mal mit mehr, mal mit weniger Erfolg. Und vielleicht ist das auch ein Rezept für die KEB.

Saalffrage: Es ist natürlich richtig, niederschwellig und aufsuchend auf die Probleme, die dieser Krieg verursacht, einzugehen. Aber ich denke, das ist nur ein Aspekt und nicht der vordringliche. Ich sehe seit dem 24. Februar vor allem eine massive Polarisierung der Gesellschaft, ein massives Freund-Feind-Denken, das ich mir so nie hätte vorstellen können. In weiten Kreisen herrscht inzwischen eine ziemlich militaristische Stimmung. Und zwar nicht unbedingt in bildungsfernen Schichten, wo aufsuchende Ansätze wichtig sind, sondern auch in der Mitte der Gesellschaft. Und da sehe ich eigentlich den Auftrag der katholischen Erwachsenenbildung. Denn diese Fragen sind nicht niederschwellig, sondern sehr anspruchsvoll. Wo bleibt unsere Auseinandersetzung mit Friedensstrategien, mit Exit-Strategien? Wo ist auch die wissenschaftliche Expertise, wenn es darum geht, diesen Krieg nicht nur mit „mehr Waffen“, sondern auch mit „weniger Waffen“ zu lösen?

Kathi Petersen: Ja, da würde ich Ihnen Recht geben. Da ist es mit einem niederschweligen „Man setzt sich mal zusammen“ nicht getan, sondern es sind grundsätzliche Überlegungen nötig. Die Spaltung ist ja nicht erst jetzt entstanden – die haben wir schon eine ganze Zeit. Das ging schon mit Corona los, auch vorher schon. Was macht es eigentlich so schwer, es auszuhalten, dass es Graustufen gibt? Mich erschreckt im Moment, wie selbst mit Dissidenten aus Russland bei uns umgegangen wird. Wenn zum Beispiel der Film eines Regisseurs, der aus Russland geflohen ist, weil

Wir müssen die Menschen aus ihrem Kokon wieder rausholen und aus dieser Informationsblase, in der sich viele über die Social Media inzwischen befinden.



Hans Glück präsentiert sein Projekt *Klimafreundlich leben*. Rechts: Dr. Agnes Rosenhauer und Dr. Achim Budde.





Große und intensive Präsenz der KEB-Einrichtungen im Vortragssaal war in den vergangenen Jahren schmerzlich vermisst worden.

er es dort nicht aushält, aus dem Programm genommen werden soll. Wir müssen dieses Schwarz-Weiß-Denken überwinden. Unter den Menschen aus Russland, die bei uns leben, gibt es Putin-Verehrer und Putin-Kritiker. Und es ist auch nicht immer das eine nur wahr und das andere nur falsch. Sondern es gibt viele Zwischenstufen. Das zu vermitteln und Differenzierungen vorzunehmen, das ist anspruchsvoll. Aber das sollten wir leisten.

Saalffrage: Ich frage mich seit Jahren: Wer ist eigentlich unsere Klientel? Bestimmte Angebote gehen immer gut. Da müssen Sie halt über die Geschichte von Vierzehnheiligen sprechen oder eine Fahrt nach München machen, wo es etwas Schönes anzuschauen gibt. Aber politische Bildung im engeren Sinn? Ich wüsste nicht, wer da kommt. Das macht mich ganz ratlos. In Städten mit einem hohen Akademikeranteil mag das gehen. Aber wir machen unsere Arbeit ja nicht nur für die. Und jetzt, nach Corona, laufen auch die Seniorenkreise nicht mehr.

Bettina Nickel: Das kenne ich. Ich war selber im Pfarrgemeinderat für die Erwachsenenbildung zuständig. Und wenn wir Referenten mit großen Namen hatten, Altabt Odilo Lechner oder Anselm Grün, dann war bei uns das Haus so voll, dass wir in die Kirche auswandern mussten. Wenn wir dann aber Themen aus der Gemeinde aufgegriffen haben, die wirklich auch an uns selbst gerichtet waren – es ging mal um Bewahrung der Schöpfung, mal um Taufe ... – da sind dann nur fünf Leute gekommen. Inzwischen wohne ich auf dem Land, und an Christi Himmelfahrt kommen keine 30 Personen mehr in die Kirche. Jetzt, wo sich viele ältere Menschen wegen Corona nicht mehr trauen, wird das offenbar. Das erleben wir in allen Bereichen, und dazu hat auch der

Missbrauchsskandal massiv beigetragen. Der Vertrauensverlust, den wir in den vergangenen zwölf Jahren eingefahren haben, der ist ganz schwer wieder wettzumachen. Also, die Alten – unsere Stammklientel – brechen weg, und neue kommen kaum nach. Das betrifft auch die Erwachsenenbildung, wie alle Bereiche des kirchlichen Lebens. Und mir geht es jetzt auch so: Ich habe 2005 im Katholischen Büro angefangen. Wenn ich damals in ein Ministerium gegangen bin, um Verhandlungen zu führen, dann waren die Leute kirchlich sozialisiert. Heute treffe ich auf Ministerialbeamte, die teilweise mit Kirche überhaupt nichts mehr anfangen können oder die evangelische und die katholische Kirche durcheinanderwerfen. Neulich sprach jemand von der „Erzdiözese München und Oberbayern“. Das ist schon etwas ernüchternd. Also ich glaube, Sie sprechen da ein ganz grundlegendes Problem an.

Achim Budde: Offenbar spielen diese vier Krisen, die wir heute zum Thema haben, ineinander. Und während wir andere Krisen bewältigen wollen, fällt uns die Kirchenkrise auf die Füße. Frau Eiling-Hütig, Sie zücken das Mikrofon ... Möchten Sie uns sagen, dass Sie trotzdem an uns glauben?

Ute Eiling-Hütig: Nein, ich möchte das noch verstärken. Denn ich sehe es noch schlimmer, und zwar nicht nur auf die Kirche bezogen, sondern überall: Sie können doch in jeden Verein gehen. Wer ist denn heutzutage noch bereit, sich zu engagieren und über längere Zeit mitzumachen? Auch bei uns in den Parteien, egal welche Partei, finden wir nur wenig Mitglieder. Die meisten binden sich für ein Projekt, aber nicht länger. Und ich bin jetzt mal ganz ketzerisch: Die Ursache dafür liegt meines Erachtens in der sogenannten Wohlstandsverwahrlosung, in dieser Haltung: „Es

Es gibt viele Zwischenstufen. Das zu vermitteln und Differenzierungen vorzunehmen, das ist anspruchsvoll. Aber das sollten wir leisten.

läuft doch trotzdem alles, auch wenn ich mich jetzt nicht engagiere. Warum sollte ich also etwas tun?“

Mir ging es vorhin nicht nur um die Social Media. Aufsuchen heißt heute: Wir müssen persönlich überzeugen. Wir müssen mit jedem Einzelnen reden. Wir müssen jeden Einzelnen ansprechen – und zwar da, wo wir ihn finden. Und das kann in der S-Bahn sein. Ich habe da schon Gespräche geführt, das glaubt man gar nicht! Und dann kriegen Sie mit, wie bei Menschen langsam der Groschen fällt. Was zählt, ist die persönliche Ansprache: zu zeigen, dass es sich lohnt, sich für etwas einzusetzen, dass ich etwas erreichen kann! Wenn ich doch diese Energie selbst gar nicht ausstrahle, dann kann ich auch vom anderen kaum etwas erwarten. Ich muss doch Vorbild sein. Und wo habe ich Vorbilder, wenn nicht in der katholischen Erwachsenenbildung, in der evangelischen, in der kirchlichen Erwachsenenbildung? Wir alle sind Vorbilder, und wenn wir das vorleben, kriegen das die Leute auch mit. Wir sind Multiplikatoren und als solche müssen wir auftreten. Klar gibt es da Probleme, die uns zurückwerfen, wie jetzt der Missbrauchsskandal.

Aber da müssen wir auch die Frage stellen: „Tangiert das tatsächlich deinen Glauben? Glaubst Du jetzt deswegen nicht mehr an Gott oder an das, was er gesagt hat, wie wir mit unseren Mitmenschen umgehen sollen? Und wenn du unsicher bist, dann geh' los und lass dich bilden!“ Dafür sind wir doch da.

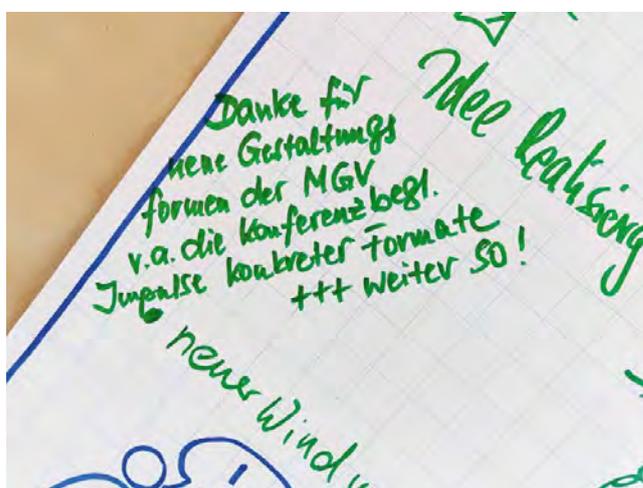
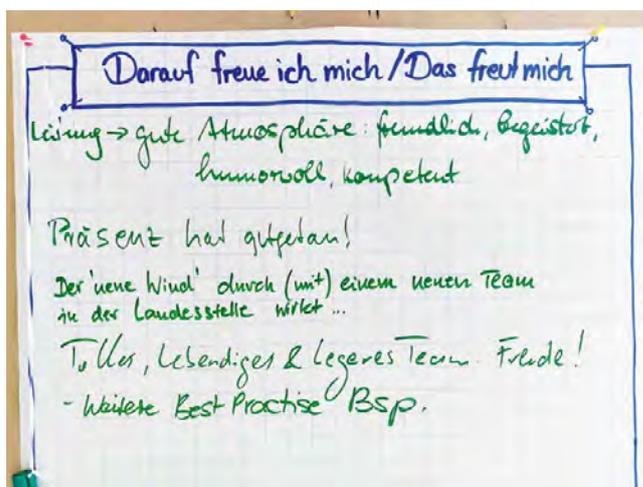
Wenn wir selbst Begeisterung zeigen, dann kann sie auch überspringen. Ich bin viel im Sozialkundeunterricht und rede mit jungen Leuten, und ich kann ihnen versichern: Diskussionsrunden mit 16-, 17-Jährigen sind nicht ohne. Aber die merken dann, dass wir Spaß an der Materie, Spaß an echter Bildung haben, das Wissen ungefiltert rüberbringen wollen und uns für unsere Ziele einsetzen. Und die Möglichkeit haben Sie: Sie sind in jedem Ort in Bayern vertreten. Sie kennen die Menschen vor Ort. Sie wissen, wie die ticken. Eigentlich ist es relativ einfach: Wir müssen da

Wenn ich doch diese Energie selbst gar nicht ausstrahle, dann kann ich auch vom anderen kaum etwas erwarten. Ich muss doch Vorbild sein. Und wo habe ich Vorbilder, wenn nicht in der kirchlichen Erwachsenenbildung?

Wenn hier und da das Interesse an uns nachlässt, dann müssen wir einfach stärker auf das schauen, was die Menschen beschäftigt, und nicht auf das, was uns beschäftigt. Wir müssen Zeitgenossen sein, und das sind wir zum Teil als Kirche nicht und zum Teil auch noch nicht hinreichend in der Erwachsenenbildung. Dafür müssen wir rausgehen zu den Menschen und uns Kooperationspartner suchen, schauen, wer da noch so lebt im Quartier meiner Kirchengemeinde. Welche Vereine gibt es da? Was kann man vielleicht mit denen gemeinsam machen? Welche Ideen kann man aufgreifen?

Oder wir ergreifen die Chance, die Krise zu analysieren und dadurch Zusammenhänge besser zu verstehen. Jetzt, wo die Regale leer sind, sehen wir, welche Grenzen die Globalisierung hat, wer ihre Verlierer sind, und dass mehr soziale Gerechtigkeit notwendig ist, für die wir uns einsetzen müssen.

Achim Budde: Vielen Dank Ihnen allen. Damit stehen wir am Ende einer Diskussion, die zeitweise so unübersichtlich war wie die Welt, in der wir leben, zum Teil aber auch einige Rote Fäden erkennen ließ, an denen wir weiterknüpfen können. Einer dieser Roten Fäden ist, glaube ich, dass gemeinsame Nachdenklichkeit einen Raum braucht. Danke, dass wir das heute Nachmittag hier im Saal miteinander gelebt haben: gemeinsam nachdenklich zu sein in einer Zeit, in der das nicht einfach, aber deshalb umso notwendiger ist. ■



Anonymes Feedback ist oft Gold wert. Wir danken allen Teilnehmerinnen und Teilnehmern!

Kardinalsempfang

■ Endlich war es wieder soweit: Nach zwei Jahren Corona-Pause fand am Abend des 12. Juli 2022 der traditionelle Jahresempfang von **Kardinal Reinhard Marx** und dem Diözesanrat der Katholiken der Erzdiözese München und Freising statt. Rund 500 Gäste aus Kirche, Gesellschaft und Politik kamen dazu in die Katholische Akademie in Bayern und feierten bei wunderbarem Wetter ein stimmungsvolles Fest. Mit dabei war der bayerische Ministerpräsident **Markus Söder**, der auch ein Grußwort sprach.



Verstanden sich prächtig: Der Rabbiner der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern, Steven Langnas (li.), und Archimandrit Peter Klitsch, Pfarrer der griechisch-orthodoxen Salvatorkirche. Oben: Der bayerische Ministerpräsident Markus Söder (li.) und der Erzbischof von München und Freising, Reinhard Kardinal Marx. Zu späterer Stunde wurden die Gespräche im Park der Akademie fortgesetzt.

Fotos: Robert Kiederle

Tag des offenen Denkmals

■ Der „Tag des offenen Denkmals“ am 11.09.2022 stand unter dem Motto *KulturSpur. Ein Fall für den Denkmalschutz*. Seit 1993 bietet diese bundesweite Kulturveranstaltung die Möglichkeit, historische Bauten zu besichtigen, die sonst eher nicht zugänglich sind. Auch wir öffneten, inzwischen zum vierten Mal, unsere Denkmäler – und unsere Küche: So konnten viele ihre Tour durch die Stadt mit einer Mittagspause in unserem Park verbinden.

Bei durchwachsenem Wetter kamen rund 1.000 Personen aller Altersschichten in die Akademie und erfuhren in mehreren von Studienleiter Dr. Johannes Schießl gehaltenen Vorträgen Wissenswertes über die Arbeit der Akademie und die Geschichte ihrer Gebäude. Sie konnten sich dann im Viereckhof umsehen, dem einzigen Bauernanwesen Schwabings, das bis heute in seiner ursprünglichen Form erhalten geblieben ist. Das nach Balthasar Viereck, dem Besitzer des Jahres 1635, benannte Gebäude mit zwei Ta-

gungsräumen und dem stimmungsvollen Heuboden wird für kleinere Konferenzen genutzt.

Die größte Aufmerksamkeit des aufgeschlossenen und freundlichen Publikums zog das Schloss Suresnes auf sich, das sich Franz Xaver Ignaz von Wilhelm, der Kabinettssekretär des bayerischen Kurfürsten Max Emanuel, in den Jahren 1715 bis 1718 vom Architekten und Baumeister Johann Baptist Gunezraier nach dem Vorbild des Château



Studienleiter Dr. Johannes Schießl stand den vielen Besucherrinnen und Besuchern Rede und Antwort – und hatte selbst allerhand Wissenswertes über die Geschichte der Akademie im Gepäck.

Altschwabinger Sommerausklang

■ Auch unsere eigenen Fest können wir endlich wieder feiern. Leider spielte beim *Altschwabinger Sommerausklang* am 16.09. das Wetter nicht mit. Aber rund 450 Gäste trotzten der

nassen Kälte: Alt und Jung ließen sich bei beschwingter Musik, gutem Essen und Trinken sowie anderen Darbietungen die gute Laune nicht nehmen und feierten von 14.30 bis 20.00 Uhr im Haus, Park und Schloss Suresnes.

Die *Blaskapelle Maisach* spielte unter der Leitung von Franz Kellemer viele bekannte Stücke aus ihrem großen Repertoire, führte zum Ende des Festes hin eine Serenade auf und begleitete das abschließende gemeinsame Singen des Liedes *Der Mond ist aufgegangen* mit dem be-

rühmten Text von Matthias Claudius. Auch das Schloss Suresnes stand den Gästen offen; hier begeisterte das *Luitpold Ensemble* mit Violine, Gitarre und Akkordeon unter der Leitung von Markus Singer die Zuhörer. Bei den Kindern kamen die Bastelaktivitäten der Pädagogischen Aktion, der Kletterturm der Firma Manuel Stilb sowie die zwei Aufführungen von *Kasperls Spukastl*, die Traudl und Peter Schröder darboten, sehr gut an. Wegen des Regens konnte die Hüpfburg leider nur kurzzeitig in Betrieb genommen werden. Auf reges Interesse stießen auch die beiden Orgelführungen durch Studienleiter Dr. Johannes Schießl in der St.-Michaels-Kapelle der Akademie. Ein besonderes Schmankerl war die Fackelschwinger-Show der Gruppe *Akro La Vida* des Gymnasiums Bruckmühl, die Christian Maier mit Schülerinnen einstudiert hatte.

in Suresnes westlich von Paris erbauen ließ. Die Besucherinnen und Besucher zeigten sich angetan vom Charme und Flair dieses in den Jahren 2016/2017 grundlegend sanierten Kleinods, in dem auch die Romano-Guardini-Bibliothek und die Hans-Maier-Bibliothek untergebracht sind. Interessiert wurde von vielen auch der Hinweis aufgenommen, dass man sich in die Gästezimmer des Schlosses, von denen einige zu besichtigen waren, zu einem zivilen Preis einmieten kann. Das ausgelegte Informationsmaterial fand großen Anklang, und gerne nutzten



die Besucherinnen und Besucher auch die Gelegenheit zu einem Imbiss und einer Rast im Schlosspark.

Für Verpflegung mit Brotzeiten und warmen Gerichten sowie für die Getränke sorgten Küche und Hauswirtschaft der Akademie und erhielten dafür allseits großes Lob. Viele fleißige Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die auch den Park schön geschmückt hatten, halfen mit, dass sich die Gäste trotz des Wetters bei diesem Fest wohl gefühlt haben.



Trotz nasskalter Bedingungen setzte sich die Artistengruppe *Akro La Vida* mit ihrer Fackelschwinger-Show im Vorhof des Schösschens Suresnes eindrucksvoll in Szene.

Ansteckende Begeisterung für die Theologie

Preis für Junge Theologie. Kardinal Wetter Preis der Katholischen Akademie in Bayern

■ Bei sonnigem Wetter fanden sich am 8. Juli 2022 rund 60 Teilnehmerinnen und Teilnehmer im Hörsaal 318 der Neuen Universität am Sanderring in Würzburg ein, um die Verleihung des *Preises für Junge Theologie. Kardinal Wetter Preis der Katholischen Akademie in Bayern* an Dr. **Annemarie Frank** zu feiern – darunter Bischof emeritus Dr. Friedhelm Hofmann, der Direktor der Katholischen Akademie Domschule, Dr. Rainer Dvorak, die Generaloberrin der Erlöserinnen, Sr. Monika Edinger, sowie Christian Klängen MdL.

Für ihre Dissertation mit dem Titel *Asaf, Juda, Hatifa – Namen und Namensträger in Esra/Nehemia* hatte Frank 2019 von der Theologischen Fakultät die Bestnote erhalten. Sie legt darin umfassende onomastische und prosopographische Analysen zu alttestamentlichen Namenslisten vor und schließt damit eine echte Forschungslücke, wie es in der Preisbegründung heißt. Sie zeigt überdies, wie vermeintlich trockener Stoff zum Leben erweckt werden kann. Ihre lebendige und fesselnde Vortragsweise verdient dabei besondere Erwähnung.

Akademiedirektor Dr. Achim Budde zeigte sich angetan davon, wie Annemarie Frank Begeisterung für die Theologie mit wissenschaftlichem Niveau verbinde: Genau dies sei ja der Sinn des Preises. Ihr Name werde nun in die Namensliste der Preisträgerinnen und Preisträger aufgenommen ...

Dekan Prof. Dr. Matthias Reményi hob hervor, dass die Freiheit der Wissenschaft in Zeiten wie diesen immer aufs Neue herausgefordert werde.

Nach Grußworten von Domkapitular Dr. Helmut Gabel, Stadtrat Alexander Kolbow und immer wieder unterbrochen durch starke Arrangements des Quintetts *Bra-Wüssimo* hielt die Zweitgutachterin der Dissertation, Prof. Dr. Maria Häußl von der TU Dresden, die Laudatio. Auch die Preisträgerin selbst konnte daraufhin ihr Können als hervorragende Didaktin unter Beweis stellen und präsentierte



Dr. Annemarie Frank bekam von Akademiedirektor Dr. Achim Budde und Prof. Dr. Matthias Reményi (re.), seines Zeichens Dekan der katholisch-theologischen Fakultät der Universität Würzburg, den Preis für junge Theologie 2022 überreicht.

ebenso interessante wie erstaunliche Ergebnisse ihrer Forschung.

Mit einem Empfang im Lichthof der Neuen Universität klang die Preisverleihung bei einer reichen Auswahl an Frankenwein und leckeren Canapées aus.

Der *Preis für Junge Theologie. Kardinal Wetter Preis der Katholischen Akademie in Bayern* wurde 2008 eingerichtet, in Würdigung der Verdienste von Kardinal Friedrich Wetter als Protektor der Katholischen Akademie in Bayern und als Förderer der Theologie. Die Vergabe erfolgt gemeinsam durch die Katholische Akademie in Bayern und – im Wechsel – die Katholisch-Theologischen Fakultäten bzw. Institute der bayerischen staatlichen Universitäten und der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt. Der Preis ist mit 1.500,- EUR dotiert.

Treffen der Hochschulkreisvorsitzenden

■ Vom Nachmittag des 20. September bis zum Mittag des 21. September trafen sich sechs von zehn Vorsitzenden der Hochschulkreise der Katholischen Akademie in Bayern, um gemeinsam mit Akademiedirektor Dr. Achim Budde und den Studienleiter:innen über eine Neukonzeption des Formats *Sommerakademie für Studierende* sowie über die Weiterentwicklung der Arbeit der Hochschulkreise zu sprechen. Einige Vorsitzende hatten auch Studierende bzw. Wissenschaftliche Mitarbeiter:innen mitgebracht, um diesen einerseits die Akademie mit ihren Räumlichkeiten und ihren Ressourcen vorzustellen und andererseits

nach den Ideen und Gestaltungsvorstellungen der jungen Menschen zu fragen. Bei einem Rundgang ließen sich die Gäste vom Gelände inspirieren und diskutierten bis spät in den Abend in den Salons von Schloss Surresnes über künftige neue Möglichkeiten der Zusammenarbeit.

An jeder bayerischen Universität existiert ein Hochschulkreis der Katholischen Akademie in Bayern, um bayernweit ein Kontakt Netzwerk zu pflegen und in Kooperationsveranstaltungen die Arbeit der Akademie entweder am jeweiligen Standort oder in München zu größerer Reichweite zu führen.



Nahmen am Treffen teil (v. l. n. r.): Simon Steinberger (Bamberg), Joachim Bürkle (Würzburg), Eva-Maria Schreiner (Passau), Stephan Höpfinger, Prof. Dr. Jürgen Bründl (Bamberg), Prof. Dr. Dominik Burkard (Würzburg), Dr. Johannes Schiebl, Vito Conego (Passau), Prof. Dr. Britta Kägler (Passau), Prof. Dr. Markus Vogt (München), Dr. Achim Budde, Prof. Dr. Michael Hauhs (Bayreuth), Dr. Astrid Schilling und Michael Zachmeier.



Die intensive Arbeit am Gesetzestext stand klar im Zentrum des Blocklehrgangs der Bayerischen Verwaltungsschule.

Bayerische Verwaltungsschule zu Gast

■ Als zu Beginn des „Corona-Jahres“ 2020 der gesamte Übernachtungs- und Tagungsbetrieb eingestellt werden musste, herrschte große Leere in den Räumlichkeiten der Akademie. Zum Glück wusste Alexander Wilhelm, der neue Leiter unseres Tagungshauses, schnell, was zu tun ist: Mit Einrichtungen ins Gespräch kommen, die wir trotz der strikten Coronaregeln beherbergen durften. Und weil Herr Wilhelm bereits vor seiner Akademiekarriere mit der Bayerischen Verwaltungsschule zu tun hatte, war der neue Kontakt schnell wiederhergestellt.

Schon bald stand daher die Buchung unseres Konferenzraums im Raum. Dieser besitzt nicht nur die ausreichende Größe, um den gängigen Abstandsregelungen entsprechen zu können, sondern ist auch in Sachen Kühlung und Belüftung auf dem neuesten Stand. Wir hatten uns allerdings zu früh gefreut: Als in Bayern nämlich die Schulen geschlossen wurden, musste auch die BVS ihre Arbeit niederlegen. Umso größer war dann aber unsere Freude, als wir in diesem Jahr endlich die Gelegenheit bekamen, den 30-tägigen Lehrgang der Bayerischen Verwaltungsschule auszutragen. Bis zum 16. September waren 20 Schülerinnen und Schüler bei uns zu Gast, um im Konferenzraum der Akademie ihren Verpflichtungen nachzugehen.

Leider wird es im kommenden Jahr keine Fortsetzung dieser Zusammenarbeit geben können. Im selben Zeitraum werden wir nämlich wieder die Teilnehmerinnen und Teilnehmer des ARD-Musikwettbewerbs beherbergen, deren Aufenthalt in unserem Haus gewissermaßen Tradition hat und dieses Jahr ausnahmsweise entfallen war. Wir sind jedoch zuversichtlich, dass wir die Bayerische Verwaltungsschule ein andermal auch wieder bei uns begrüßen dürfen.

KEB Bayern mit neuem Facebook-Kanal

■ Seit Ende September ist die Katholische Erwachsenenbildung Bayern mit einem eigenen Kanal auf Facebook präsent. Dort soll es in Zukunft darum gehen, interessante Geschichten zu erzählen – von der Arbeit der 125 Mitgliedseinrichtungen, über besondere Projekte und die vielen engagier-

ten Kolleginnen und Kollegen in ganz Bayern. Wir freuen uns sehr, wenn Sie [unserem Kanal](#) folgen und unsere Beiträge mit einem „Like“ versehen.



Die KEB Bayern freut sich über viele Likes für ihren neuen Facebook-Kanal.

Hohe staatliche Auszeichnung für Christian Sachs

■ Christian Sachs, technischer Leiter und Umweltbeauftragter der Katholischen Akademie in Bayern von 1984 bis zu seiner Pensionierung im Sommer 2022, erhielt aus der Hand von Umweltstaatsminister **Torsten Glauber** am Donnerstag, 22. September, in der Aula der Universität Bamberg die Bayerische Staatsmedaille für beson-

wahrung der Schöpfung steht bei Ihnen ja quasi im Arbeitsvertrag – als technischer Leiter und Umweltbeauftragter der Katholischen Akademie Bayern. Doch Ihr Engagement geht weit über die Erfüllung eines Arbeitsvertrags hinaus. Sie haben schon 2005 ein betriebliches Umweltmanagementssystem in der Akademie eingeführt. Mit persönlichem Einsatz und Beharrlichkeit haben Sie das bis hin zu EMASplus, einem konsequenten Nachhaltigkeitsmanagement, ausgebaut. Dank Ihres Engagements ist es gelungen, trotz Verdoppelung der Teilnehmerstunden die CO2-Bilanz der Akademie um knapp 70 Prozent zu senken. Das ist beeindruckend!“

Das können wir bestätigen: Es ist in der Tat schier unglaublich, was ein Einzelner zu leisten vermag. Christian Sachs hat tausende von Stunden seiner Freizeit dafür aufgebracht, das betriebliche Umweltmanagement auch außerhalb der Akademie in katholischen Einrichtungen Bayerns zu implementieren: Pionier- und Kärnerarbeit zugleich, die seinesgleichen sucht. Daher freuen wir uns mit ihm über diese hohe Auszeichnung und danken ihm auf diesem Weg noch einmal herzlich für seinen leidenschaftlichen Einsatz.



Christian Sachs (re.) ist, so wurde es auch in der Laudation von Umweltminister Thorsten Glauber formuliert, ein „Überzeugungstäter im doppelten Sinn“: Überzeugt, dass jeder etwas für den Umweltschutz tun kann; und so beharrlich und mitreißend, dass alle überzeugt werden.

dere Verdienste um die Umwelt. Sie ist die höchste Auszeichnung, die der Staat dafür vergeben kann.

In der Laudatio von Staatsminister Glauber heißt es wörtlich: „Die Be-

Landrat Sibler zu Besuch

■ Der Deggendorfer Landrat und frühere bayerische Wissenschaftsminister **Bernd Sibler** (CSU) kam am 12. Juli zu einem Weißwurst-Essen mit den Studienleiter*innen in den Park der Akademie. Sibler, der seit 2004 Mitglied im Bildungsausschuss der Akademie ist, knüpfte damit an eine kleine Tradition an, die er auch während seiner Zeit als Minister nicht abreißen ließ. Bei dem Gespräch in freundlicher Atmosphäre ging es um Themen der Akademie und der bayerischen Politik. Sibler berichtete von

seiner neuen Rolle und dem damit verbundenen Wechsel der Blickrichtung. Er lud die Runde der Studienleiter*innen zu einem Tagesausflug zu niederbayerischen Klöstern ein.



Sind miteinander ins Gespräch gekommen: Dr. Astrid Schilling, Dr. Johannes Schießl, Landrat Bernd Sibler, Stephan Höpfinger, Dr. Achim Budde, Eva Jelen (KEB) und Michael Zachmeier (v. l. n. r.).

Für Umwelt & Nachhaltigkeit im Einsatz

■ Zum 1. September durften wir in der Katholischen Akademie eine neue Mitarbeiterin willkommen heißen: **Annika Landgraf** absolviert bei uns ein Freiwilliges Ökologisches Jahr (FÖJ). Umwelt- und Nachhaltigkeitsmanagement hat viele Facetten – genauso vielfältig sind die Aufgaben unserer „FÖJlerin“: Sie umfassen sowohl praktische Tätigkeiten in unserem Gelände, die technische Betreuung von Veranstaltungen, als auch die Arbeit mit „harten“ Zahlen. Ein Schwerpunkt liegt auf der Erfassung quantitativer



Annika Landgraf – das Bild entstand im Rahmen des Altschwabinger Sommerausklangs – ist bereits fester Bestandteil unseres Teams. Wir sagen: Herzlich Willkommen in der Katholischen Akademie!

und qualitativer Umweltindikatoren. Anhand dieser Daten können wir aussagekräftige Umweltkennzahlen, beispielsweise zum Zusammenhang zwischen Energieverbrauch und Belegungszahlen, erstellen, die wiederum essentiell für Planung und Steuerung im Umwelt- und Nachhaltigkeitsmanagement sind. Für uns eine Erfolgsgeschichte – kein Wunder also, dass Annika Landgraf bereits 14 Vorgängerinnen und Vorgänger hat, von denen viele der Akademie auch heute noch eng verbunden sind. Wir wünschen Frau Landgraf alles Gute für ihre Zeit bei uns und hoffen, dass sie mindestens genauso sehr von ihrem Einsatz profitiert wie wir!

Unser Tagungs- zentrum erholt sich

■ Die ständig wechselnden Hygienevorschriften, die seit Ausbruch der Corona-Pandemie als verbindlich gelten, haben – so die Einschätzung unserer Tagungshaus-Leitung – eine seriöse Veranstaltungsplanung beinahe unmöglich gemacht: Individuelle Verträge wurden erstellt, Veranstaltungen auf ferne Zukunft hin verschoben oder letztlich ganz abgesagt – alles auf Kosten jener Planungssicherheit, die uns in der Vergangenheit so auszeichnen sollte.



Die Rezeption ist zugleich auch die Schaltzentrale unseres Tagungshauses: Ob Räumlichkeiten, Übernachtungszimmer oder Gesprächstermine – alle Anfragen gehen letztlich über diesen „Tisch“.

Als sich Ende des letzten Jahres dann abzeichnen schien, dass wohl schon bald wieder „business as usual“ herrschen darf, waren wir zunächst nur vorsichtig optimistisch. Denn wie schnell sich alles ändern kann, haben die vergangenen Jahre gezeigt. Doch die Impfmaßnahmen zeigten Wirkung, und nach über zwei Jahren Zoom & Teams war auch der Wunsch, sich endlich wieder persönlich auszutauschen, deutlich zu spüren. So entwickelte sich aus unserem verhaltenen Optimismus ein mittlerweile solides Geschäftsjahr 2022, das durchaus an die Zahlen von 2019 anzuknüpfen vermag. Und wenn man bedenkt, dass das erste Quartal noch unter „Post-Corona-Bedingungen“ zu führen war, so hat unser Team die Arbeit eines ganzen Jahres in nur 10 Monaten geleistet. Chapeau an alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter!

Unser Schlosspark hat sich längst als idealer Austragungsort herauskristallisiert: Hier darf gelacht, getanzt und sich begegnet werden.



Sommerfest von Sant'Egidio

■ Das große Bronze-Tor neben dem Löwen Swapo in der Gunezrainerstraße war weit geöffnet am Samstag, 16. Juli 2022, aber nicht für ein Auto eines prominenten Vertreters aus der Politik oder der Kirche, sondern für jene, die am Rande unserer Gesellschaft leben. Und Sie kamen in Scharen: Annähernd 400 werden es wohl gewesen sein.



Bereits zum dritten Mal hat die Katholische Akademie in Bayern ein Sommerfest für all jene, die Samstag für Samstag bei der Schwabinger Kirche St. Sylvester von Sant'Egidio verköstigt werden, durchgeführt. Viele gleichermaßen zupackende wie kreative Hände aus der Küche und dem Ser-

Herzog Franz stiftet Guardini-Preisgeld für Kulturangebote von Sant'Egidio

■ Der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Und auch Menschen, die sich nicht jeden Tag eine warme Mahlzeit leisten können, brauchen mehr zum Leben als etwas zu essen. Nicht ohne Grund haben wir jüngst unseren Ökumenischen Kunstempfang *Lebensmittel Kunst* genannt.

Im September erreichte uns überraschend die äußerst erfreu-

fung stellen möchte, um damit für ihre Freunde als Ergänzung zur Essensausgabe auch kulturelle Angebote zu finanzieren. Herzog Franz schlägt damit die Brücke vom Feld der Kunst, das bei seiner Ehrung im Mittelpunkt stand, zum sozialen Engagement für Benachteiligte unserer Gesellschaft. Zugleich konterkariert er dadurch das Klischee, dass Ob-



Herzog Franz von Bayern fördert das kulturelle Angebot der Gemeinschaft Sant'Egidio - Ursula Kalb (re.) ist deren Verantwortliche - mit 10.000 Euro.

liche Meldung, dass **Herzog Franz von Bayern** das Preisgeld des Romano-Guardini-Preises (s. o. Seite 17–31) in Höhe von 10.000 € der Gemeinschaft Sant'Egidio zur Ver-

dachlose, in Armut Lebende oder andere sozial Schwache keinen inneren Zugang zum kulturellen Leben hätten. Sie können es sich nur schlicht oft nicht leisten.



vice der Akademie sowie von Sant'Egidio halfen mit, dass bei herrlichstem Sommerwetter dieser Samstagmittag zu einem unvergesslichen Erlebnis wurden: Im liebevoll geschmückten Park servierten die vielen Freunde der Gemeinschaft Sant'Egidio Köstlichkeiten und Getränke aus der Küche der Akademie.

Auffallend viele Ukrainerinnen und Ukrainer waren unter den Gästen. Seit dem Beginn des Krieges kommen viele ukrainische Frauen mit ihren Kindern, um samstags das Essen bei Sant'Egidio

zu holen, so Ursula Kalb, Verantwortliche der Gemeinschaft Sant'Egidio in München. „Euch ist es gelungen, dass wir uns als Freunde und nicht als Fremde fühlen“, sagte eine Teilnehmerin am Ende des Festes.

Im wunderschönen Park der Akademie, bei bestem Essen, Musik und Tanz konnte man die Freude spüren, alle vereint zu sehen: die älteren Menschen aus Heimen, die Flüchtlingskinder der Schule des Friedens der Gemeinschaft, vor allem aber die vielen Freunde, die seit Jahren die „Mensa Sant'Egidio“ besuchen. Bei einer Tombola konnte jeder etwas gewinnen.

Die Zusammenarbeit zwischen Sant'Egidio und Akademie zeigte sich in all ihrer Schönheit, als Zeichen der Hoffnung in einer Welt mit vielen Trennungen und verbreiteter Einsamkeit. Die scheinbaren Gegensätze verschwanden im gemeinsamen Fest der Freude: junge Frauen mit ihren Kindern aus dem Kriegsgebiet,

Dies bestätigte auch **Ursula Kalb**, die Verantwortliche von Sant'Egidio München, anlässlich der Nachricht des Herzogs in einem Interview mit dieser Zeitschrift: „Ein Schicksalsschlag kann jeden von uns plötzlich oder langsam in die Armut treiben“, so Kalb: „Bei uns sind Physiker und Schauspieler, Ärzte oder Künstler, die von Hartz IV leben müssen.“ Das Spektrum ist breit und reicht von psychisch Erkrankten („Da fällt man sehr leicht in Armut.“) über junge Leute, die Arbeit suchen, um ihre Familien in den Heimatländern zu unterstützen, oder Überschuldete bis hin zu ehemaligen Strafgefangenen und Menschen, die einfach immer schon arm waren. Ganz aktuell kommt ein neuer Aspekt hinzu: Viele Ukrainerinnen und Ukrainer sind neu zur Gemeinschaft hinzugestoßen und nehmen das Angebot der Mensa gerne an. Diese haben oft ein gut situiertes Leben hinter sich gelassen und sind erst durch ihre Flucht arm geworden. Für viele dieser Menschen gehört Kultur fest zu ihrem Leben, etliche sind selbst Musiker oder Künstler.

Ihnen allen fehle vor allem eins, so Ursula Kalb: dass sie als Menschen, als Individuen gesehen und

behandelt werden – dass sie in Kontakt kommen und ihre Einsamkeit überwinden. Auch deshalb ist die Kultur so wichtig. Ein Teil der Freunde von Sant'Egidio nimmt jetzt schon gerne Freikarten-Angebote wahr. Nun kann also die Gemeinschaft selbst im kulturellen Leben ihrer Freundinnen und Freunde ein wenig Regie führen. Ideen werden bereits gesammelt: Konzerte kommen vermutlich besonders gut an – vielleicht in Kombination mit einem Vortrag oder vielleicht sogar mit Tanz? Inhaltlich könnte man sich in die hochinteressante Kulturgeschichte des eigenen Quartiers, Altschwabing, vertiefen. Oder auch in die unterschiedlichen Heimatkulturen der Münchner oder der weltweiten Gemeinschaft Sant-Egidio. Oder, oder, oder ...

Die Akademie wird die Überlegungen von Sant'Egidio gerne begleiten und, wenn gewünscht, auch konzeptionelle und organisatorische Unterstützung leisten. Die Entscheidung des Herzogs hat einen gemeinsamen Prozess mit unseren befreundeten Nachbarn angestoßen, über dessen Ergebnisse wir an dieser Stelle wieder berichten werden.

Menschen, die von der Straße kommen, und Rentnerinnen und Rentner, die mit dem, was Ihnen an finanziellen Mitteln zur Verfügung steht, in München nicht mehr über die Runden kommen.

Deshalb wird die Akademie selbstverständlich auch im kommenden Jahr personelle und finanzielle Mittel und das schöne Ambiente für ein Sommerfest zur Verfügung stellen.

Ein großer Dank gilt allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Hauses aus Küche und Service, den Hilfskräften von Sant'Egidio mit der engagierten Leiterin Ursula Kalb, und besonders auch den Firmen und Geschäftspartnern, die uns bei der Ausrichtung des Sommerfestes mit einer Sach- oder Geldspende unterstützt haben.

Starten Sie mit uns durch!

■ Im Moment ist viel im Wandel und interessante Stellen suchen Bewerber:innen – auch bei uns im Haus. Schauen Sie doch mal auf unserer Website vorbei, vielleicht ist etwas für Sie oder Menschen, die Sie kennen, dabei? Wir bieten über das Gehalt hinaus attraktive Zusatzleistungen an, darunter auch, je nach Verfügbarkeit, eine Wohnung für Mitarbeitende (Gegend München-Schwabing). Bewerben Sie sich, unser Team freut sich auf Sie!

Unter dem nachfolgenden QR-Code erfahren Sie mehr dazu:



Besuch bei Bischof Voderholzer

■ Zu seinem Amtsantritt Anfang 2019 hatte Direktor Budde den Kontakt zu allen sieben bayerischen Bischöfen gesucht, die die Akademie tragen und finanzieren. Er bat sie um ein persönliches Gespräch, um sie nach ihrer Sicht auf die Akademie zu befragen und sich Anregungen für seine Arbeit einzuholen.

In Regensburg war diese Begegnung vor der Corona-Krise nicht mehr zustande gekommen. Ende Juli nun nahm sich Bischof Rudolf Voderholzer Zeit, um sich mit Direktor Achim Budde auszutauschen. Auf dessen Frage, ob ihm im Spektrum der Themen und Meinungen der

henden nur dadurch neue Glaubwürdigkeit gewinnen könne. Bischof Voderholzer war es dabei wichtig, dass kritisches Nachdenken „konstruktiv, aufbauend“ bleibe. Destruktive Kritik komme genügend von außen. Budde zeigte sich überzeugt, dass in guter Akademiearbeit beide Anliegen Berücksichtigung finden könnten.

Konkret kam aus gegebenem Anlass (vgl. Beitrag rechts) natürlich auch ein Lieblingsthema von Bischof Voderholzer zur Sprache: die Volkskunst. Es ist kein Geheimnis, dass er zahlreiche Anstrengungen unternimmt, die Krippenfrömmigkeit „unter die Leute zu bringen“. Aber es gehe um mehr: „Wir wollen hier die Volkskunst erforschen.“

So bezeichnete er die „irrig Vorstellung, dass jedes Volk eine spezifische ‚Seele‘ habe“ als „Geburtsfehler der Volkskunst“. Dadurch seien die kulturellen Unterschiede zwischen den Völkern überhöht und der Nationalismus genährt worden. Die Kirche schätze hingegen die Vielfalt der Kulturen. Auch sei Volksfrömmigkeit in gewissem Sinne demokratisch: Immer sei mit ihr das Risiko verbunden, dass die Nebensächlichkeiten ins Zentrum gestellt würden. Aber da sprach er dem Geheimnis der Inkarnation „selbstreinigende Kräfte“ zu: Man könne deshalb letztlich nicht

viel falsch machen, wenn man die Botschaft und ihre Rezeption dem Kirchenvolk anvertraue.

Wenn die Studienleiterinnen und Studienleiter Mitte Oktober wieder in Klausur gehen, werden sie sicher auch prüfen, welche Anregungen aus diesem Gespräch sich in die Programmarbeit der Akademie aufnehmen lassen.



„Multi-Kulti“ im Namen des Herrn

■ Bei seiner Terminanfrage (siehe Bericht links) hatte Dr. Budde auch darum gebeten, einen Blick auf die Krippensammlung des Bistums werfen zu dürfen, um nach Motiven für die nächste Weihnachtskarte der Akademie Ausschau zu halten. Seit 2019 der Künstler Christoph Brech die Playmobil-Krippe von Buddes Töchtern ins Licht gesetzt hatte, genießt diese jährliche Aktion einen besonderen Ruf, bei einzelnen fast schon Kultstatus. Denn es entwickelte sich eine inzwischen eingespielte Zusammenarbeit zwischen Christoph Brech und Achim Budde, um ein reizvolles Ineinander von theologischem Motiv und künstlerischem Ausdruck zu finden.

Nun konnte sich Dr. Budde vor seinem Gesprächstermin einer rund zweistündigen Gruppenführung des Bischofs durch die Krippen anschließen. Er erfuhr dabei, dass sich Krippen nach fünf Arten der Kontextualisierung kategorisieren lassen: als Ruine, Höhle, Zelt, Stall oder Altar. Ferner unterscheidet man die motivisch jeweils inkulturierte Heimatkrippe von der im 19. Jahrhundert aufgekommenen historisierenden Orientkrippe. Die Aufstellung kann die Geschichte sukzessive oder parallel zeigen. Meist wird eine Brücke zu Ostern geschlagen, etwa durch ein gebundenes Lamm.

Dr. Budde berichtete inzwischen, dass ihm besonders der Aspekt der Internationalität nahegehe. Der Auftrag, alle Menschen zu erreichen, verbinde ein anti-nationalistisches mit einem demokratischen Moment. Mit der Heimatkrippe werde letztlich jede Heimat zum Schauplatz der Heilsgeschichte. Und auch die Orientkrippe bietet zahlreiche Motive, deren positive Konnotation den heutigen gesellschaftlichen Diskursen gut tue: Judentum, Arabische Kultur, Migration etc.

Inzwischen hat der Künstler Christoph Brech einen langen Tag in der Sammlung verbracht und Aufnahmen von zahlreichen Figuren angefertigt. Man darf gespannt sein, was er daraus macht.



Links: Die Besuchergruppe im Hof des Bischofshauses. Rechts: Papale Aktualisierung. Unten links: Ein älteres Modell der Playmobil-Krippe. Unten rechts: Nach dem Gespräch noch ein Foto im Hof

Akademie Wichtiges fehle, nannte der Bischof grundsätzliche und auch ganz konkrete Gedanken.

Grundsätzlich sei es ihm wichtig, positive Signale auszusenden und die reichen Schätze der Tradition für die Gegenwart fruchtbar zu machen. Dr. Budde konnte dazu auf den aktuellen Rechenschaftsbericht verweisen, der Highlights dieser Art benenne, wie z. B. Tagungen über die überragende Bedeutung der Klöster als geistliche, wirtschaftliche, politische und kulturelle Kristallisationspunkte, über die Passionsspiele oder über die Dynamik der christlichen Versöhnungsbotschaft am Beispiel Coventrys.

Budde zählte aber auch eine schonungslose Befassung mit Fehlentwicklungen in der Kirche zum Auftrag der Akademie, weil diese Aufarbeitung dem eigenen Anspruch der Wahrhaftigkeit nachkomme, und die Kirche bei vielen Gläubigen und Außenste-



Digitale Reichweite ausgebaut



■ Vielleicht lesen Sie diese *debatte* ja digital? Seit unserem Relaunch im vergangenen Jahr haben die **Online-Abrufe** jedenfalls kontinuierlich



zugenommen: So hat die Ausgabe 1/2022 erstmals die Marke von 7.000 Downloads geknackt. Wir dürfen also hoffen, dass die digitale (und umweltfreundlichere) Fassung bald

eine höhere Reichweite haben wird als die Printausgabe, deren Auflage derzeit bei 8.500 liegt.

Aber auch unsere beiden **YouTube-Kanäle** (Audio und Video) erfreuen sich zunehmender Beliebtheit: In den ersten sieben Monaten dieses Jahres konnten wir allein 22.000 Aufrufe der neu eingestellten Audios und Videos verzeichnen, auch die Zahl der

Abonent:innen ist in diesem Zeitraum deutlich gestiegen (jeweils um ca. 20 %). Dazu kommen diejenigen, die unsere Arbeit über **Instagram** und **Facebook** verfolgen. Wie der gesamte Bereich binnen weniger Jahre gewissermaßen aus dem Boden gestampft wurde, zeigt die folgende Tabelle, die vom aktuellen Jahr freilich nur gut die Hälfte abbildet.

Gestärkt durch diesen Zuspruch wagen wir uns deshalb nun an ein

neues Projekt: den für den Sommer nächsten Jahres geplanten Relaunch unserer **Homepage**, die in diesem Jahr vermutlich rund 1 Million Zugriffe verzeichnen wird und für die neuen Anforderungen neu aufgestellt werden muss. Schließlich laufen hier alle anderen Medien zusammen!

Bitte beachten Sie dazu auch den **Spendenaufruf** unten!

	2017	2018	2019	2020	2021	Juli 2022
Homepage Zugriffe gesamt		534.000	576.000	655.000	840.000	610.000
Video: Aufrufe	6.000	10.000	19.000	64.000	68.000	36.000
Video: Abonnements	70	104	379	580	974	1.180
Audio: Aufrufe	-	16.000	21.000	87.000	84.000	45.000
Audio: Abonnements	-	190	480	706	1.107	1.330
Instagram-Follower	-	-	400	660	870	955
Facebook-Follower	-	507	557	620	690	853
Newsletter Abonnements	2.600	2.800	3.400	4.800	5.050	5.500

Spenden für die digitale Zukunft erbeten!

■ Unser jährlicher Spendenaufwurf ist inzwischen zu einer wichtigen Säule unserer Finanzierung geworden: Sein Erfolg zeigt uns und den Bistümern, die unsere Akademie in schweren Zeiten finanziell tragen, dass unsere Arbeit von breiten Kreisen wertgeschätzt wird. Bei allen, die uns bereits in den letzten Jahren unterstützt haben, möchten wir uns auf das Herzlichste bedanken!

Auch dieses Jahr möchten wir Sie zu Spenden für unsere Arbeit aufrufen. Im Zentrum steht dabei die digitale Transformation in Gestalt einer neuen Website!

Unsere digitale Präsenz hat sich in der Corona-Krise bewährt. Wir konn-

ten unsere Reichweite massiv erhöhen und unsere Inhalte online zu den Menschen bringen (vgl. den Artikel nebenan). Die „digitale Akademie“ ist zu einem zentralen Bestandteil unserer Arbeit geworden. In der Zeit der Kontaktbeschränkungen hat sie uns gerettet.

Und auch danach hilft sie uns, neue Freundinnen und Freunde zu gewinnen. So sehr wir uns freuen, dass wir nun auch wieder zusammenkommen können und so zentral unser Haus mit seinem Park auch immer für unsere Identität bleiben wird: Ohne eine exzellente digitale Aufstellung werden wir die Zukunft nicht gewinnen können.

Trotz aller Erfolgsbilanz: Unsere Website aus dem Jahr 2018 ist den heutigen Anforderungen optisch und funktional nicht mehr voll gewachsen. Wir wollen deshalb jetzt den nächsten Schritt gehen. Ein umfassender Relaunch unserer Website soll uns helfen, künftig noch einfacher und effizienter für Sie da sein zu können:

- ein zeitgemäßes Design mit guter Lesbarkeit auf allen Endgeräten
- eine klarere, intuitive Navigation
- eine attraktive Mediathek für Video, Audio und Text
- eine bessere Präsentation und Buchbarkeit von Hotel und Tagungszentrum
- eine attraktive Darstellung des *Vereins der Freunde und Gönner*
- digitale Bezahl- und Spendenfunktionen



→ **Haben Sie weitere Wünsche? Jetzt ist ein guter Zeitpunkt, sie uns zu nennen!**

Zugute kommen soll das Projekt auch etlichen Schnittstellen zur Teilnehmerverwaltung oder Buchhaltung, die eine effizientere Arbeit ermöglichen. So wird dieses befristete Projekt ein großer Schritt in unsere Zukunft sein. Bitte helfen Sie uns, die Programmier- und Personalkosten dafür zu finanzieren!

SPENDENKONTO:

Katholische Akademie in Bayern
LIGA Bank
IBAN: DE05 7509 0300 0002 3550 00
SWIFT (BIC): GENODEF1M05

Die Katholische Akademie in Bayern



Die Katholische Akademie in Bayern hat den Auftrag, über die brennenden Themen der Zeit offen zu diskutieren: die Fragen mitten aus dem Leben, das

TAGUNGSZENTRUM

Professionelle Logistik für Ihre Tagungen & Kongresse

Herzstück des Tagungszentrums ist der große Saal, eingebettet in lichtdurchflutete *Wandelgänge*, in denen die antike Idee der Akademie eine moderne Gestalt annahm. Weitere Tagungsräume, auch im alten *Viereckhof* und im *Schloss Suresnes*, bieten hervorragende Bedingungen für die Arbeit in unterschiedlich



PROGRAMM

Hochkarätige Veranstaltungen zu Ihren Fragen & Themen

Nachdenken auf höchstem Niveau, die Vermittlung verständlich und lebensnah. Ob Religion oder Philosophie, Politik oder Gesellschaft, Naturwissenschaft oder Technik, Musik, Literatur oder Kunst ... diesen Auftrag zu erfüllen, ist seit über 60 Jahren nicht langweilig geworden.



großen Gruppen. Unsere Küche verwöhnt auch große Gruppen mit feinsten Speisen. Die Kapelle in zeitgemäßer Gestaltung fasst über 100 Personen.

GÄSTEHAUS

Traumhaftes Ambiente für Ihren Aufenthalt in München

Im Gästehaus erleben Sie ein besonderes Ambiente: nachhaltiges Wohnen und Essen, faire Preise, herzliche Gastfreundschaft und eine unaufdringliche spirituelle Grundierung – kurz: einen Ort, an dem es sich gut leben lässt. Nur wenige Gehminuten von der *Münchner Freiheit* (U-Bahn) und direkt am *Englischen Garten* verbinden sich die Vorzüge einer einmalig zentralen Lage mit meditativer Abgeschlossenheit.

FÖRDERVEREIN

Dazugehören und auf dem Laufenden bleiben

Die rund 1200 Mitglieder des Vereins *Freunde und Gönner der Katholischen Akademie in Bayern e.V.* fördern vor allem die Teilnahme Jüngerer an unserern Veranstaltungen, die multimediale Dokumentation oder die Rolle der Kunst im Leben der Akademie. Mitglieder erhalten kostenlos die Zeitschrift *zur debatte* nach Hause geschickt und werden regelmäßig zu exklusiven Veranstaltungen eingeladen.



zur debatte

Themen der Katholischen Akademie in Bayern

Jahrgang 52 · Heft 3/2022

Herausgeber und Verleger:

Katholische Akademie in Bayern, München
Akademiedirektor PD Dr. Achim Budde

Redaktion:

Dr. Robert Walser (verantwortlich)
Dominik Fröhlich

Fotos:

Akademie (soweit nicht anders angegeben)

Anschrift von Verlag u. Redaktion:

Katholische Akademie in Bayern
Mandlstraße 23, 80802 München

Postanschrift:

Postfach 401008, 80710 München

Telefon: 089 38102-0, Telefax: 089 38102-103

E-Mail: info@kath-akademie-bayern.de

Internet: www.kath-akademie-bayern.de

Gestaltung: Gunnar Floss, floss-design.com

Druck: Kastner AG – Das Medienhaus
Schloßhof 2–6, 85283 Wolnzach

Kostenbeitrag für die Postzustellung der Print-Fassung: jährlich € 40,-

Für Mitglieder des Vereins der *Freunde und Gönner der Katholischen Akademie in Bayern e.V.* ist die Zustellung im Mitgliedsbeitrag von € 50,- enthalten.

Online-Abonnement gratis unter:
newsletter@kath-akademie-bayern.de

Überweisungen auf das Konto der Katholischen Akademie in Bayern:

LIGA Bank
IBAN: DE05 7509 0300 0002 3550 00
SWIFT (BIC): GENODEF1M05

Nachdruck und Vervielfältigungen jeder Art sind nur mit Einwilligung des Herausgebers zulässig.



Der Wald in der bildenden Kunst

Schnittstelle Mensch Natur
von Margit Stadlober

Das Wort Wald ist in seiner Etymologie genauso konstant wie in seiner Symbiose von Mensch und Tier. Es heißt mhd. Wald, ahd. Wald und germ. walPu- und kann auf die Ursprungsbedeutung Büschel bzw. Laubwerk, Zweige zurückgeführt werden. Daraus entstand durch Verallgemeinerung der Begriff Wald. Außerhalb des Germanischen lässt sich dieses Wort mit air. folt (falt) vergleichen, was so viel wie Haarschopf, Laubwerk bedeutet. Auch ist die Benennung der Flechten als „Baumbart (*lichen barbatus*)“ überliefert. Und schon ist dadurch die Schnittstelle Mensch Natur, implizit Wald, bereits in der Wortbedeutung gegeben. Generell ist zu beobachten, dass der Wald, ganz abgesehen von den Nutzfaktoren, auf den Menschen eine starke Wirkung auf emotionaler Ebene ausübt, indem er offensichtlich überindividuelle Grundempfindungen anspricht (neuronale Muster). Die Reaktionen durchlaufen ein weites individuelles Spektrum. Ulrich Gebhard, der einen Zusammenhang zwischen Naturerfahrung und menschlicher Gesundheit nachweisen konnte, sieht in der Ambivalenz des Naturerlebnisses die allgemein wirksame Anziehungskraft. Zudem werden auch heute noch unsere ästhetischen Bedürfnisse weitgehend durch Naturformen befriedigt. Martin Seel hat die Ästhetik der Natur untersucht und als die drei Formen der ästhetischen Naturwahrnehmung Kontemplation, Korrespondenz und Imagination beschrieben. Eine Abstumpfung gegenüber Natur, die sich in Gleichgültigkeit bzw. im Zulassen ihrer Zerstörung äußert, darf als Degenerationsprozess der menschlichen Gesellschaft gewertet werden. Auch die Naturwissenschaft macht auf die enge Verknüpfung des Menschen mit seinem Ur-Revier Wald aufmerksam. Der Urwald ist eine

sensorische Hölle, er schärft im harten Überlebenskampf die Sinne. So verdankt der Mensch wahrscheinlich sein hoch entwickeltes Farbsehvermögen eben diesem Umstand, dass er in dieser grünbraunen, dumpfen Naturmasse optische Orientierung gewinnen musste. Ferner verdankt der Mensch dem Wald eine besondere, in der Kunst gefragte Fähigkeit, nämlich das vorzeitige Formsehen, die Pareidolie. Auch mit



Foto: Privatarchiv Stadlober

Prof. Dr. Margit Stadlober, Professorin für Kunstgeschichte an der Universität Graz

Vertiefung des Themas von Seite 4–16

Waldperspektiven Die vielfältigen Dimensionen des Lebensraumes Wald

einer aktuellen Studie *Im Herzrhythmus der Landschaft* von Joanneum Research in Graz ist die Wirkung des Waldes auf den Menschen dank psychophysiologischer Messungen bei den Krimmler Wasserfällen von entspannend bis aktivierend nachweisbar:

„Die erfolgten physischen und psychischen Reaktionen belegen, dass sich der äußere Raum als innerlich wahrnehmbare Atmosphäre abbildet und die Befindlichkeit des Menschen beeinflusst.“

Maßgebende Waldbilder

Seit der Antike berichten Literatur und bildende Kunst über den Wald als einen Teilbereich der Landschaft. So wurden von begabter Menschenhand optische Wissensspeicher angelegt, die das Wald-Verständnis ihrer Epochen tradieren.

Die erste überlieferte bildliche Wiedergabe eines Waldes zeigt ein Werk der Buchmalerei:

Zwei übereinander angeordnete Bilder eines friedlichen Waldes im Frühling leiten auf fol. 64 v. die *Carmina veris et amoris* der *Carmina Burana* ein. Es handelt sich um eine Pergamenthandschrift aus dem oberbayerischen Kloster Benediktbeuren, heute *Codex Latinus Monacensis* 4660 bis 4660a, der Bayerischen Staatsbibliothek München, 7,5 x 10,6 cm und 8,2 x 10,6 cm. Nach dem aktuellen Stand der Forschung entstand sie um 1230 im südlichen Grenzbereich des österreichisch-bayerischen Sprachraumes. Die beiden Walddarstellungen gelten als die ersten autonomen Waldbilder der romanischen Kunst. Sie bestehen aus zwei übereinander geordneten Bildfeldern mit den zeittypischen Baumkürzeln in dichter Setzung vor blauem Grund. Sie illustrieren den Textbereich der vorwiegend in lateinischer Sprache verfassten Liebeslieder, die oftmals in Verbindung mit Eindrücken der meist frühlinghaften Natur treten, und befinden sich in der Handschrift zwischen Lied 160 und Lied 161. Auf diese Weise schließen sie die Gruppe *De Vere* dieser Abteilung ab, wie es wiederholt in dieser Handschrift die Aufgabe der Mi-



niaturen ist. Die dritte Strophe von Lied 161 nennt in deutscher Sprache vielfältiges Vogelgezwitscher („aller slahte uogel schal“) und den herrlich grünenden Wald („grvone stat der schoene walt –“). Diese beiden Naturbilder wiederholen sich in weiteren Liedern und scheinen auch die beiden Miniaturen inspiriert zu haben. Die Wald-Texte und ihre Illustrationen sind mit obigen Charakteristika allgemein dem Jahreszeitenwald der höfischen Dichtung zuzuordnen. Die Vogeldarstellungen beider Waldbilder speisen sich aus einem weiteren Lied der *Carmina Burana*, nämlich den *Nomina auium*. Die zu den Vögeln in der unteren Miniatur auftretenden Vierbeiner, unter ihnen der König der Tiere, der Löwe, entstammen dem Lied *De nominibus Ferrorum*. Korrekturen und Nachträge wurden bis zum Anfang des 14. Jahrhunderts vorgenommen. Neubindungen veränderten die Blattfolge. Die Handschrift enthält acht Federzeichnungen mit schwarzbrauner und roter Tinte, die zum Teil sparsam mit Deckfarben koloriert sind. Im oberen Feld ist eine Mehrzahl von stilisierten baumartigen Pflanzen auf zwei Bodenschwellen vor blauem Grund dargestellt. In dieser Symbiose fantasievoller Naturornamentik tummeln sich viele Vögel dem Wortlaut entsprechend. Im ebenfalls blau hinterlegten Feld darunter nehmen die stark stilisierten Baumkürzel skurrile Formen an. Der erste Pinienzapfenbaum mit Faltenringen in der Rinde trägt fünf unterschiedlich gefärbte Schuppenzapfen. Dann rollt sich ein akanthusartiges Gewächs in zahlreiche Spiralen ein. Es folgt ein Rosettenbaum mit drei Herzblättern. Daneben bringt ein Rankenbaum einen Silhouettenbaum und einen Rosettenbaum hervor. Der Silhouettenbaum wurde in der französischen Glasmalerei des 12. Jahrhunderts entwickelt. Er ist hier dunkel hinterlegt, was diese Bildstelle besonders betont. Laut den neuesten restauratorischen Untersuchungen des Referats für Materialwissenschaft und Kunsttechnologie am Institut für Bestandserhaltung und Restaurierung der Bayerischen Staatsbibliothek ist diese Stelle nicht nachträglich verändert worden, sondern gibt inhaltlich eine Besonderheit an. Es ist das maskenhafte Gesicht im Zwickel daneben, welches das Heidentum symbolisiert, siehe den Baum neben Eva mit Köpfen in der Malerei der Holzdecke von St. Michael zu Hildesheim um 1200. Ein niederer Rosettenbaum mit Herzblättern steht am linken Bildrand. Dazwischen sind Tiere auszunehmen: Von links nach rechts gesehen erscheinen ein Hase, zwei Vögel, ein Hirsch, zwei Vögel, zwei Pferde, ein Löwe und drei Vögel. Die Gestaltung der Vegetation ist von der Naturbeobachtung noch weitgehend distanziert. Der Illustrator verwendet schablonenhafte Musterformen. Allerdings entsprechen schon die dichte Setzung und die Vielfalt der Vegetationsmotive dem Dickicht des Waldes. Ferner beruht die Darstellung der Tiere in auffälligem Kontrast zu der abstrahierten Flora auf einer bereits vorangeschrittenen natürlichen Beobachtung, was diese artenmäßig bestimmbar macht. Die beiden Waldbilder der *Carmina burana* vertreten, wie auch der Text, den literarischen Typus des Jahreszeitenwaldes.

Das Wort 'Forst' war ursprünglich ein juristischer Begriff, abgeleitet vom lateinischen 'foresta', und erschien erstmals in den Gesetzen der Langobarden und in den Kapitularien Karls des Großen.

Zu Beginn des Mittelalters bedeckten Mitteleuropa nahezu endlose, dichteste Urwälder mit einem Bodenanteil von 90 Prozent. Die fortschreitende Besiedelung brachte dem Wald nicht unerhebliche Einbußen. Am Ende des frühen Mittelalters betrug der Waldanteil immerhin noch achtzig Prozent. Er ist bereits auf dreißig Prozent geschrumpft und nimmt noch weiter ab. Erste Nachrichten über eine Nutzwirtschaft gibt es aus dem 13. Jahrhundert. Wirkliche Bedeutung erlangte sie im späten Mittelalter. Die Fichte und die Tanne wuchsen in den südöstlichen Mittelgebirgen Europas und wurden als Bauholz für Dachstühle verwendet. Die Kiefer kam östlich der Elbe vor. Die Eiche lieferte das zentrale Bauholz. Ferner verschlangen Eisen- und Glashütten, Salinen und Kalköfen Unmengen an Holz. „Der Rückgang der Wälder in Deutschland war so groß, daß Luther klagte, es werde Deutschland vor dem Jüngsten Tag an drei nötigen Eigenschaften mangeln: an guten, aufrichtigen Freunden, an guter Münze und an wildem Holz.“ (Held, Schneider). Im 15. und 16. Jahrhundert erließen die Grundherren Forstord-

nungen zum Schutz der Wälder. Forstbedienstete überwachten sie. Durchgesetzt werden konnte der Schutz der Eibe.

Auch rechtlich und soziologisch spielte der Wald eine nicht unerhebliche Rolle. Der mittelalterliche Wald, das 'unland', von den Römern und im Frühmittelalter noch gesetzlich als 'nemus' bezeichnet, war keine herrenlose Grauzone. Das Wort 'Forst' war ursprünglich ein juristischer Begriff, abgeleitet vom lateinischen 'foresta', und erschien erstmals in den Gesetzen der Langobarden und in den Kapitularien Karls des Großen. Es bezeichnete die königlichen Wildgehege.

Das Wort 'silva' meinte einen von Mauern umschlossenen königlichen Garten. Der 'forestis silva' war der offene Wald.

Viele folgten auch dem Leitgedanken, Waldluft macht frei. Wald und Freiheit gehörten im Mittelalter zusammen. Das Kraftfeld des Waldes empfanden auch die Mystiker, die Religion und Natur verschmolzen. Der heilige Bernhard von Clairvaux (1091–1153) betont dies in einer Epistel an Heinrich Murdach: „Glaub mir, ich hab's erfahren: Du wirst mehreres in den Wäldern finden, als in den Büchern!“ (Brinckmann).

Der Wald wurde im Verlauf des Mittelalters auch als Erlebnisraum entdeckt. Die Jagd spielte eine entscheidende Rolle. Eine Treibjagd und ein Vogelfang mit einer Leimrute sind im Reiner Musterbuch, Wien ÖNB, Cod. 507, fol. 2 r. und 2 v. am Anfang des 13. Jahrhunderts in den Darstellungen der Berufe des Bürgerstandes mit zunehmender naturalistischer Darstellungskraft festgehalten.

Diese Freizone des Waldes wurde ferner für die vorreformatorische Täuferbewegung, die in den Niederlanden in der Arbeiterschicht entstanden war, zu einem symbolhaltigen Wirkungsort. Ihre Versammlungen und ihre Predigten wurden im Wald abgehalten. Die Distanzierung von der katholischen Kirche fand darin ihren deutlichen Ausdruck.

Ein weiterer Schritt zum naturalistischen Waldbild wurde in der italienischen Kunstlandschaft des Quattrocento mit

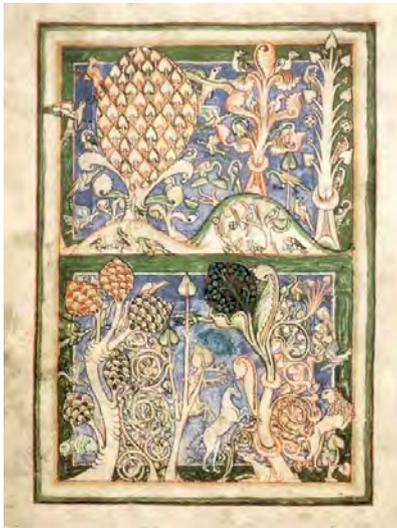


Bild: Bayerische Staatsbibliothek/IBR



Bild: Staatliche Museen zu Berlin, Gemäldegalerie / Jörg P. Anders



Bild: The British Museum, Department of Prints and Drawings, London

Waldbilder der Carmina Burana, um 1230. Mitte: Fra Filippo Lippi, *Anbetung im Walde*, um 1459. Rechts: Albrecht Dürer, *Weiher im Walde*, um 1496

Vorreiterrolle von Florenz unternommen, wo allgemein nun begonnen wurde, die Sehgewohnheiten des Menschen mit dem Bildraum abzustimmen. Die Renaissance forcierte die möglichst naturgetreue Abbildung.

Dem entspricht die *Anbetung im Walde* des Karmelitermönchs Fra Filippo Lippi, die er für die Kapelle des Palazzo Medici um 1459, Öl auf Pappel, 127 x 116 cm, Berlin, Gemäldegalerie, gestaltete. Das Christuskind liegt auf dem mit saftigen Blumen und Gräsern detailreich nachgebildeten Waldboden. Symbolhaltige Lilien, Nelken, Farnwedel, Huflattich, Habichtskraut und weiße Wildrosen sind trotz ihres Symbolwertes botanisch bestimmbar. Ein naturalistischer Stieglitz verweist auf Christus. Maria kniet vor dem Kind. Der zarte Schleier ihres Gewandes verbindet beide. Es ist eine eigene Ikonographie, indem sie Andacht hält und das Kind anbetet. Innovativ ist auch der Ortswechsel von Bethlehem in den cisalpinen Wald. Über ihm schweben schützend und segnend Gottvater und die Taube des Heiligen Geistes. Die Strahlen des göttlichen Lichtes berühren den moosigen Waldboden, der von einem Bach durchlaufen wird. An der dunklen Oberfläche erzeugen sie kleine, irisierend dampfende Flammzungen um das Kind. Ehrfurchtsvoll treten der Johannesknabe und der heilige Bernhard hinzu und bilden kompositorische Bausteine zu einer ovalen Figuralform. Der Künstler bindet erstaunliche zur Waldarbeit gehörende Details in die Komposition ein, die auch inhaltlich ausgelegt werden können. Die Stimmung des Bildes wird maßgeblich von dem dichten, dämmrigen Mischwald gesteigert, der die gesamten Bildebenen füllt und sich auf dem Weg zu natürlichen Proportionen befindet. Er wächst heute noch in natura südöstlich von Florenz.

Kein geringerer als Albrecht Dürer lieferte am Ausklang des Mittelalters einen bedeutenden Beitrag zum Waldbild. Die Wasser- und Deckfarbenmalerei *Der Weiher im Walde* um 1496 (W 114), 26,2 x 36,5 (37,4) cm, Monogramm A D von anderer Hand, verso: Fragment Himmel bei Einbruch der Nacht. London, The British Museum, Department of Prints and Drawings, ist ein frühes autonomes Landschaftsbild und ebenso eine Stimmungslandschaft. Es gehört in seiner Kunstgattung der Graphik an, ist jedoch aufgrund seiner malerischen Qualität, die von dem kompositionell aktivierten Kolorit von leuchtenden Wasserfarben und Deckfarben getragen wird, auch für die Malerei wirksam. Eine Barriere sumpfigen Bodens begrenzt

das tiefblaue Gewässer im Vordergrund. Dunkle Stellen zeigen morastige Einbrüche an. Das Grün des Bodenbewuchses leuchtet durch die Einstreuung von blauen Farbflecken phosphoreszierend. Zartes Schilfgras bedeckt die Uferzone. Links säumen einige Erdschollen den Weiher. Rechts begrenzt ihn ein Hügelausläufer. Der Blick der Betrachterin und des Betrachters folgt weiter dem Ufer. Rechts gelangt er in eine helle Sandbucht. Dort stehen einsam zwei zerfurchte Baumstümpfe mit einem Ausläufer. Dahinter liegt die lichte Randzone eines Wäldchens aus Rotkiefern mit dunkelgrünen Baumkronen. Es verdichtet sich zunehmend in die Bildtiefe hinein. Am gegenüberliegenden Ufer stehen auf einem kleinen Hügel sieben Baumruinen. Ihre Stämme sind in mittlerer Höhe fransig abgebrochen, wie es bei Sturmschäden zu beobachten ist. Im Hintergrund werden kahle Hügel sichtbar. Das kleine Gestade mündet in eine Braunebene im Hintergrund. Darüber glüht der Horizont. Orange Lichtstreifen aktivieren sich in ihrer Leuchtkraft durch den Komplementärkontrast zur graublauen Wasseroberfläche und zur sehnenhaft gespannten graublauen Wolkenbank. Dieses Naturstück konnte von der einschlägigen Forschung lange nicht topographisch bestimmt werden. Die Nürnberger Forschung erkannte Dürers Gewässer im Weißensee des Erlenstegener Forstes wieder und traf somit eine entscheidende Lokalisierung, die in den Fachkreisen anerkannt wird. Das 1899 nach Nürnberg eingemeindete Gelände mit weitläufigem Koniferen-Wald besitzt heute noch eine Sand-Düne und ist eine seltene Wuchszone für das vom Aussterben bedrohte Silbergras, von dem ein Büschel im Vordergrund des Aquarells links zu erkennen sein soll. Das Aquarell enthält aber auch zudem andere topographische Hinweise, nämlich auf die Seen des Trentino, das Dürer durchwanderte und dessen Natursehenswürdigkeiten er verbildlichte, so auf dem Hieronymus Gemälde die Erdpyramiden von Segonzano. Ganz in der Nähe liegt der Lago Santo, ein hochgelegener Bergsee, zu dem auch der Ausblick auf eine Landschaft passt, zwischen dem Sturmbruch sichtbar, und auch die Spuren des Unwetters, das Dürer veranlasste, über die höher gelegene Route auszuweichen. Somit sei zusammenfassend festgestellt, dass Dürer in seinem Aquarell eines Weihers im Walde von einem konkreten fränkischen Naturmotiv (Weiher mit Rotföhren und Silbergras) ausgeht und er dieses mit Eindrücken seines Dürerweges im Trentino verbindet.

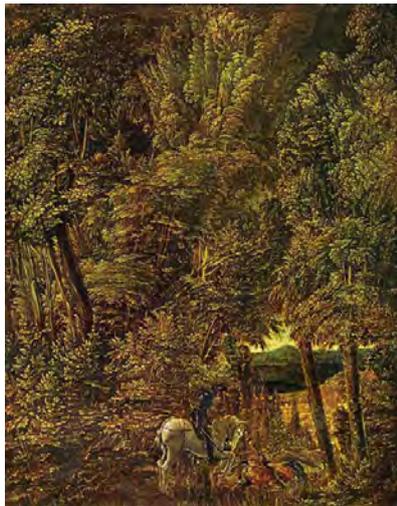


Bild: Alte Pinakothek, München



Bild: Kunsthistorisches Museum, Wien

Albrecht Altdorfer, *Hl. Georg im Walde*, 1510.
Mitte: Lucas van Valckenborch, *Angler am Waldweiher*.
Rechts: Caspar David Friedrich, *Das Kreuz im Gebirge*
(Tetschener Altar), 1807/1808



Albertinum – GNM, Staatliche Kunstsammlung Dresden, Foto: Hans-Peter Klut

Noch mehr Wald gestaltet der Donaustil-Maler Albrecht Altdorfer. Sein kleinformatiges Gemälde *Heiliger Georg im Walde* 1510, in der Art einer Miniatur auf Pergament gemalt, bezeichnet auf dem zweiten Baumstamm von rechts mit dem Monogramm AA (verbunden) und der Jahreszahl 1510, Pergament auf Lindenh Holz, 28,2 x 22,5 cm, München, Alte Pinakothek, gilt als eines der Hauptwerke der altdeutschen Malerei und als ein Initialwerk der Landschaftsdarstellung mit dem deutschen Wald. Der heilige Georg hat einen dichten Laubwald auf einem schmalen Weg durchritten und den Vorwald erreicht, der dem Geschehen einen engen Handlungsraum bietet. Eichenlaub (*Quercus petraea*) ist erkennbar. Der buschförmige Wuchs der Laubkronen verweist auf Buchen (*Fagus sylvatica*). Es handelt sich um den so genannten Hallenwald mit langen, säulenartigen Stammformen und dicht schließenden Laubkronen des Buchen-Eichenwaldtyps, der in der Ebene und im unteren Bergland Mitteleuropas auf Sand- und auf Silikat-Böden wächst. Als Beispiele können der Rothwald in der Optimalphase des Urwaldes mit ungleich alten Mischbeständen, der Teutoburger Wald bei Bad Iburg, ein Buchenwald des Luzulo-Fagenion und der *Gallio rotundifolii-Abietetum*, eine Montanstufe der Bayerischen Alpen genannt werden. Die

geballte Existenz der Flora kämpft um Raum und bleibt doch in die Bildfläche gepresst. Daraus entsteht eine ungemeine Spannung. Sie birgt Gefahren, die der Heilige nun bezwingen muss. Es lauert am Ausgang dieser Eigenwelt die Herausforderung in Form des aus

der chaotischen Vegetation hervorwachsenden Drachen. Ritter und Untier wirken weder ungestüm noch als Fremdkörper in dem undurchdringlichen Urwald als Schnittstelle Mensch Natur. Der Federbusch des Helmes Georgs verwächst mit der Blattlawine intensiv. Der Drache verbindet sich mit dem Waldboden. Dieses Verschmelzen von Einzelformen mit struktureller Formangleichung bewirkte meine Neubenennung des Donaustils als Strukturismus. Die Gegner wirken besonnen. Gut und Böse begegnen sich ohne Kontraste. Hierzu tritt der kleine Ausblick in eine bergige Fernlandschaft in räumliche Spannung. Dennoch

wird seine Fernkraft durch die hoch über ihm ineinander wogenden Baumkronen stark gebremst. So wirkt er nur wie eine winzige, erfrischende Luftblase in diesem atemberaubenden Naturspektakel. Ihr komprimiertes Dickicht gehört dem literarischen Typus des wilden Waldes an, da er als undurchdringlicher Urwald mit gefährlichen Bewohnern charakterisiert ist. Er holt ferner als Bedeutungslandschaft das Geschehen in den germanischen Wald, wie es der Wuchsbestand verdeutlicht. Der Gestaltungsmodus ist bewusst retrospektiv gewählt, was durchaus als nationale historisch untermauerte Identifikation verstanden werden kann. Somit wird in der sachgetreuen Landschaft auch die mittelalterliche sinnbildhafte Landschaft wirksam. Altdorfer verpflanzt den Ritter aus Cappadocischem Geschlecht, der als Tugendheld Tapferkeit, Gottvertrauen und die Nachfolge Christi vertretend, um 1500 in den Reichsstädten eine ganz besondere Verehrung erfuhr, in seine Heimat und verschmilzt ihn mit den Helden der mittelalterlichen Literatur. Er erinnert an Wolfram von Eschenbachs Parzival, der nach seinem Versagen auf der Gralsburg von der Gralsbotin Kundrie aus der Tafelrunde ausgeschlossen und verflucht worden ist; er flüchtet dann in die Wildnis und erfährt eine entscheidende Entwicklung.

In der sinnesfreudigen Barock-Ära entstand die eigenständige Themengattung des Waldbildes im auslaufenden 16. Jahrhundert, die auf dem ständigen Voranschreiten der Walddarstellung in Europa aufbauen kann. Lucas van Valckenborchs *Angler am Waldweiher*, 1590, Öl auf Leinwand, 47 x 56 cm, Signatur, bez. links unten 15LVV90 (VV verschlungen), Wien, Kunsthistorisches Museum, bereitet diesen Bild-Typ vor, der wenige Jahre danach bei Gillis van Coninxloo voll ausgeprägt erschien. Die beiden Kunstlandschaften Italien und die Niederlande entwickelten im gegenseitigen Austausch ein verdichtetes, nahsichtiges Waldbild, wobei der Norden die Weltlandschaft mit addierten Raumzellen zu überwinden hatte. Anschaulich und naturnah sind das Dämmerdunkel und das Dickicht des Waldes um diesen Weiher dargestellt. In der gegenständlichen Qualität der Einzelheiten fühlt man sich an Dürers Waldweiher erinnert. Die Baumriesen mit den wulstigen Stämmen und den dichtbelaubten Kronen stehen für ihre Entstehungs-epoche. Zwei ruhige Raumgassen führen links und rechts in den Mittel- und in den Hintergrund. Die gezeigten Was-

Während der Romantik erhielt das Waldbild eine neue inhaltliche Aufladung.

serstellen lockern ebenfalls die eng stehenden Laubbäume unterschiedlicher Wuchsstufen auf. Im Vordergrund blickt der Angler in spanischer Hoftracht mit hell weißlichem Inkarnat der Betrachterin und dem Betrachter entgegen. Es ist der Künstler selbst, der sich ungewöhnlicherweise in elitärer Kleidung als naturverbundener Angler präsentiert. Dieser exzeptionelle Kontext für ein Selbstportrait kann wohl als sein Bekenntnis zum erquickenden Aufenthalt in der Natur gewertet werden. Nur das helle Gesicht sticht aus diesem Naturrahmen hervor und korrespondiert mit der natürlichen, tief stehenden Lichtquelle des Hintergrundes, die wohl aufgrund der bläulichen Färbung eine frühe Morgenstunde angibt. Der Künstler ist mit einer Jagdgesellschaft auf der Hochwildjagd konfrontiert, die links am Weiherufer vorbeizieht, ihm am nächsten ein Jäger mit zwei Jagdhunden. Es scheint eine herrschaftliche Jagdgesellschaft zu sein, die ihm nicht fremd ist. In dieser Zeit war Valckenborch als Kammermaler im Dienst von Erzherzog Matthias, Statthalter der Spanischen Erblande, der sich nach seinem Rücktritt in Linz aufhielt. So kann diese Wald-Landschaft in Alt-Österreich angesiedelt werden, vielleicht in den Donauauen um Linz: „Das Gemälde entstand vermutlich während seines Aufenthaltes in Linz und ist eine wichtige Vorstufe zum Waldbild, wie es sich bei Coninxloo acht Jahre später findet.“ (Franz).

Während der Romantik erhielt das Waldbild eine neue inhaltliche Aufladung. Caspar David Friedrichs frühes Gemälde *Kreuz im Gebirge*, der so genannte Tetschener Altar, 1807/08, Öl auf Leinwand, 115 x 110 cm, Dresden, Staatliche Kunstsammlungen erhebt den Wald zum Ausdruck eines neuen religiösen Naturzuganges. Im kunstvollen vergoldeten Rahmen des Bildhauers Christian Gottlieb Kühn zeigt sich traditionelle christliche Symbolik. Ährengarbe und Weinranke stehen für die Eucharistie um das Auge Gottes, in der unteren Rahmenleiste ergänzt von einer fünfteiligen Engelsschar. Den rundbogig in einen Spitzbogen übergehenden oberen Abschluss, der von Palmzweigen gebildet wird, krönt ein Natursymbol, nämlich der Abendstern. Das Gemälde geht einen anderen und neuen Weg. Das Kreuz im Gebirge wird bestimmt von einer charakteristischen Felsformation, deren höchstes Ende keine Spitze bildet, sondern schräg nach unten abgebrochen erscheint. Dieser Fels ist das Trägerelement als Glaubensbasis der tatsächlichen Spitze der Komposition, nämlich des hier angebrachten Kruzifixus mit metallinem Corpus, das die höchste Stelle im Bild erreicht. Es ist in Schrägstellung in den Himmelsraum gewendet, der es mit streifig gewölbten, grauen und purpurnen Wolkenbahnen überdacht. Efeu rankt sich an dem Kreuz empor. Zwölf Nadelbäume, von Friedrich selbst als Tannen bezeichnet (Hinz), umgeben als dunkle Silhouetten flächig diesen Naturaltar. Ferner sieht er sie als im Glauben verharrende Menschen, durch ihre Zwölfzahl wohl auch die Apostel symbolisierend. Die Statik dieser hohen Nadelbäume, kein Wind bewegt ihre Wipfel, korrespondiert mit dem Felsen und dem Kruzifix. Christus ist nämlich nicht leiblich im Bild dargestellt, sondern als sein Abbild von edelstem Metall vertreten. Er ist somit um diese Materialität distanziert. Friedrich erwähnt in der Beschreibung seines eigenen Bildes eine Sonne, die sank mit einer alten Welt, in der Gott noch auf Erden wandelte: „Diese Sonne sank, und die Erde

mochte nicht mehr erfassen das scheidende Licht.“ (Hinz). Es leuchtet nur mehr im Christus des Kreuzes gleich dem Gold des Abendrots, das von fünf Radialstrahlen verteilt wird. Die letzte Achse dieser Lichtspeichen wird nur mehr andeutungsweise sichtbar. Mit diesen Schlüsselworten des Künstlers ist auch das Bild zu interpretieren. Die immer wieder abgeurteilte dunkle, scherenschnittartige Fläche des Felsens, wie auch von der Ramdohr-Kritik, symbolisiert die Verdunkelung der Welt, nachdem Gott sich entfernt hat. Sie bildet den Gegenpol zum Licht des Himmels, das Christus den Menschen nun in Bildform bringt. Das Gemälde ist die Metapher eines Entferntseins, unendlich statisch und in diesem Stilbild auch ikonenhaft – eine „Landscape of symbols“ der Romantik mit ihrer zugehörigen formalen Qualität der Flächenhaftigkeit. Die Einzelformen enthalten neben dem christlichen Bildkanon individuell entwickelte Symbole mit ontologischer Fragestellung, aber auch politischer Intention „als Chiffren, die teilweise an Gedanken einer Koinzidenz von Volk und rauher, aber gesunder Natur anknüpfen.“ (Held, Schneider), also zeigt auch dieses bekannte Gemälde zukunftsweisend eine Schnittstelle Mensch Natur. So entstand in dieser Waldikone ein sich vom alleinigen Natureindruck distanzierender innovativer Ideenwald.

Literaturhinweise

Brinckmann, Albert, *Baumstilisierungen in der mittelalterlichen Malerei*, Straßburg 1906 (= *Studien zur deutschen Kunstgeschichte* 69).

Busch, Werner, Peter Schmoock (Hrsg.), *Kunst. Die Geschichte ihrer Funktion*, Weinheim, Berlin 1987.

Franz, Heinrich Gerhard, *Niederländische Landschaftsmalerei im Zeitalter des Manierismus*, Textband, Bildband Graz 1969.

Harrison, Robert P., *Wälder Ursprung und Spiegel der Kultur*, aus dem Amerikanischen von Martin Pfeiffer, Wien 1992.

Held, Jutta, Norbert Schneider, *Sozialgeschichte der Malerei vom Spätmittelalter bis ins 20. Jahrhundert*, Köln 21998.

Hinz, Sigrid (Hrsg.), *Caspar David Friedrich in Briefen und Bekenntnissen*, Berlin 1968.

Hofmann, Werner, *Caspar David Friedrich. Naturwirklichkeit und Naturwahrheit*, München, 3. Auflage der Sonderausgabe 2013.

Kluge, Friedrich, *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*, 22., neubearbeitete Auflage, Berlin, New York, 1989.

Küster, Hansjörg, *Geschichte des Waldes. Von der Urzeit bis zur Gegenwart*, München 1998.

Lehmann, Albrecht, Klaus Schriewer (Hrsg.), *Der Wald – Ein deutscher Mythos? Perspektiven eines Kulturthemas*, Berlin, Hamburg 2000.

Museum Moderner Kunst Kärnten, Stadtgalerie Klagenfurt (Hrsg.), *Touch Wood*, Klagenfurt 2019.

Schama, Simon, *Landscape and Memory*, New York 1995.

Seel, Martin, *Eine Ästhetik der Natur*, Frankfurt am Main 1991.

Semmler, Josef (Hrsg.), *Der Wald in Mittelalter und Renaissance*, Düsseldorf 1991 (= *Studia humaniora*, Bd 17).

Stadlober, Margit, *Der Wald in der Malerei und der Graphik des Donaustils*, Wien, Köln, Weimar 2006 (= *Ars Viva* Bd. 10, hrsg. v. Götz Pochat).

‘Cut’ Schnittstelle Mensch Natur

Sukzessive wird im 20. Jahrhundert von der Gesellschaft der Schulterschluss mit der Natur und somit ihr naturgebundener Erkennungswert in der bildenden Kunst auf dem Weg in die Abstraktion aufgegeben.

Die Darstellung des Waldes in der bildenden Kunst sollte nach diesen hier abgehandelten markanten Entwicklungsstufen auf verzweigten Wegen weitergehen. Sie erscheint im Rahmen der Abstraktion in ihrer Aura sich auflösend oder gesellschaftspolitisch im erstarrenden Baumsäulenwald eines Georg Philipp Wörlen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts und schlussendlich in der geschichtlichen Spurensuche Anselm Kiefers in der Gegenwartskunst.

Das kollektive Gewissen hat spät, aber doch mit Nachhaltigkeitsdenken im 21. Jahrhundert die durch das Wachstum und das Machtstreben der Industrie entstandenen Risse in der Schnittstelle Mensch Natur erkannt und ihnen entgegengesteuert. Der Wald zählt zu den Archetypen der Landschaft mit Dauerhaftigkeit, den der industrialisierte Mensch mit zunehmendem Raumanspruch zwar verletzen, aber bisher noch nicht verdrängen konnte. So hat dieses Thema in der bildenden Kunst seinen sicheren Platz, nicht immer an der Front, aber immer mit tiefem Sinn, das nachhaltige Gedanken sowie eine achtsame Lebensführung im Umgang mit der Natur fördern sollte. Es



Anselm Kiefer, *Kopf im Walde, Kopf in den Wolken*. Ein Diptychon, 1971

hat überdauert, dass im 20. Jahrhundert der natürliche Bezug zum Lebensraum Wald verloren ging, die Schnittstelle Mensch Natur zur Schnittstelle Mensch Technik mutierte. Auch hierfür liefert die bildende Kunst ein Beispiel mit Alexander Rodtschenkos Fotografie *Die Kiefer im Puschkin Wald* aus dem Jahre 1925. Gesellschaftsanalytisch wirkt der überlieferte Kommentar des Künstlers: „Wenn ich einen Baum von unten nach oben aufgenommen wieder gebe ähnlich einem industriellen Gegenstand, einem Schornstein, so ist er in den Augen des Spießbürgers [...] eine Revolution. Auf diese Weise erweitere ich unsere Vorstellung von gewöhnlichen, alltäglichen Gegenständen.“ (Busch). Auch dieser festgehaltene Baum bezieht Stellung, jedoch nun für industriellen Wahnsinn, der den lebendigen Baum zu einem toten, Schadstoffe ausspeienden Gegenstand transformiert, eine ungesunde und erschreckende Metamorphose. Wie wenige wohl mögen damals diese warnende Botschaft eines von menschlicher Profitgier inszenierten Waldsterbens verstanden haben?

Eine nicht unumstrittene Renaissance des Mythos des hercynischen Waldes ist dazu im Gegensatz bei dem deutschen großen Malerphilosophen Anselm Kiefer ab den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts zu beobachten. Simon Schama widmet diesem Künstler in seiner innovativen Abhandlung *Landscape and Memory* das Kapitel *Waldsterben*. Kiefer nutzt in letzter Konsequenz das Zusammenspiel von Pathos und Ironie, um historisch belasteten Inhalten, wie dem deutschen Wald, neue, akzeptable Themenlösungen mit Identitätsbezug abzugewinnen: „Kiefer sucht durch seine Kunst die Auseinandersetzung mit deutschen Traumata, mit dem Ziel, das lange Verdrängte zu erkennen. Er nähert sich den vielfach mißbrauchten Mythen vom Deutschen, seinem Wald, seinen Feinden, an, um zu erfahren, woher sie stammen und was als ihre fatale Nachgeschichte, ihr Mißbrauch im Dritten Reich, zu verwerfen ist.“ (Lehmann).

Sein Diptychon von 1971 schließt mit der Darstellung *Kopf im Walde*, 1971, Öl auf Leinwand, 230 x 100 cm, Lütjensee, Sammlung Dr. Günther Gercken, deutlich an Dürers *Weiher im Walde* an und bringt diesen in eine moderne Geschichtsdiskussion ein. Die apokalyptische Sehweise der Natur, für die Dürers Aquarell steht, aktualisiert sich für Kiefer in einer Epoche, die eine Massenvernichtung verschuldet hatte.

Der deutsche Wald ist von den Weltkriegen geprägt. Der menschliche Geist ist nicht mehr im Gleichklang



Anselm Kiefer, Foto: Atelier Anselm Kiefer

mit dieser Natur, sondern hängt wie ein Damoklesschwert über ihr. Die Schnittstelle Mensch Natur ist bedrohlich in Frage gestellt. Die Elemente wurden durch den rücksichtslosen Zugriff des Menschen ihrer natürlichen Ausgewogenheit beraubt. Das Feuer konnte so leicht zum vernichtenden Flächenbrand werden. Die von Albrecht Dürer nahezu visionär in sein Aquarell eingebrachte apokalyptische Stimmung wurde um ein Vielfaches gesteigert und der Mensch zur Verantwortung gezogen.

Nach diesem einschneidenden ‘Cut’ versuchten die künstlerische Großaktion in Klagenfurt (Österreich) *For Forest*, eine temporäre Kunstintervention des Installationskünstlers Klaus Littmann mit Einrichtung eines Waldes im Wörthersee Stadion, und das begleitende Rahmenprogramm, darunter die Ausstellung *Touch Wood*, im Jahre 2019 einen neuen Bezug der gegenwärtigen Gesellschaft zum Thema Wald und Natur aufzubauen und auf den vom Menschen verschuldeten Klimawandel aufmerksam zu machen. ■

Die apokryphen Apostelakten

Was die Bibel nicht erzählt
von Hans-Josef Klauck

Paulusakten

1. Paulus und der Löwe

a) In der Wüste, vor Jericho (ActPl 9,79)

Kurz nach seiner Berufung vor Damaskus ist Paulus in der Wüste unterwegs in Richtung Jericho, wohl nicht zu weit vom Jordan entfernt. Wie das in der Wüste so passieren kann, begegnet ihm ein großer Löwe. Paulus, ins Gebet vertieft, nimmt ihn zunächst gar nicht wahr. Als er es doch tut, hat sich das Tier zu seinen Füßen niedergeworfen. Paulus fragt ihn: „Löwe, was willst du?“ Dieser antwortet: „Ich möchte getauft werden!“ Paulus steigt mit dem Löwen in den Fluss, jetzt wörtlich: „Ich nahm den Löwen bei seiner Mähne, und im Namen Jesu Christi tauchte ich ihn dreimal unter. Als er dem Wasser wieder entstieg, schüttelte er seine Mähne zurecht und sagte zu mir: ‚Gnade sei mit dir, Paulus!‘ Und ich antwortete ihm: ‚Desgleichen mit dir, Löwe!‘“.

Die Episode ist noch nicht ganz zu Ende. Es folgt noch: „Als der Löwe ins Feld davonlief, begegnete ihm eine Löwin, aber er wandte sein Gesicht nicht zu ihr hin, sondern er lief davon und schlug sich ins Gebüsch.“ Vermutlich war es sogar eine attraktive junge Löwin, aber im Grunde hört der Spaß hier bereits auf, denn was wir vor uns haben, ist ein exquisites Beispiel für den Zusammenhang von Taufe und Eheverzicht, praktiziert vor allem in der syrischen Kirche. Ablehnung der Sexualität und sogar der Ehe begegnet uns in diesen Apostelakten auf Schritt und Tritt, wenn auch unterschiedlich radikal.

b) In der Arena, in Ephesus (ActPl 9,2326).

Unsere Geschichte von der Taufe eines Löwen, über die sich die Kirchenväter nicht genug mokieren konnten, hat noch einen zweiten Teil. Paulus wird einige Zeit später vom Statthalter in Ephesus zum Tierkampf verurteilt. Hier erkennen wir auch Verbindungslinien zum Neuen Testament. Im ersten Korintherbrief schreibt Paulus: „Wenn ich nur nach Menschenart (das will sagen: ohne Glauben an die Auferstehung) mit wilden Tieren gekämpft hätte (und zwar in Ephesus), was würde es mir nützen?“ Das



Prof. em. Dr. Hans-Josef Klauck, Professor auf dem Naomi-Shenston-Donnelly-Lehrstuhl für *New Testament and Early Christian Literature* an der University of Chicago Divinity School

Vertiefung des Themas von Seite 40–52

Die Apostelgeschichte

Biblische Tage 2022

hat Paulus vermutlich bildlich gemeint, in den Paulusakten wird es in Realität überführt.

Zurück zum Text. Ein besonders wilder, auf Menschen dressierter Löwe wird auf Paulus losgelassen. Er läuft auf Paulus zu, aber nur, um sich wohlgezogen wie ein Lamm zu seinen Füßen zu lagern. Als er wieder auf seinen vier Pfoten steht, sagt er zu Paulus: „Die Gnade sei mit dir!“, worauf Paulus respondiert: „Gnade sei auch mit dir“. Die beiden nehmen sich gegenseitig näher in Augenschein, und Paulus erkennt, dass dies der Löwe ist, den er einst getauft hatte. Der Statthalter lässt gegen Paulus weitere Bestien los und entsendet gegen den unbotmäßigen Löwen Bogenschützen, alles ohne Erfolg. Ein gewaltiges Hagelwetter macht seine Aktionen zunichte. Paulus und der Löwe verabschieden sich voneinander. Der eine geht zum Hafen, der andere entweicht ins Gebirge, diesmal ohne Konfrontation mit einer Löwin.

Die zweite Episode ist vielleicht nicht mehr ganz so spektakulär wie die erste, aber sie ist aus einem anderen Grunde sehr instruktiv. Sie zeigt uns nämlich, wie unbefangen sich diese frühen christlichen Autoren bei der profanen griechisch-römischen Literatur bedienten. In diesem Fall stand die bekannte Fabel von Androclus und dem Löwen Pate. Bei einem Tierkampf im Circus Maximus in Rom fällt ein Löwe durch besonders muskulösen Körperbau, lang herabwallende Mähne und furchtbares Gebrüll auf. Ihm wird als Opfer der Sklave Androclus vorgeworfen. Aber der Löwe nähert sich ihm nur langsam, umwedelt ihn wie ein Schoßhund und leckt ihn ab. Des Rätsels Lösung: In Nordafrika war Androclus seinem Herrn entflohen. In die Höhle, die ihm als Versteck diente, kommt ein Löwe, der auf einem Fuß hinkt und blutet. Durch Gesten bittet er Androclus förmlich um Hilfe, und der zieht ihm einen großen Holzsplitter aus der Fußsohle. Eine wunderbare Freundschaft entsteht, die drei Jahre dauert, bis Androclus entdeckt, gefangen genommen und als entlaufener Sklave *ad bestias* verurteilt wird. Auf diesen Bericht hin wird Androclus amnestiert, und man sieht ihn mit seinem Löwen, den er an einer dünnen Leine führt, durch die Stadt



spazieren, von allen Seiten bewundert und beschenkt. Wir sehen, wie diese Erzählungen auch christlicherseits einem verständlichen Unterhaltungsbedürfnis dienen, was im Ansatz auch schon die Apostelgeschichte des Lukas tut.

2. Paulus und Thekla

a) Erste Begegnung (ActThecl 2)

Zu den Paulusakten gehört ein längerer Teil, der auch selbständig im Umlauf war, unter dem Titel „Akten des Paulus und der Thekla“, denn diesmal ist nicht Paulus, sondern Thekla die Hauptperson. Wiederum greife ich zwei Details heraus.

Die Eingangsszene spielt in Ikonium in Kleinasien, auch aus der lukanischen Apostelgeschichte als Reisestation bekannt. Titus hat dem als Gastgeber vorgesehenen Onesiphoros einen Steckbrief mitgegeben, mit einem regelrechten Paulusporträt, und wir erleben hautnah mit, wie Paulus auf ihn wirkt:

Er (Onesiphoros) sah Paulus kommen, einen Mann, klein an Gestalt, mit kahlem Kopf, gekrümmten Beinen, (aber) in edler Haltung, mit zusammengewachsenen Augenbrauen, die Nase etwas hervortretend, (aber) voll Anmut. Bald erschien er wie ein Mensch, bald hatte er das Antlitz eines Engels.

Ein nicht ganz schmeichelhaftes Porträt, aber es sind in dieses Bild verschiedene kulturelle Wertungen eingegangen. Man hat Steckbriefe für Sklaven, die Beschreibung eines Generals, den Charakterkopf des Philosophen Sokrates und anderes mehr zum Vergleich herangezogen, aber am wichtigsten dürfte die Parallele zu Kaiser Augustus sein, der zumindest nach seinem Biographen Sueton kein Ausbund an Schönheit war, trotz seiner Statuen und Münzprägungen. Wir hören über ihn:

Er hatte helle, glänzende Augen und wollte, dass man den Eindruck gewann, ihnen wohne eine göttliche Kraft inne ... Seine Zähne standen weit auseinander, waren klein und schlecht. Sein Haar war leicht gelockt und hellblond, seine Augenbrauen in der Mitte zusammengewachsen, seine Ohren von mittlerer Größe, seine Nase oben hervorspringend, unten gebogen ... Von Statur war er klein ... doch wurde das durch die Wohlgestalt und das Ebenmaß der Glieder verdeckt ...

Deutlicher kann man eigentlich nicht mehr werden. Die Übereinstimmungen gehen so weit (kleine Gestalt, zusammen gewachsene Augenbrauen, hervorspringende Nase), dass ich mich ernsthaft frage, ob unser Autor nicht eine bewusste Anleihe beim Augustusporträt vorgenommen hat, um Paulus als Herrscher eigener Art zu stilisieren. Für Paulus kommt noch hinzu, was aber auch der Eingangssatz zu Augustus im Grunde sagt (seinen Augen wohne göttliche Kraft inne), dass die Dialektik von Fleisch und Geist anschaulich wird. „Wie ein Mensch“ betrifft das Fleisch, das körperliche Auftreten. „Das Angesicht eines Engels“ zielt auf den Geist, der den Charismatiker Paulus erfüllt und der immer wieder durchbricht.

Im Haus des Onesiphoros angelangt, verkündet Paulus „das Wort Gottes von der Enthaltbarkeit und der Auferstehung“, in dieser Reihenfolge. Er entfaltet es in einer Reihe von zwölf Seligpreisungen, von denen mehrere um die sexuelle Reinheit kreisen. Während Paulus redet, sitzt im Fenster des Nachbarhauses Thekla. Sie kann Paulus nicht sehen, nur hören, aber sie lauscht ihm Tag und Nacht, wie er über das jungfräuliche Leben spricht. Als sich das drei Tage lang hinzieht,

alarmiert ihre Mutter den Verlobten Theklas und beschreibt das Verhalten ihrer Tochter anschaulich als eine invertierte Form von heftiger Liebe: „Wie eine Spinne klebt meine Tochter am Fenster. Von seinen Worten wird sie erfasst wie von einer nie gekannten Begierde und schrecklichen Leidenschaft“. Das ist Liebe nicht auf den ersten Blick, denn Thekla sieht Paulus ja nicht und wäre vielleicht von seinem eben skizzierten Erscheinungsbild nicht einmal sonderlich angetan, wohl aber ist es Liebe auf das erste Wort hin.

Was jetzt folgt, kann man praktisch schon vorhersagen. Thekla lässt Mutter und Verlobten im Stich, will von einer Ehe nichts mehr wissen und schließt sich Paulus an. Leider können wir Theklas weiteren Weg, der sie zu einer erfolgreichen Missionarin werden lässt, nicht im Einzelnen verfolgen, sonst bliebe uns keine Zeit mehr für andere Texte. Aber wir wollen wenigstens eine weitere Szene herausgreifen, die Thekla im Amphitheater zeigt.

b) Thekla im Amphitheater

Ihr Widerstand gegen die Avancen eines vornehmen Syrsers bringt Thekla in Antiochien in Pisidien, auch ein wichtiger Ort für Paulus in der Apostelgeschichte des Lukas, schließlich in die Arena. Thekla betet mit kreuzförmig ausgebreiteten Armen, dann erblickt sie eine große Grube voll Wasser, in der Robben umherschwimmen. Die mit Thekla sympathisierenden Frauen unter den Zuschauern warnen sie, die Robben würden sie fressen. Thekla aber erkennt: „Jetzt ist der Zeitpunkt gekommen, mich zu waschen“ („waschen“ ist ein Verb, das auch für die Taufe gebraucht wird), und sie stürzt sich mit den Worten „Im Namen Jesu Christi taufe ich mich an (meinem) letzten Tag“ in die Fluten. Diese Selbsttaufe gilt in unserer Erzählung offenbar als vollgültig. Die gefährlichen Robben sehen einen Blitz und schwimmen gleich darauf tot an der Oberfläche, während eine Wolke von Feuer Thekla rettend umgibt.

Wir kennen Robben entweder als hilflose Babys, die unser Mitgefühl erregen, oder als Artisten in Zirkus und Zoo, die bunte Bälle jonglieren und für frischen Fisch nahezu alles tun. Erneut müssen wir uns auf die Rekonstruktion eines antiken Vorverständnisses einlassen, das unser Autor mit seinen Adressaten teilt. Ausgedehnte Wasserbassins wurden in der römischen Arena für die Inszenierung von Seeschlachten tatsächlich angelegt. Kämpfe zwischen Bären und Robben im Zirkus sind, so unwahrscheinlich es klingen mag, für die Kaiserzeit belegt. Einen weiteren ironischen Seitenhieb stellt ihre Ausschaltung durch einen Blitz dar, schrieb man doch ausgerechnet Robbenfellen eine den Blitz abwehrende Kraft zu. Kaiser Augustus soll sich aus Angst vor Blitzschlag nie ohne Robbenfell außer Haus begeben haben. All das verleiht der Robbenepisode jenes Maß an Glaubwürdigkeit, das für eine erfolgreiche Erzählung unerlässlich bleibt.

Der verschmähte Liebhaber Theklas lässt nicht locker, sondern setzt einen letzten Vorschlag in die Tat um, der durch seine kaum verhüllte sexuelle Aggression selbst ein abgebrühtes Publikum noch in Staunen versetzt (Vouaux schrieb 1913: »l'auteur a vraiment exagéré«, hier hat der Autor wirklich übertrieben). Thekla wird mit gespreizten Füßen an wilde Stiere gebunden, an deren Geschlechtsteile man glühende Eisen hält, um sie noch mehr zu reizen. Sie sollen Thekla in Stücke reißen, aber auflodernde Flammen brennen die Stricke durch, und nichts geschieht. Man muss kein ausgesprochener

Anhänger von Sigmund Freud und der Psychoanalyse sein, um zu sehen, dass sich hier unterdrückte Triebe – ich denke schon, auch auf Seiten unseres Autors – ihren Ausweg suchen und in Projektionen ungezügelter Grausamkeit umschlagen.

Ein letztes Wort zu Thekla. Sie kommt schließlich frei, schließt sich der christlichen Kerngemeinde um Paulus an und hat eine große Karriere als Apostolin und Wundertäterin in der Alten Kirche vor sich, mit einer großen Klosteranlage, archäologisch teils erhalten, in Seleukia im Südosten Kleinasiens.

Zwischenreflexion: Apokryphe Apostelakten

Es ist wohl an der Zeit für eine etwas trockene, aber unumgängliche Zwischenreflexion. Die Paulusakten gehören zu den fünf alten Apostelakten, zu denen außerdem noch die Petrusakten, die Johannesakten, die Andreasakten und die Thomasakten zählen. „Alt“ bedeutet, dass sie in der Zeit zwischen 150 und 240 n. Chr. entstanden sind. Es gibt noch jüngere Akten aus dem vierten Jahrhundert, darunter die umfangreichen Philippusakten, die sehr gut erhalten sind. Auch die Pseudo-Clementinen, ein christlicher Bildungsroman, in dessen Mittelpunkt Petrus steht, gehören hierher. Das Stichwort „Roman“ erinnert uns zugleich daran, dass alle apokryphen Apostelakten von der Gattung her der griechisch-römischen Romanliteratur ähneln, bei der sie kräftige Anleihen machen. Das unterscheidet sie von der Apostelgeschichte des Lukas, die eher der Historiographie angehört. Die Apostelakten als eigenes Genus münden schließlich in den Strom der Hagiographie, der Heiligenleben ein.

Der Hinweis auf den Umfang und den guten Erhaltungszustand der jüngeren Akten hat seinen Sinn, denn von den alten Akten sind nur die Thomasakten vollständig erhalten. Von den anderen vier alten Akten besitzen wir nur noch Fragmente, die mühsam gesammelt, ediert und übersetzt werden müssen. Ein Beispiel aus der aktuellen Arbeit: Wichtige Details der Szene mit dem getauften Löwen finden sich nur in einem koptischen Papyrus, der 2004 zum ersten Mal veröffentlicht wurde.

Über die Autoren der Apostelakten wissen wir so gut wie nichts. Nur zum Verfasser der Paulusakten bemerkt Tertullian, ein Presbyter in Kleinasien habe sie aus Liebe zu Paulus gefälscht und dann infolge der Empörung, die er auslöste, sein Amt niedergelegt. Auch zu den Entstehungsorten gibt es nur Rateversuche. Für die Petrusakten könnte man zu Rom tendieren. Für die Paulusakten wurde Smyrna, heute Izmir, vorgeschlagen. Nur für die Thomasakten befinden wir uns auf etwas festerem Boden, nämlich in Syrien. Edessa im Osten kommt ernsthaft in Frage.

Ein letzter Punkt: Wie verhalten sich die alten Apostelakten zur kanonischen Apostelgeschichte des Lukas? Dabei müssen wir bedenken, dass im späten 2. Jahrhundert der Kanon neutestamentlicher Schriften sich selbst noch in der Entwicklung befand. Die Verhältnisbestimmung fällt in der Forschung sehr unterschiedlich aus. Ich denke, dass die Autoren der Apostelakten die Apostelgeschichte kannten, sie aber keineswegs schon als verbindlich ansahen, sich daher berechtigt fühlten, die Apostelgeschichte zu ergänzen, fortzuschreiben, oder sie auch zu korrigieren oder gar zu bekämpfen.

Damit genug der mehr technischen Dinge. Ich gehe nun folgendermaßen vor: Die Andreasakten lasse ich beiseite. Aus den Petrusakten, den Johannesakten und den Thomasakten wähle ich wieder jeweils zwei Episoden zur Besprechung aus.

Petrusakten

Die Petrusakten spielen zur Hauptsache in Rom, wo Simon Petrus sich mit einem alten Bekannten herumschlagen muss, mit Simon Magus aus Samarien (siehe Apg 8). Die beiden Simons liefern sich regelrechte Duelle, wer denn die imposanteren Wunder vollbringen kann. Die Gattung dieser Erzählungen kennen wir übrigens. Es ist der Wettkampf der Zauberer, man denke an Moses und die Magier des Pharaos im Buch Exodus, an Paulus und den jüdischen Magier Barjesus auf Zypern in Apg 13 oder, um die moderne Mythologie zu bemühen, an Saruman und Gandalf im *Herrn der Ringe* oder an Dumbeldore und Voldemort in *Harry Potter*.

1. Der getrocknete Fisch (ActPt 13)

Simon Magus hält sich im Haus des Senators Marcellus auf, den er erfolgreich dem Christentum abspenstig gemacht hat. Ein Teil der Menge verlangt im Hof von Petrus Wunderzeichen, denn auch Simon habe viele Wunder gewirkt, nur deshalb seien sie ihm gefolgt.

Petrus sieht einen geräucherten Fisch im Fenster hängen. Der springende Punkt bei „geräuchert“ besteht darin, dass hier eine Steigerung von „tot“ quasi zu „mausetot“ vorliegt. Noch mehr „tot“ geht einfach nicht. Petrus fragt die Menge, ob sie zum Glauben bereit wäre, wenn dieser getrocknete Fisch wieder schwimmen würde, und erhält eine bejahende Antwort. Er wirft den Fisch in ein Wasserbecken, und dieser schwimmt sofort munter umher. Damit dieser Vorgang nicht als Phantasiegebilde nach Art der Wunder Simons erscheine, bleibt der Fisch am Leben und lockt Besucherscharen herbei, die ihn mit Brotbrocken füttern.

Aus dieser Szene geht zunächst hervor, dass Wunder für unseren Autor Beweisfunktion haben. Aber sie von den „magischen Tricks“ der Gegenseite zu unterscheiden fällt nicht immer leicht. Auch hier lässt sich darüber hinaus ein vergleichbarer Vorfall aus der griechischen Überlieferung anführen. Die Schlusspassage von Herodots Historien berichtet von einem Wunderzeichen. Als einer aus der Wachmannschaft, die einen persischen Statthalter gefangen hält, Salz fische röstet, ereignet sich Folgendes: „Als die gesalzene Fische über das Feuer kamen, sprangen und zappelten sie gerade wie frisch gefangene Tiere.“ Die richtige Deutung gibt der gefangene Statthalter selbst. Er hatte gegen einen Heros gefrevelt, und dieser Heros „Protesilaos will mir zu verstehen geben, dass er, obgleich er tot und eine Mumie ist, dennoch die Macht von den Göttern erhält, den Frevler (das ist der Sprecher selbst) zu züchtigen“, was durch dessen Hinrichtung am Kreuz geschieht. Der Witz besteht darin, dass das griechische Wort für „Räucherfisch“ auch „Mumie“ bedeuten kann. Eine vertrocknete Mumie kehrt nicht gerade ins Leben zurück, wird aber dennoch rächend aktiv, wie die zappelnden Fische.

Darüber hinaus ist die spezifisch christliche Symbolsprache dieser Wundererzählung mit Händen zu greifen. Die Wiederbelebung von Toten, innerweltlich wie endzeitlich,



wird angedeutet. Das Hineinwerfen ins Wasserbecken erinnert an das Bad der Taufe, das Wiedergeburt beinhaltet. Petrus ist präsent als Fischer von Beruf, der vom Herrn zum Menschfischer bestimmt wurde. Gut bekannt ist auch die Verwendung des Fischsymbols für Christus selbst, aber auch für die Christen, die Tertullian einmal als *pisciculi* bezeichnet, als kleine Fische des großen Fisches Jesus. Ob es in Anbetracht dieser symbolischen Effekte zu weit führt, wenn man bei den Brotbrocken, die der Fisch bereitwillig verzehrt, an das gebrochene Brot des Herrenmahls denkt? Vielleicht, vielleicht auch nicht.

2. Der Tod des Petrus (ActPt 3539)

Diesmal ergreifen wir die Gelegenheit, uns auch den Tod wenigstens eines Apostels genauer anzusehen. Petrus macht sich in Rom auf gewohnte Weise hochgestellte Feinde. Er überredet vier Konkubinen des Stadtpräfecten, fortan keusch zu leben, was diesen alles andere als erfreut. Petrus ist in höchster Gefahr, und die Mitchristen überreden ihn, die Stadt zu verlassen.

Petrus geht allein zum Tor hinaus. Der Herr Jesus kommt ihm entgegen, auf dem Weg in die Stadt. Auf die Frage des Petrus „Wohin, Herr?“ antwortet dieser: „Ich gehe nach Rom hinein, um gekreuzigt zu werden“, und auf erneute Nachfrage hin fügt er hinzu: „Ja, um *wiederum* gekreuzigt zu werden.“ Petrus hat verstanden. Er begibt sich in die Stadt zurück, in den sicheren Tod am Kreuz.

Den Grundeinfall können wir bis ins Neue Testament zurückverfolgen. Im Johannesevangelium kündigt Jesus an, dass er fortgehen wird, und Petrus fragt ihn: „Herr, wohin gehst du?“. Wenn wir das ins Lateinische übersetzen, kommt *Quo vadis* heraus, Titel eines berühmten Romans (1895) und eines nicht weniger berühmten Films (1951). Ich kann mich noch gut daran erinnern, wie ich als Jugendlicher erst vom Buch und dann vom Film zutiefst beeindruckt war. Hier bekommen wir es sozusagen mit einem modernen Apokryphon zu tun, den *Quo-vadis*-Akten.

Seine vier Henker fordert Petrus dann auf, ihn mit dem Kopf nach unten zu kreuzigen, was nicht völlig unerhört ist. Der römische Philosoph und Staatsmann Seneca schreibt um etwa diese Zeit: „Ich sehe dort Marterhölzer, nicht einer Art allein freilich ... mit dem Kopf zur Erde schlagen manche ans Kreuz ... andere breiten am Kreuz die Arme aus“. In dieser Position hält Petrus eine lange, tiefgründige Rede, die eine eigene Auslegung erfordern würde. Die besondere Lage – Kopf nach unten – interpretiert er nicht, wie es die landläufige Meinung will, als Demutsgeste, weil er sich nicht für würdig hielt, auf die gleiche Art wie sein Herr zu sterben. Seine verkehrte Stellung symbolisiert vielmehr die gefallene menschliche Natur. Durch den Fehltritt des ersten Menschen ist in der Welt alles auf den Kopf gestellt und verdreht. Rechts erscheint als links, und Schlechtes als gut. Deshalb hat der Herr in einem sonst nicht bekannten Wort gesagt: „Wenn ihr nicht das Rechte wie das Linke macht und das Linke wie das Rechte und das Obere wie das Untere und das Hintere wie das Vordere, werdet ihr das Reich Gottes nicht erkennen“. Unter dem Vorzeichen der Sünde bedeutet diese Verkehrung bei Petrus sogar so viel wie Wiederherstellung der ursprünglichen, richtigen Ordnung. Das ist wahre Erlösung.

IV. Johannesakten

1. Mit Drusiana und Kallimachos in der Grabkammer

(ActJoh 62–86)

Wir zoomen gleich hinein in eine farbige Wundererzählung. Sie ereignet sich bei der Rückkehr des Johannes nach Ephesus, seiner Stadt (kein Paulus weit und breit). Die Gläubigen strecken ihre Hände nach Johannes aus, und wenn ein Kontakt, und sei es nur mit seinem Gewand, gelingt, küssen sie diese anschließend (man vergleiche die blutflüssige Frau im Evangelium und die therapeutisch wirksamen Taschentücher des Paulus in Apg 19).

Die eigentliche Handlung beginnt mit einem Rückblick auf einen neuen Keuschheitskonflikt. Drusiana verweigert sich nach der Hinwendung zum christlichen Glauben konsequent ihrem Mann Andronikus, der sich nach anfänglichem Widerstand gleichfalls bekehrt und mit ihr als Bruder und Schwester zusammenlebt. Aber die sexuellen Prüfungen sind damit noch nicht ausgestanden. Kallimachos, ein „Abgesandter Satans“, wird von heilloser Begierde nach der schönen Drusiana erfasst. Darüber grämt sich Drusiana so sehr, dass sie vom Fieber gepackt wird und binnen weniger Tage stirbt, was man psychologisch erklären kann oder als wunderbaren Eingriff des Herrn.

Während der Apostel im Kreis der Brüder ein rhetorisch ausgefeiltes Loblied auf Drusiana vorträgt, geht in der Grabanlage der „vielgestaltige Satan“ durch seine Gehilfen ans Werk. Fortunatus, der geldgierige Verwalter des Andronikos, nimmt eine hohe Bestechungssumme an und öffnet die Grabkammer für Kallimachos, der sich am Leichnam Drusianas vergehen will. Als Drusianas Körper schon bis auf das letzte Hemd entkleidet ist, erscheint plötzlich eine riesige Schlange, tötet Fortunatus mit einem Biss, bringt Kallimachos zu Fall und ringelt sich über ihm zusammen. Der junge Mann verfällt in eine totenähnliche Starre. Lesenswert ist hier Edgar Hennecke, der verdiente Schöpfer der „Neutestamentlichen Apokryphen in deutscher Übersetzung“ von 1904, der seiner Empörung freien Lauf lässt: Den Johannesakten ist „ein starker sinnlicher Zug beigemischt, der gelegentlich – bei Kallimachos – sogar den Gipfelpunkt des Abscheulichen erreicht ... Man wird schon in der gleichzeitigen Profanliteratur suchen müssen, um Szenen von gleich abstoßender Wirkung wie diese zu finden.“ Man kann ihm nicht einmal völlig widersprechen. Hinter dieser besonders anstößigen Nekrophilie dürfte sich außerdem ein negatives Urteil über die Sexualität verbergen. Geschlechtlicher Umgang vollzieht sich zwischen toten Körpern und hat mit einer Gemeinschaft lebendiger Seelen nichts zu tun.

Am Morgen des dritten Tages begibt sich Johannes mit Andronikos und anderen Brüdern zum Grab, um dort Gottesdienst zu feiern. Durch ein Türöffnungswunder, das im Vorbeigehen erledigt wird, verschaffen sie sich Zugang zur Grabkammer. Nur Andronikos erkennt sofort, was hier „gespielt“ wird (die Metaphorik des Theaters ist in diesem Fall völlig angemessen, denn Andronikos spricht direkt von der „*dramaturgia* der Hinterlist“, die hier tätig war). Er muss dem begriffsstützigen Apostel erklären, was vorgefallen ist.

Daraufhin schafft Johannes Ordnung. Er setzt das „giftige Reptil“ außer Betrieb. Kallimachos kehrt in den Wachzustand zurück. Drusiana wird auferweckt und bittet ausgerechnet

um das Leben des immer noch toten Bösewichts Fortunatus. Sie darf ihn selbst in Auftragsarbeit auferwecken, was aber nicht viel Sinn macht, denn er stirbt wenig später an den Residuen des Schlangengifts. Für den Moment ist die christliche Gruppe in Ephesus wieder im Lot.

2. Jesu Tod am Kreuz (ActJoh 97–102)

Bisher haben wir noch nicht über die Christologie gesprochen, die Wahrnehmung der Person Jesus Christi. Zu ihr haben die Johannesakten einen sehr eigentümlichen Zugang, der eines genauen Hinsehens bedarf.

In Jerusalem, am Tag der Hinrichtung Jesu, fliehen die Jünger in alle Richtungen, Johannes allerdings nur bis zum Ölberg, wo er sich in einer Höhle versteckt. Exakt zur Stunde der Kreuzigung, als Finsternis auf der ganzen Erde eintritt, erscheint der Herr, erleuchtet die Höhle und sagt zu seinem Jünger: „Nur für die Menge drunten in Jerusalem werde ich mit Lanzen gestoßen und Rohren. Mit dir aber rede ich...“. Dann zeigt ihm der Herr ein Lichtkreuz von kosmischen Dimensionen, dessen Querbalken als Grenze zwischen der unteren, materiellen und der oberen, spirituellen Welt dient. Den Herrn selbst sieht Johannes oben über dem Kreuz. Er hat keine leibliche Gestalt mehr, sondern ist nur noch Stimme, und zwar eine wahrhaft göttliche Stimme, die dem Apostel erklärt: Das Lichtkreuz „ist nicht das hölzerne Kreuz, das du sehen wirst, wenn du von hier hinuntergehst. Auch ich, den du jetzt nicht siehst, sondern dessen Stimme du nur hörst, bin nicht der am (hölzerne) Kreuz“. Auf fast schon obsessive Weise geht es in diesem Geleise weiter. Der Herr spricht, im Originalton:

Nichts von dem also, was sie über mich sagen werden, habe ich gelitten ... Du hörst, dass ich gelitten habe – und doch habe ich nicht gelitten ..., dass ich (mit der Lanze) gestochen worden sei, – und doch bin ich nicht geschlagen worden, dass ich aufgehängt worden sei, – und doch bin ich nicht aufgehängt worden, dass Blut aus mir geflossen sei, – und doch ist es nicht geflossen –, kurz, dass ich das, was jene von mir sagen, nicht zu erdulden gehabt habe, jenes aber, was sie nicht sagen, gelitten habe.

Der letzte Satz ist noch einmal besonders ängstlich und kann selbst dem Apostel nur in Rätselworten erklärt werden. In aller Kürze geht es darum, dass alle diese historischen Aussagen entmaterialisiert und spiritualisiert werden müssen und sich in metaphorischer Weise auf ein geistiges Geschehen im Drama der Erlösung beziehen. Deshalb kann Johannes sagen: Als ich hinuntergegangen war nach Golgota, verlachte ich all jene, die mir weismachen wollten, was geschehen sei, denn ich wusste doch, „dass der Herr das alles nur symbolisch und ökonomisch (heilsgeschichtlich) ausgeführt hatte zur Bekehrung und Rettung der Menschen“.

Dass wir hier einen besonders drastischen Entwurf vor uns haben, leidet keinen Zweifel. In der Forschung spricht man von Dokerismus und Gnosis. Dokeristisch bedeutet, dass Christus nicht wirklich Mensch geworden ist, sondern entweder nur einen Scheinleib hatte oder lediglich eine zeitweilige Verbindung mit dem Menschen Jesus einging, von der Taufe bis kurz vor der Kreuzigung. Gnosis impliziert eine Abwertung der Geschöpflichkeit und Leiblichkeit und eine Überbewertung von Intellekt und Erkenntnis. In der Forschung zum frühen Christentum sind wir inzwischen zurückhaltend geworden mit den Wertungen „orthodox“ oder „häretisch. Aber

wenn Sie mich fragen, kann ich der Christologie der Johannesakten wirklich nicht viel abgewinnen, ebenso wenig der versuchten Nekrophilie.

V. Thomasakten

1. Die Aussendung nach Indien (13.1725)

Die Thomasakten sind, wie schon erwähnt, als einzige vollständig erhalten, was bedeutet, dass sie über eine Einleitung verfügen, die in den anderen Akten fehlt, und wir diesmal ganz vorn einsetzen können. Die Apostel, elf an der Zahl, ohne Judas Iskariot, sind nach der Himmelfahrt in Jerusalem versammelt. Unter ihnen befindet sich auch Judas Thomas Didymos, wie er mit vollem Namen heißt. „Thomas“ ist ein aramäischer Beiname und bedeutet „Zwilling“, während „Didymos“, auch im Johannesevangelium zu finden, auf Griechisch dasselbe meint, so dass wir letztlich „Judas Zwilling“ vor uns haben. Dieser Mann wurde tatsächlich in Teilen der frühen Kirche als Zwillingbruder Jesu angesehen und konnte nach der Himmelfahrt als Jesu irdischer Doppelgänger fungieren.

Die Apostel verlosen die potentiellen Missionsgebiete untereinander und nehmen den Losentscheid als Auftrag des abwesenden Herrn. Indien fällt Thomas zu, der gleich einwendet: Wie kann ich denn als Hebräer ohne Sprachkenntnisse nach Indien gehen? Der Herr spricht ihm während der Nacht Mut zu, aber er bleibt störrisch: „Wohin du mich senden möchtest, sende mich, aber anderswohin. Denn zu den Indern gehe ich nicht.“

Es folgt eine Radikalkur. In der Stadt hält sich ein indischer Kaufmann auf, der für seinen König Gundafor einen Zimmermann anwerben soll. Der Herr verkauft ihm Thomas für drei Pfund Silber und setzt folgenden Kaufbrief auf: „Ich, Jesus, der Sohn des Zimmermanns Josef, bestätige, einen Sklaven von mir namens Judas an dich verkauft zu haben.“ Auf die sehr doppeldeutige Frage des Kaufmanns an Thomas: „Ist dieser dein Meister“, gibt der zurück: „Ja, er ist mein Herr“, und willigt damit implizit in sein Schicksal ein. Die Frage des Kaufmanns, welches Handwerk er beherrsche, beantwortet er mit dem Eingeständnis:

(Ich kann) aus Holz Pflüge und Joche und Waagen und Schiffe und Schiffsruder und Masten und kleine Räder (für Flaschenzüge) machen, aus Steinen aber Säulen und Tempel und königliche Paläste.

Das hört sich gut an, ist aber ebenfalls wie fast alles in diesen Akten doppelbödig, denn Ackern wie Pflügen ebenso wie Navigieren und Lenken können Bilder für die Missionsarbeit sein und Säulen und Tempel Bilder für die Gemeinde und ihre Leiter. Nicht zufällig ist Jesus selbst Zimmermann und eines Zimmermanns Sohn, wie schon vernommen.

In Indien angekommen, fragt König Gundafor, hocherfreut über den Neuerwerb, als erstes, ob Thomas ihm einen Palast bauen wolle. „Ja“, antwortet dieser, „ich baue und vollende; denn dazu bin ich gekommen, zu bauen und zu zimmern.“ Wir Leser wissen es schon besser und sind gespannt auf dieses Bauwerk. Der König begibt sich mit dem Apostel zu dem vorgesehenen Bauplatz außerhalb der Stadt, und der Apostel beginnt, mit einem Messrohr den Grundriss abzustecken und ihn auf die Erde zu zeichnen, mit genauer Angabe der Lage von Türen, Fenstern, Backhaus und Wasserzufuhr,



was den König tief beeindruckt und zu dem Kommentar bewegt: „Du bist wirklich ein Künstler. Es ziemt sich für dich, Königen zu dienen“, wiederum völlig richtig, nur dass es sich um einen anderen König handelt. Als Gundafor sich wieder fortbegibt, lässt er genügend Geld zurück und sorgt von Zeit zu Zeit aus der Ferne für Nachschub, so etwa als der Apostel ihm zu verstehen gibt, der Palast sei gebaut, aber das Dach fehle noch. Thomas aber nimmt das ganze Geld und verteilt es in den umliegenden Ortschaften an die Armen, unter ihnen die sprichwörtlichen Witwen und Waisen. Außerdem predigt er und vollbringt Heilungen, das alles ohne Bezahlung, bei extrem asketischer eigener Lebensweise.

Endlich bekommt der König doch mit, was tatsächlich abläuft, und reagiert entsprechend wütend. Dass der Apostel ihm zu verstehen gibt: „Du wirst den Palast erst sehen, wenn du aus diesem Leben geschieden bist“, beeindruckt ihn nicht, obwohl wir Leser bereits an den Schatz im Himmel aus der Bergpredigt denken. Gundafor will den Apostel und den zuständigen Kaufmann grausam hinrichten lassen.

Aber es kommt anders. Ein Lieblingsbruder des Königs namens Gad stirbt. Engel nehmen seine Seele in Empfang und geleiten sie zum Himmel hinauf. Sie zeigen ihm dort Orte und Wohnungen, von denen er sich eine zum Verweilen aussuchen soll, was sicher anspielt auf die vielen Wohnungen im Haus des Vaters aus Joh 14,2f. Sie kommen dabei auch zu dem Bauwerk, das Thomas für den König mit dessen Geld im Himmel errichtet hat, und das ist offenbar ein besonders prächtiger Palast geworden, denn Gad möchte nichts lieber als in einem der unteren Räume dieses Gebäudes wohnen. Die Engel müssen ihm diese Bitte abschlagen, weil der Palast nicht ihm, sondern seinem Bruder gehört, aber Gad ist um einen moralisch leicht bedenklichen Einfall nicht verlegen: „Ich bitte euch, meine Herrn, erlaubt mir, wegzugehen zu meinem Bruder, damit ich ihm diesen Palast abkaufe. Denn mein Bruder weiß nicht, was das für ein Gebäude ist, und wird es mir verkaufen“.

Gesagt, getan. Die Seele Gads kehrt in seinen Körper, der noch auf dem Totenbett liegt, zurück. Der König vernimmt die frohe Nachricht und eilt zu ihm. Gad bittet seinen Bruder: „Verkaufe mir den Palast, den du im Himmel hast“. Der König zeigt sich zunächst überrascht, braucht aber dann nicht sonderlich lange, um die zwei Komponenten zusammen zu zählen, den Augenzeugenbericht aus dem Jenseits einerseits und die Verheißung des Apostels, er selbst, der König, werde den Palast erst nach seinem Lebensende sehen, andererseits. Gundafor gibt seinem Bruder Gad zu verstehen, er könne ihm seinen eigenen Palast nicht verkaufen, aber der Apostel könne ihm leicht einen anderen, noch prächtigeren bauen.

Mit dieser Einsicht ist die Bekehrung der beiden Brüder bereits eingeleitet. Apostel und Kaufmann werden aus dem Gefängnis herbeigeholt. Der Apostel richtet ein Dank- und Weihegebet an Jesus und bereitet so die sakramentale Versiegelung der beiden Brüder vor.

Der Apostel hat für den König mit dessen Schatz einen Platz im Himmel bereitet, mit vielen Wohnungen, aber die biblischen Metaphern sind unter der Hand zu einer allegorischen Erzählung ausgesponnen worden. Sympathisch berührt die sozialkritische Komponente im Verhalten des Apostels: Steuergelder sollten denen zugutekommen, die sie wirklich brauchen, und nicht in Prachtbauten investiert werden. Aber

dennoch ist eine gewisse Weltflüchtigkeit nicht zu verkennen. Nur die unsterbliche Seele macht sich auf die Reise, und sie findet ihre wahre Heimat im Himmel.

2. Der Tod des Eselsfüllens (ActThom 3941)

Der Apostel befindet sich auf einer Landstraße und redet zur Menge. Da kommt ein Eselsfüllen auf ihn zu und spricht ihn an: „Zwillingsbruder des Christus (sehr gut informiert, dieses Füllen!), Apostel des Höchsten und miteingeweiht in sein verborgenes Wort..., Mitarbeiter des Sohnes Gottes, der du, während du frei warst, ein Sklave geworden bist und, verkauft, viele zur Freiheit geführt hast..., steige auf, setze dich auf mich und ruhe dich aus, bis du in die Stadt eingehst!“

Der Apostel fragt das Eselsfüllen nach seiner Herkunft, und es zeigt sich, dass es eine wirklich noble Ahnengalerie vorweisen kann. Ein Vertreter seiner Familie, der übrigens auch sprechen konnte, hat Bileam gedient, der im Buch Numeri Israel verfluchen soll, stattdessen aber segnet; ein anderer hat Jesus bei seinem Einzug in Jerusalem getragen. Besser geht es kaum. Unser Eselsfüllen drängt sich dem widerstrebenden Apostel als Reittier förmlich auf. Wie Jesus zieht jetzt der Apostel, auf dem Eselsfüllen sitzend und von der Menge begleitet, in die Stadt ein. Das Füllen verendet nach Erledigung seiner Aufgabe und wird trotz inständigen Bittens der Zuschauer nicht wieder erweckt.

Dieses Ende lässt auch uns etwas unbefriedigt zurück. Warum musste das arme Füllen unbedingt sterben? Den Schlüssel zu einer symbolischen Lektüre gibt eine Zeile aus dem Gebet an die Hand, in dem Thomas den Herrn anspricht: „O Jesus Christus..., o verborgene *Ruhe*..., unser Erlöser und Ernährer, der du uns bewahrst und *auffremden Körpern* ruhen lässt“. Unter dem „fremden Körper“ ist auf der Erzählebene das Füllen zu verstehen, auf dessen Rücken der Apostel bereits einen Teil der ersehnten „Ruhe“ erfährt. Ruhe (Anapausis) gilt in der Gnosis als wesentlicher Teil der Erlösung. Der „fremde Körper“ lässt sich aber auch auf den Leib des Apostels beziehen, der dessen Seele an ihr irdisches Ziel transportiert. Der Tod des Füllens nimmt dann als erzählerische Vorausschau das Sterben des Apostels in den Schlussparagrafen vorweg. Der Weg auf dem Rücken des Füllens stellt also die Lebensreise dar, wie in dem verwandten Gleichnis des zeitgenössischen Philosophen Epiktet: „Der ganze Leib ist nicht anders zu betrachten als wie ein beladener Esel, der seine Ware trägt, solange er kann und solange man sie ihm lässt“. Auch der heilige Franziskus hat seinen Leib als „Bruder Esel“ bezeichnet und einen tatsächlichen Esel „Bruder“ genannt, wobei ich mich frage, was das für die tatsächlichen Brüder bedeutet.

Die üblichen Verwicklungen in Ehefragen selbst im Königshaus führen zum Martyrium des Apostels, der von vier Soldaten mit vier Lanzen erstochen wird. Erstaunlich bleibt seine Fernwirkung. In Indien gibt es bis heute Thomaschristen, die ihren Ursprung auf den Apostel zurückführen und sein Grab zeigen und verehren. Die Thomasakten dienen ihnen als Dokument ihres Ursprungs.

VI. Schluss

Unsere Schlussreflexion kann kurz ausfallen, weil die Texte eigentlich für sich selbst sprechen. Die apokryphen Aposte-

laken sind (1) weithin unbekannt, (2) manchmal lehrreich und erbaulich, (3) des Öfteren auch gefährlich und (4) nicht zuletzt spannend und unterhaltsam.

1. Unbekannt. Warum sind die apokryphen Apostelakten nicht besser bekannt? Es verhält sich damit in verändertem Maßstab wie mit den vier Evangelien und der kanonischen Apostelgeschichte im Neuen Testament. Die vier Evangelien haben eine viel prominentere Stellung, gerade in der Liturgie, weil sie von Jesus handeln. Die Apostelgeschichte des Lukas zieht viel weniger Aufmerksamkeit auf sich. Das lässt sich übertragen. Die meisten Leute wissen inzwischen, was apokryphe Evangelien sind. Vor allem das Thomas-evangelium ist in aller Munde, während kaum jemand die Thomasakten zur Notiz nimmt.

2. Lehrreich und erbaulich. Als erbaulich würde ich z.B. die Geschichte mit dem Eselsfüllen ansehen, wenn man ihre doppelbödige Bedeutung erkennt. Nach einem tieferen Sinn zu fragen, ist allerdings dafür oft erforderlich. Hierher gehört auch, was wir gar nicht ansprechen konnten, nämlich die vielen Gebete, Predigten, Reden, Offenbarungsdialoge, Hymnen, Lieder (die Thomasakten enthalten das berühmte Perlenlied), Visionen, Rituale usw.

3. Gefährlich. Allerdings können diese Texte auch gefährlich werden, in unterschiedlichem Ausmaß. Hier geht es unter anderem um ihr Verhältnis zur Gnosis, wenn wir dabei bleiben wollen, und zum sogenannten Enkratismus, das meint die sexuelle Enthaltensamkeit bis hin zur Verwerfung der Ehe. Am weitesten entfernt von der Gnosis sind die Paulusakten, als geradezu aggressiv gnostisch würde ich die Johannesakten wenigstens zum Teil einstufen. Bestehende Ehen fortan unmöglich zu machen als Ziel ist am deutlichsten ausgeprägt in den Thomasakten. Man entwickelt bei der Lektüre geradezu einen Widerwillen gegen die unvermeidliche nächste Geschichte, in der der Apostel schon wieder eine funktionierende Ehe erfolgreich sabotiert.

4. Spannend und unterhaltsam. Dieses Moment entschädigt für manches andere, und dass es vorliegt, hat unsere kursorische Lektüre wohl gezeigt. Hier erlaube ich mir, ein letztes Mal ein profanes Werk heranzuziehen, das vielleicht auch unsere christlichen Autoren kannten. Im 2. Jahrhundert n. Chr. hat Apuleius aus Madaura in Nordafrika, Rechtsanwalt und platonischer Philosoph, einen erfolgreichen Roman geschrieben mit dem Titel *Metamorphosen*, auch bekannt als „Der Goldene Esel“. Am Anfang wird der Hauptheld Lucius durch Hexerei in einen Esel verwandelt und beschreibt seine Welt fortan aus dieser Perspektive. Wir werden auf weite Wanderungen und Reisen mitgenommen und erleben zahlreiche bunte Abenteuer mit, teils sehr schlüpfriger Art, was Apuleius aber nicht daran hindert, auch das philosophisch gestimmte Märchen von Amor und Psyche einzubauen und in Buch 11 einen religiös inspirierten Schluss anzufügen. Bei dem langen Märchen geht es um nicht

Literaturhinweise

Jacobus de Voragine, *Legenda aurea, Goldene Legende* = Jacopo da Varezza, *Legendae Sanctorum, Legenden der Heiligen*. Bd. 1–2 (Fontes Christiani. Sonderband), Freiburg i.Br.: Herder, 2014. siehe § 5 (S. 158f., im Kapitel zu Thomas Didymus): *Utrum illa vera sit an confictio narratio, nihil mea nunc interest*; „Ob es sich dabei um eine wahre oder eine erfundene Erzählung handelt, interessiert mich im Moment eigentlich nicht.“

Wilhelm Schneemelcher (Hrsg.), *Neutestamentliche Apokryphen in deutscher Übersetzung*. Bd. II: *Apostolisches, Apokalypsen und Verwandtes*, 6. Aufl., Tübingen: Mohr Siebeck, 1999 (die bislang gängige und auch verdienstvolle deutsche Übersetzung der apokryphen Apostelakten, zu der es auf Deutsch keine Alternative gibt).

Karl Friedrich Borberg, *Bibliothek der Neu-Testamentlichen Apokryphen*. Bd. I: *Die apokryphischen Evangelien und Apostelgeschichten*, Stuttgart: Literatur-Comptoir, 1841 (enthält 391 721 eine vollständige Übersetzung der sehr schwer zugänglichen Sammlung von Apostelakten des Pseudo-Abdias).

François Bovon / Pierre Geoltrain (Hrsg.), *Écrits apocryphes chrétiens*. Bd. II (Bibliothèque de la Pléiade 442, 516), Paris: Gallimard, 1997, 2005 (die führende französische Ausgabe, viel vollständiger als Schneemelcher, im Grunde unverzichtbar).

Richard Adelbert Lipsius, *Die apokryphen Apostelgeschichten und Apostel-*

legenden: Ein Beitrag zur altchristlichen Literaturgeschichte. Bd. I – II/1.2 und Ergänzungsband, Braunschweig: C. C. Schwetschke und Sohn, 1883, 1884, 1887, 1890; Repr. Amsterdam: Philo Press, 1976 (das bis heute nicht ersetzte große Einleitungs- und Kommentarwerk, von nach wie vor unerreichter Gründlichkeit).

Peter Nagel, *Codex apocryphus gnosticus Novi Testamenti*. Bd. I: *Evangelien und Apostelgeschichten aus den Schriften von Nag Hammadi und verwandten Kodizes* (WUNT 326), Tübingen: Mohr Siebeck, 2014 (enthält in Text und Übersetzung die sehr charmanten „Taten des Petrus und der zwölf Apostel“ aus Nag Hammadi VI,1, ebenso die eher abschreckende „Tat des Petrus“ aus Papyrus Berolinensis 8502,4).

Hans-Josef Klauck, *Apokryphe Apostelakten: Eine Einführung*, Stuttgart: Katholisches Bibelwerk, 2005.

Hans-Josef Klauck, *Die apokryphe Bibel: Ein anderer Zugang zum frühen Christentum* (Tria Corda 4), Tübingen: Mohr Siebeck, 2008.

J. D. McLarty, *Thecla's Devotion: Narrative, Emotion and Identity in the Acts of Paul and Thecla*, Cambridge: Clarke, 2018.

Janet E. Spittler, *Animals in the Apocryphal Acts of the Apostles: The Wild Kingdom of Early Christian Literature* (WUNT II/247), Tübingen: Mohr Siebeck, 2008 (grundlegend für alle Tiergeschichten, für sprechende Tiere, Tierwunder etc. in den ActAp).

weniger als die Hochzeit der Seele mit ihrem himmlischen Bräutigam, und das 11. Buch ist der ägyptischen Göttin Isis und ihrem Mysterienkult gewidmet. Bei einer Prozession zu ihren Ehren in der Nähe von Korinth gewinnt Lucius seine menschliche Gestalt wieder. Hier erkennen wir eine Moral der Geschichte: Sie zeigt, wie aus einem alten Esel mit göttlicher Hilfe doch noch ein ganz brauchbarer Mensch werden kann.

Mir geht es jetzt aber um den Anfang, denn dort sagt Apuleius: *lector intende, laetaberis*, das heißt: „Leser, merk auf! Du wirst deinen Spaß daran haben.“ Das könnten wir zumindest über die Begegnung von Paulus und dem Löwen schreiben, aber es passt auch für den Räucherfisch und das Eselsfüllen und andere Begebenheiten: „Leser und Leserin, gib acht! Merk auf! Du wirst – hoffentlich – deinen Spaß daran haben.“ ■



Der Siegeszug des Evangeliums in der Sicht der Apostelgeschichte – oder: Was den (ur)christlichen Glauben attraktiv macht(e)

von Markus Lau

Vertiefung des Themas von Seite 40–52

Die Apostelgeschichte Biblische Tage 2022

Während sich dieser Tage die Zahlen der Kirchengaustritte in den Bistümern des deutschen Sprachraums überschlagen und ein Austrittsrekord den anderen jagt, erzählt die lukanische Apostelgeschichte, der die folgenden Überlegungen gewidmet sind, von Zahlen, die sich in ähnlicher Weise überschlagen – allerdings der Bekehrungen, der Taufen und der damit verbundenen Eintritte in die Jesusbewegung: Da werden kurz nach Jesu Himmelfahrt auf einen Schlag 3000 Jerusalemer:innen Teil der Jesusbewegung (Apg 2,41). Und in der erzählten Welt nur wenige Momente später kommen gleich nochmals Tausende hinzu (Apg 4,4.17; 5,28). In Apg 6,7 notiert Lukas, dass sogar eine große Menge von Tempelpriestern Jesus als Messias bekennt und sich damit der Jesusbewegung anschließt. Und so geht es immer weiter. Die Jesusbewegung durchleilt in Gestalt von Figuren wie Philippus, Barnabas und Paulus mit sprichwörtlichen Siebenmeilenstiefeln den antiken Mittelmeerraum und breitet sich von Jerusalem ausgehend über Judäa und Samaria vor allem nach Westen aus (vgl. Apg 1,8) – mit dem Fernziel Rom, der Hauptstadt des Imperiums, die in Apg 28 erreicht wird, womit das Christentum endgültig auf der Weltbühne angekommen ist. Das Christentum findet dabei an vielen einzelnen Orten teils massiv Anhänger:innen. Woran liegt das? Was macht die Jesusbewegung in der von Lukas erzählten und immer auch inszenierten Welt, hinter der freilich auch historische Erfahrungen hervorlugen, zu einem attraktiven Angebot auf dem antiken Markt religiöser, spiritueller, ethischer und philosophischer Konzeptionen?

Wie die Gründe für den Austritt aus der Kirche heute vielfältig sind und sich gewiss nicht allein aus Missbrauchs- und Reformstau speisen, so sind die von Lukas erzählten Gründe für den Eintritt in die Jesusbewegung

ebenfalls vielfältig. Manche davon benennt Lukas dabei geradezu im Brustton der Überzeugung als besonders gewichtig, während andere eher zwischen den Zeilen sichtbar werden, möglicherweise aber für den überragenden Erfolg der Jesusbewegung mitentscheidend waren. Im Anschluss an soziologische Überlegungen zur Erklärung von Migrationsprozessen lassen sich dabei Pull- von Pushfaktoren unterscheiden. Während Pullfaktoren jene Momente und Charakteristika meinen, die *anziehend* wirken und Migration positiv (etwa im Sinne des Aufbruchs ins «Gelobte Land») befördern, sind Pushfaktoren jene Aspekte, die einen Migrationsdruck auslösen, die also einen bisherigen Zustand als defizitär erleben lassen (vergleichbar dem Aufbruch aus «dem Sklavenhaus Ägypten») und die Suche nach einer besseren Zukunft forcieren.

Dieses Modell lässt sich auf die Apostelgeschichte und den in ihr erzählten und auch historisch greifbaren Erfolg der Jesusbewegung übertragen. Denn bei den erzählten Eintritts in die Jesusbewegung handelt es sich um Formen der mentalen oder spirituellen Migration, die freilich – wie sich zeigen wird – auch Elemente der kulturellen, politischen und sozialen Migration beinhaltet: Denn diejenigen, an die sich die Jesusbotinnen und -boten mit ihrer Botschaft richten, in Jesus den Messias Gottes zu sehen, seinen Überzeugungen und Lebensmaximen, vor allem auch seiner Vision vom angebrochenen Reich Gottes zu folgen, sind ja bereits religiös-kulturell vorgeprägte Menschen, seien es Menschen jüdischen Glaubens oder Pagane, die eine religiöse und kulturelle Heimat jenseits der Jesusbewegung haben und diese Heimat mindestens in Teilen mit dem Eintritt in die Jesusbewegung hinter sich lassen. Dieser Beitrag fragt, was aus der Sicht der Apostelgeschichte ihre „mentale Migration“ auslöst und sie in die Jesusbewegung führt, was also den urchristlichen Glauben attraktiv machte. Dabei kommen zunächst in der Apostelgeschichte deutlich als Pullfaktoren genannte Aspekte in den Blick. Sodann gilt es kurz über potenzielle Pushfaktoren in der von Lukas erzählten Welt zu reflektieren, bevor abschließend eher im «Untergrund der Erzählung» wirkende Pullfaktoren thematisiert werden, die dezidiert auch sozial- und kulturgeschichtliche Implikationen aufweisen.

Freimütige Verkündigung, Wunder und das Wirken Gottes

Aus der Sicht der lukanischen Erzählung ist mindestens in quantitativer Hinsicht ein Faktor für die Attraktivität der Jesusbewegung besonders entscheidend: das ist die *überzeugende Verkündigung* der christlichen Heilsbotschaft durch

die Reden ebenso überzeugender Jesusboten (Jesusbotinnen, die längere Reden halten, kennt die Apostelgeschichte nicht mehr). Wieder und wieder erzählt Lukas, dass auf eine Verkündigungsrede hin sich Menschen einzeln, in kleinen Gruppen oder auch scharenweise der Jesusbewegung zuwenden (vgl. Apg 2,14–41; 3,11–4,4.17; 5,42–6,1; 8,4–13; 8,26–40; 11,19–24; 13,14–52; 14,1–7; 14,20b–21; 16,11–15; 17,1–4; 17,10–12; 17,16–34; 18,1–11; 19,1–40).

Diese Verkündigung ist für Lukas von Freimut (*parrësia*) geprägt (vgl. Apg 2,29; 4,13.29.31; 9,27.28; 13,46; 14,3; 18,26; 19,8; 26,26; 28,31). Damit ist die unverstellte, offene Rede gemeint, die authentisch ist, die keine falschen Rücksichten nimmt und unaufrichtig wäre, die keine leeren Sprechblasen ventiliert oder auf rhetorische Tricks der Überredungskunst setzt. Das Stichwort der *parrësia* rahmt dabei wie ein Leitmotiv fast das ganze in der Apostelgeschichte erzählte Verkündigungsgeschehen. Mit *parrësia* verkündet Petrus an Pfingsten (Apg 2,29; 4,13) und mit *parrësia* verkündet auch Paulus im letzten Vers der Apostelgeschichte und damit am Ende der erzählten Welt in Rom (Apg 28,31). Wer so redet wie der lukanische Petrus oder Paulus, der erscheint dann auch selbst als ein glaubwürdiger, authentischer Zeuge für Jesus.

Solch authentische Verkündigung, die nicht theologische Leerformeln, abgenutzte Metaphern und blutleere Sprache nutzt, sondern kreativ, situationsbezogen und adressatenorientiert verkündet, ist für Lukas ein echter Pullfaktor. Sie zieht an – gerade, weil sie sich nicht so sehr um die Orthodoxie der Worte sorgt und bemüht ist, die ganze Wahrheit des Christentums zu verkünden, sondern Energie darauf verwendet, wie der Kern

der Botschaft Jesu in je unterschiedliche Situationen anschlussfähig übersetzt werden kann. In diesem Sinne ist es auffällig, wie ausgesprochen situationsbezogen und kontextangemessen lukanische Erzählfiguren in der Wortverkündigung agieren: Vor einem jüdisch sozialisierten Publikum wie es etwa bei der Jerusalemer Pfingstpredigt des Petrus in Apg 2,14–36 oder in der Synagoge im pisdischen Antiochia (Apg 13,16–41) anzutreffen ist, in der Paulus spricht, wird

z. T. deutlich christologisch verkündet, weil die gemeinsame Basis zwischen Jesusboten und Adressatenschaft, der Glaube an den einen Gott, nicht zur Disposition steht oder begründet werden müsste. In diesen Fällen steht viel stärker die Rolle und Würde Jesu im Vordergrund und wird

unter Rückgriff auf oft zitathafte, eingespielte biblisch-jüdische Traditionen begründet, dass Jesus wirklich der im Judentum erwartete Messias Gottes ist. Deutlich weniger christologisch geht es demgegenüber etwa in Lystra zu (Apg 14,8–18), wo Barnabas und Paulus mit Blick auf ein nicht-jüdisches Publikum über den einen Gott als Schöpfer, sich selbst als Geschöpfe und die Möglichkeit natürlicher Gotteserkenntnis sprechen. Von Jesus ist dabei nie die Rede. Für Lukas ist all das von *parrësia* geprägte Verkündigung im Mund von authentisch erscheinenden Menschen – und diese Kombination zieht an.

Anziehend können fraglos auch die Wunder und wundersamen Zeichen wirken, die sich durch Jesusboten und im Umfeld der Jesusbewegung ereignen. Nachfolge Jesu bedeutet auch in dieser Perspektive Nachahmung Jesu, der auch im Lukasevangelium als Wundertäter erscheint. Allerdings – und das ist auffällig – sind erlebte Wunder nur ganz selten expliziter und alleiniger Auslöser für den Eintritt in die Jesusbewegung (wenn ich richtig lese, dann ist das nur in Apg 9,32–35.36–43 der Fall). Sie sind zwar spektakulär, bedürfen aber der Kommentierung durch Verkündigung, um „erfolgreich“ zu wirken. Besonders schön wird das im Rahmen des langen Erzählbogens von Apg 3,1–4,22 deutlich. Während die Jerusalemer Bevölkerung auf das öffentliche Heilungswunder von Apg 3,1–8 zwar mit Faszination, Staunen und auch Entsetzen reagiert (V. 10), aber keineswegs davon die Rede ist, dass auch nur ein Nachfolger gewonnen wäre, verfängt die anschließende und das Wunder kommentierende Rede des Petrus (Apg 3,11–26) tatsächlich und ist für viele in Jerusalem ein Grund, gläubig und Teil der Jesusbewegung zu werden (vgl. Apg 4,5).

Dieses Muster von Wunder und kommentierender Verkündigung (oder auch Verkündigung und anschließendem Wunder) findet sich mehrfach in der Apostelgeschichte (vgl. Apg 2,1–43; 5,12–16; 8,4–13; 16,17–34; 19,1–12). Auch hier ist es also wieder die Wortverkündigung, die als explizit anziehend und erfolgreich gekennzeichnet wird. Wie nötig diese kommentierende Verkündigung ist und wie zweischneidig das Wunderwirken werden kann, wird gerade in Apg 14,8–20 deutlich. Hier missverstehen die Menschen in Lystra gründlich das heilende Wunderwirken des Barnabas und des Paulus. Sie meinen, die beiden seien Götter in Menschengestalt, ein Fehleindruck, den die beiden zunächst nur mit Mühe in ihrer Verkündigung, letztlich aber doch erfolgreich korrigieren können. Für sie ist natürlich Gott am Werk, wenn Wunder geschehen.

Freilich nicht nur hinter den Wundern erkennt Lukas das Wirken des einen Gottes und seines Messias (vgl. auch Apg 3,6), so dass es nicht darum gehen kann und darf, sich als Wundertäter als mächtig und verehrungswürdig darzustellen – dieses Thema und die mit ihm verbundene Versuchung der Macht wird neben Apg 14,8–20 auch in Apg 8,4–25 deutlich verhandelt –, auch hinter dem Anwachsen der Jesusbewegung selbst erkennt Lukas ganz generell

Anziehend können fraglos auch die Wunder und wundersamen Zeichen wirken, die sich durch Jesusboten und im Umfeld der Jesusbewegung ereignen.



PD Dr. Markus Lau, Oberassistent am Department für Biblische Studien, Neues Testament, der Universität Fribourg und Privatdozent für Neues Testament an der Universität Mainz



das Wirken Gottes und seines Geistes. Das betrifft fraglos auch die Wortverkündigung, denn die Fähigkeit zur freimütigen Rede (*parrësia*) ist nach Apg 4,29.31 ein Gottesgeschenk, ein Charisma, um das die Jesusgemeinde Gott bitten kann. Und so ist letztlich *Gott am Werk*, wenn Menschen den Weg in die Jesusbewegung finden (vgl. ganz explizit Apg 2,47; 9,31).

Nahezu Fehlanzeige: Pushfaktoren

So explizit Lukas Pullfaktoren benennt, die in seiner Erzählperspektive die Jesusbewegung anziehend erscheinen lassen, so undeutlich bleiben potenzielle Pushfaktoren. Liest man nämlich die Apostelgeschichte dahingehend, ob als nichtchristlich charakterisierte Erzählfiguren mit Blick auf ihre vorchristliche religiöse Sozialisation explizite Defizite formulieren, so fällt auf, dass dies nur höchst selten der Fall ist. Einen echten religionsbezogenen Mangel, näherhin einen Wissensmangel formuliert eigentlich nur einer: der äthiopische Eunuch von Apg 8,26–40, der die Prophetenschrift des Jesaja liest, sie aber nicht versteht und dies als Mangel begreift, weil ihn bisher niemand im Verständnis dieser Schrift unterwiesen hat (V. 31). Man könnte sagen: Ihm fehlt ein Exeget ... Diese Rolle übernimmt dann in der lukanischen Erzählperspektive Philippus. Dieses fehlende Wissen, vom Eunuchen tatsächlich als Mangel wahrgenommen und entsprechend kommuniziert, führt ihn letztlich in die Jesusbewegung, mündet die Erzählung doch in die Taufe des Äthiopiens (V. 38).

Auch der in den Heilungsgeschichten als Auslöser fungierende Mangel körperlicher Integrität und Heilung wird in der Apostelgeschichte nicht als expliziter Pushfaktor benannt. Zwar kann man mit Blick auf die in der Apostelgeschichte erzählten Heilungsgeschichten festhalten, dass Kranke und Marginalisierte Heil und Heilung offenbar nicht im Rahmen ihrer paganen oder jüdischen Lebenswelt finden und hier ein Defizit vorliegt, dass durch die Vermittlung von Jesusboten befriedigt wird. Besonders eindrücklich erscheint dieser Kontrast mit Blick auf den Gelähmten von Apg 3,1–10, der stets

am Schönen Tor des Tempelareals sitzt und damit am Rande der im Judentum geglaubten Präsenz Gottes. Dort widerfährt ihm aber seit Jahr und Tag nicht körperliche Heilung. Er verbleibt stets vor dem eigentlichen Tempelareal und bittet dort um ein Almosen. Heilung findet er an diesem Ort erst, wenn er in Gestalt von Petrus und Johannes Jesusboten begegnet, die ihm Heilung auf den Namen Jesu hin zusprechen. Und erst dann kann auch er selbst den Weg in das Tempelareal finden (V. 8), so dass

in raumsemantischer Perspektive für ihn erst die Heilung durch Christus den Weg in das Haus Gottes eröffnet. Merkwürdigerweise bitten in den breiter erzählten Heilungsgeschichten der Apostelgeschichte (etwas anders liegt der Fall in den Heilungssummarien) die zu Heilenden aber selbst nur höchst selten um Heilung. Auch der Gelähmte von Apg 3 tut dies an keiner Stelle, sondern bittet die Apostel um eine

Merkwürdigerweise bitten in den breiter erzählten Heilungsgeschichten der Apostelgeschichte die zu Heilenden aber selbst nur höchst selten um Heilung.

Geldspende – und erhält sehr viel mehr als dies. Auch in dieser Perspektive erleben Kranke und Marginalisierte ihren defizitären Zustand nicht als ein religionsbezogenes Defizit, dessen Befriedigung sie von sich aus aktiv bei der Jesusbewegung suchen würden.

Etwas häufiger erzählt wird demgegenüber, dass Jesusanhänger in ihrer Verkündigung auf religionsbezogene Defizite in paganer wie nichtchristusgläubiger jüdischer Religiosität hinweisen. Das gilt etwa für Paulus in Athen, der nach Apg 17,22f. seinem paganen Auditorium attestiert, dass sie von einer Art Blindheit im Blick auf den wahren Monotheismus geprägt seien. Sie würden unwissend verehren, was

Paulus ihnen klar verkünden wird: den einen Gott Israels, der für sie bisher nur «ein unbekannter Gott» (V. 23) sei. Im Blick auf das nichtchristusgläubige Judentum werden sodann etwa von Stephanus, Petrus und Paulus religionsbezogenen Defizite markiert, so etwa die fehlende Erkenntnis Jesu als Messias oder die soteriologischen Defizite, die Paulus in Antiochia einklagt (Apg 13,38f.): Wahre Rettung, Gerechtigkeit vor Gott und Sündenvergebung erwachsen nicht aus dem Gesetz, sondern durch Jesus.

Überblickt man dieses Feld erzählter und möglicher weiterer Pushfaktoren, dann entsteht insgesamt der Eindruck, dass Lukas nicht eigentlich auf Kosten paganer oder nichtchristusgläubiger jüdischer Religiosität die Attraktivität des Christentums herausstreicht. Pointiert formuliert: Nicht die anderen sind schlecht und defizitär, sondern die Jesusbewegung ist unvergleichlich gut und aus sich heraus attraktiv. Und zu dieser Attraktivität der Jesusbewegung tragen auch ganz handfeste soziale, kulturelle, ja letztlich auch monetäre Faktoren bei, die vor allem dann sichtbar werden, wenn man die Jesusbewegung mit jüdischen Synagogengemeinden und Kult- sowie Berufsvereinen der griechisch-römischen Umwelt vergleicht. Dafür hat die Neutestamentlerin Eva Ebel in ihrer Studie «Die Attraktivität früher christlicher Gemeinden» entscheidendes Material aufgearbeitet.

Offene Türen, keine Eintrittsgebühren, wöchentliche Mähler und mehr

Liest man die Apostelgeschichte dahingehend, wie jene Figuren charakterisiert sind, die in ihr als Angehörige der Jesusbewegung erscheinen, dann drängt sich der Eindruck auf, dass Jesusgemeinden offene Türen für die gesamte Bandbreite der antiken Gesellschaft haben. Neben Männern finden sich selbstverständlich auch Frauen (z. B. Apg 16,14), neben Juden finden sich auch Nichtjuden (Apg 8/10–15), finden sich Proselyten und Gottesfürchtige (Apg 6,5; 10,2; dazu gleich mehr), neben Reichen (Apg 18,7) gibt es auch viele Arme (etwa die Witwen von Apg 6,1–7), neben Alten gibt es Junge (Apg 20,9; 21,16) und neben Alteingesesse-

Dem Selbstverständnis der Jesusbewegung nach bekommen Gottesfürchtige also in einer Jessusynagoge das gleiche Angebot wie in einer nichtchristusgläubigen jüdischen Synagoge – nur zu besseren Bedingungen.

nen Hebräischsprachigen ist auch Platz für Neuzugezogene, die Griechisch sprechen (Apg 6,1), ja auch gesellschaftliche Außenseiter wie der Eunuch von Apg 8,26–40 sind vollauf willkommen (und natürlich können auch Sklaven Mitglieder der Jesusbewegung werden, wie etwa die paulinischen Briefe zeigen). In der Jesusbewegung hat jede:r Platz, sofern die Grundüberzeugungen der Gruppe geteilt werden. Niemand ist aufgrund seiner ökonomischen Potenz, seines Geschlechts, seiner ethnischen Zugehörigkeit, seiner Bildung, seines Alters, der Konstitution seines Körpers (vor allem der Geschlechtsorgane) oder seiner sozialen und rechtlichen Stellung ausgeschlossen. Das unterscheidet die Jesusgruppe von allen Formen paganer Kult- und Berufsvereine oder auch von jüdischen Synagogengemeinden. In der Jesusbewegung ist die gesamte Bandbreite der antiken Gesellschaft willkommen und kann jede:r Vollmitglied mit (jedenfalls am Anfang) gleichen Entfaltungsmöglichkeiten werden. Das ist ein keinesfalls zu unterschätzender Attraktivitätsfaktor, den Lukas freilich vollauf implizit erzählt.

Speziell für die bereits kurz genannte Gruppe der Gottesfürchtigen ist die Jesusbewegung dabei aus einem sehr spezifischen Grund von besonderem Interesse, der gerade in der Apostelgeschichte sichtbar wird. Der Terminus Gottesfürchtige meint nichtjüdische Menschen (Frauen und Männer) im Umfeld von Diasporasynagogen, die in der Regel zu den lokalen Eliten gehörten, finanziell potent waren und die Synagogen materiell unterstützten, die Gottesdienste besuchten, vom jüdischen Monotheismus und seiner Ethik des guten Lebens angezogen waren, aber nicht konvertierten und als Proselyten Teil der Gemeinden und des jüdischen Gottesvolkes wurden, weil eine solche Konversion für sie handfeste Nachteile impliziert hätte. Jüdische Synagogengemeinden hielten diese Gottesfürchtigen bei aller Sympathie in gewisser Distanz: Wer vollständig zur Synagoge und damit zum Gottesvolk gehören wollte, musste eben ins Judentum wirklich eintreten, sich als Mann beschneiden lassen und alle geltenden Gebote und Verbote der Tora und der sonstigen Tradition einhalten, um den Status des Proselyten zu erhalten.

Die Jesusbewegung geht hier nach dem Zeugnis der Apostelgeschichte (vgl. vor allem Apg 15) einen anderen Weg. Wer in ihr Mitglied werden will, an den einen Gott glaubt, in Jesus den Messias sieht und seiner Vision des guten Lebens folgen will und damit nach dem Selbstverständnis der Jesusbewegung natürlich auch Teil des jüdischen Gottesvolkes wird, muss sich nicht bescheiden lassen, muss nicht das Gesamt des mosaischen Gesetzes einhalten, sondern muss lediglich die Jakobusklauseln beachten, sich also im Wesentlichen an einige Speisegebote halten (vgl. Apg 15,20). Gerade für Gottesfürchtige ist das ein attraktives Angebot. Durch innovative Zutrittsbedingungen und Eintrittsrituale (neben die Beschneidung tritt die Taufe als Eintrittsritual in das Gottesvolk) können sie Vollmitglieder einer Jesussynagoge werden, damit an jüdischen Traditionen partizipieren und Teil des Gottesvolkes sein, ohne sich etwa beschneiden zu lassen, was in der griechisch-römischen Kultur als unschicklich galt. Dem Selbstverständnis der Jesusbewegung

nach bekommen Gottesfürchtige also in einer Jesussynagoge das gleiche Angebot wie in einer nichtchristusgläubigen jüdischen Synagoge – nur zu besseren Bedingungen. Dieses Angebot wirkt anziehend und so finden sich in der erzählten Welt des Lukas sehr viele Gottesfürchtige unter den Adressaten der Jesusboten und als frühe Mitglieder der Gemeinden (vgl. Apg 10,2.22; 13,16.26.50; 16,14; 17,4.17; 18,7).

Blickt man sodann auf die eher kleinen Leute unter den potenziellen Mitgliedern der Jesusbewegung, werden andere implizit erzählte Pullfaktoren relevant. Zur Attraktivität der Jesusbewegung trägt mit Blick auf diese Gruppe bei, dass die Mitgliedschaft in der Jesusbewegung zunächst kostenlos war. Im Gegensatz zu den allermeisten Vereinen der griechisch-römischen Umwelt wurde keine Eintritts- oder Mitgliedschaftsgebühr verlangt. Auch wer zu den Bettelarmen gehörte war willkommen, ja gerade für ihn war die Jesusbewegung in der lukanischen Darstellung besonders attraktiv. Denn in ihr galten die hohen Ideale der Gütergemeinschaft und der Bedarfsgerechtigkeit. Davon erzählen Texte wie Apg 2,44–47; 4,32–37 und 6,1–7. Wer in den Kreisen der Gemeinde über größere materielle Güter verfügte, war eingeladen (nicht aber verpflichtet, vgl. Apg 5,1–11; Gütergemeinschaft ist nicht auf Zwang und Enteignung

Auch wer zu den Bettelarmen gehörte war willkommen, ja gerade für ihn war die Jesusbewegung in der lukanischen Darstellung besonders attraktiv.

angelegt), seine Güter mit jenen zu teilen, die weniger hatten. Und in der erzählten Welt lassen sich viele der ersten Jesusanhänger:innen auf diese neue soziale Wirklichkeit ein. D. h. die aus den offenen Gemeindetüren erwachsende soziale Inhomogenität der Gemeinden ist aus Sicht des Lukas nicht ein Nachteil für die Jesusbewegung, der in unlösbare Konflikte führt, sondern ist im Gegenteil ein Vorteil, den es im Sinne Jesu zu gestalten gilt.

Natürlich sind das lukanische Idealisierungen, wie bereits der Konflikt um Hannias und Sapphira (Apg 5,1–11) oder der Jerusalemer Streit um die Witwenversorgung in Apg 6,1–7 zeigt. Gerade aber letzterer Text macht deutlich, welche Kreativität die frühe Jesusbewegung in der Sicht des Lukas an den Tag gelegt hat, um Gütergemeinschaft wirklich praktisch leben und die sozialen Geldflüsse auch realisieren zu können. Die Jerusalemer Gemeinde etabliert nämlich kurzerhand gemeinsam mit den Aposteln – der Zwölfkreis und die Gesamtgemeinde aus Männern und Frauen arbeiten, so erzählt es Apg 6,2–6, partizipativ Hand in Hand und teilen sich Leitung, Macht und Verantwortung: auch das ist im Übrigen durchaus ein Attraktivitätsfaktor, denn ein Eintritt in die Jesusbewegung lässt Menschen unterschiedlichen Geschlechts und sozialer Stellung an partizipativen Prozessen teilhaben und bringt so Gestaltungsspielräume und einen Zugewinn an Autonomie mit sich; die Jesusgruppe bietet damit Entfaltungsmöglichkeiten auch für jene, die in jüdischen Synagogengemeinden, im jüdischen Tempelkult, in paganen Vereinen oder in paganen Religionsvollzügen in der Tendenz über weniger Handlungsoptionen verfügen – ein neues Gremium, die sieben Tischdiener, um die Konflikte um die Witwenversorgung zu lösen. Strukturen werden also dem Bedarf angepasst und Ämter sollen Konflikte lösen und nicht selbst zum Stein des Anstosses werden. Dass Lukas



diese vorbildliche Konfliktlösung mit zwei Wachstumsnotizen im Blick auf die Jerusalemer Gemeinde rahmt (V. 1.7), spricht für sich: Auch die gemeinsame Konfliktlösung, die partizipativ erfolgt und dem Ideal der Bedarfsgerechtigkeit und Armenfürsorge dient, wirkt anziehend. Auch in diesem Sinne ist Inhomogenität ein Vorteil und trägt zum Wachstum der Bewegung bei.

Eine spezielle Form der Gütergemeinschaft prägt sodann auch die wöchentlichen Herrenmahl- oder Eucharistiefeiern der frühen Gemeinden. Auch in den Gemeinden der Apostelgeschichte wird gemeinsam das Brot gebrochen (vgl. Apg 2,42.46; 20,7.11). Wie das aber genau im frühen Christentum vonstattengeht, erzählt Lukas leider nicht. Wir sind auf Schützenhilfe aus der Welt der paulinischen Briefe angewiesen, die ja in Teilen ebenfalls jene Gemeinden adressieren, über die Lukas in der Apostelgeschichte erzählt. Aus 1 Kor 11,17–34 wissen wir z. B., dass beim Herrenmahl in der Gemeinde von Korinth (vgl. Apg 18) nicht nur Brot und Wein geteilt wurden, sondern auch weitere Speisen. Das Herrenmahl bildet an den Anfängen hier noch eine spannungsvolle Einheit von Sakrament und Sättigungsmahl, bei der nicht nur vertikale Gemeinschaft mit dem himmlischen Jesus durch das Brechen des einen Brotes angezielt ist, sondern auch eine irdisch-horizontale Gemeinschaft durch das Teilen der mitgebrachten Speisen im Blick ist. Dem Ideal nach sollen dabei alle durch das Teilen der Speisen satt werden, was gerade für ärmere Gemeindemitglieder ein Attraktivitätsfaktor ist, ist ihr Alltag doch nicht selten von knurrenden Mägen geprägt. Zumindest beim Herrenmahl sollen aber auch die Armen richtig satt werden können (was in Korinth gründlich schief geht und den Anlass für 1 Kor 11,17–34 liefert). Die Intensität der gemeinsamen Mahlfeiern (Häufigkeit, Verteilungsregeln) ist dabei höher als etwa in vergleichbaren paganen Vereinen, was die Jesusbewegung erneut eher für die kleinen Leute der antiken Gesellschaft attraktiv machte – und zwar auch im Hier und Jetzt ihres konkreten Lebens.

Schließlich ist man als Teil der Jesusbewegung Mitglied eines sich ausdehnenden Netzwerks. Das ist, wie die Apostelgeschichte dezent erzählt, gerade auf Reisen von Vorteil. Denn als Christ hat man auch in der Fremde Freunde, wenn es dort bereits eine Jesusgruppe gibt. Dann kann man zu Gast im eigentlich fremden Haus sein, wie etwa Apg 21,15f. mit Blick auf den Zyprioten Mnason erzählt. Privathäuser fungieren in der Apostelgeschichte mehr und mehr auch als Gemeindehäuser, die sowohl den lokalen Gemeindemitgliedern wie auch durchreisenden Schwestern und Brüdern offenstehen. Auch das macht den urchristlichen Glauben und das Leben in einer Jesusgemeinde attraktiv.

Anders glauben – anders leben

Neben genuin spirituell-religiösen Anziehungsfaktoren, die zum inhaltlichen Glaubens- und Markenkern einer monotheistischen Erlösungsreligion gehören, neben der authentischen Verkündigung einer glaubwürdigen Heils-

botschaft durch ebenso glaubwürdige Verkündiger wirken also auch handfeste sozial- und kulturgeschichtliche Faktoren anziehend, die der frühen Jesusbewegung im Vergleich zu jüdischen Synagogengemeinden oder auch paganen Vereinen Standortvorteile bringen. Es ist also auch die Innovationskraft der frühen Jesusbewegung, die Menschen sehr konkret und handfest ein gutes, ja besseres Leben ermöglicht, die gleichsam als Erdung hoher Glaubensinhalte und -ideale anziehend wirkt. Die ersten Christ:innen glauben anders und leben deshalb auch praktisch anders, um authentisch zu sein: Sie öffnen die Türen der Gemeinden weit – und alle sind willkommen. Sie teilen die Güter des Lebens – auch mit Randfiguren. Sie schaffen punktuell neue Strukturen – und lassen viele daran partizipieren.

Keine Frage: Diese impliziten Pullfaktoren sind nicht für alle in gleicher Weise attraktiv. Vor allem die sozialen Attraktivitätsfaktoren zielen eher die kleinen Leute an. Wer indes zu den Reichen und Mächtigen in der antiken

Gesellschaft gehört, wird diese sozialen Faktoren vielleicht sogar als Hürde wahrnehmen, weil er plötzlich nicht mehr nur mit Seinesgleichen, sondern mit den anderen zu Tisch liegt, und eingeladen ist, von seinem Reichtum zu teilen. Solche Idealisten muss es gegeben haben, denn sonst würde das lukanische Ideal von Gütergemeinschaft und Bedarfsgerechtigkeit wirklich nur ein schöner Schein bleiben. Quantitativ freilich wird die Zahl der Begüterten in den frühen Gemeinden im Vergleich zu den relativ Armen

gering gewesen sein, wie es etwa auch Paulus mit Blick auf seine korinthische Gemeinde formuliert, der festhält, dass es in ihren Reihen eben nicht viele Mächtige und Hochwohlgeborene gibt (vgl. 1 Kor 1,26). Das ist heute in vielerlei Hinsicht anders – und damit kehren wir an den Anfang zurück.

Um der gegenwärtigen Austrittswelle zu begegnen, bietet die Apostelgeschichte sicher keine Patentrezepte. Schon vor dem Hintergrund einer veränderten Sozialstruktur in den christlichen Gemeinden der Gegenwart wie auch mit Blick auf unsere gegenwärtige Lebenswelt, die mit der antiken Umwelt des frühen Christentums nicht einfach zu vergleichen ist, wäre es ein biblizistischer Fehlschluss, wollte man der gegenwärtigen Austrittswelle, die unsere Kirchen erfasst, mit einer Fokussierung auf die von Lukas direkt und indirekt erzählten Pullfaktoren begegnen und einfach die Kirche der Anfänge auf unsere Zeit übertragen. Lernen freilich kann man aus der Apostelgeschichte auch für die Gegenwart, dass die Jesusbewegung an den Anfängen auch deshalb hoch attraktiv war, weil die Gemeinden den Mut hatten, mit Blick auf ihre konkrete Umwelt und die Menschen in ihrer Lebenswelt die Jesusbotschaft so zu inkulturieren und in Praxis umzusetzen, dass sie zum einen verständlich war und zum anderen tatsächlich ein Angebot für ein besseres Leben im Hier und Jetzt gemacht hat, d. h. auf die Erfordernisse und Zeichen der Zeit reagiert hat. Das ist bleibende Verpflichtung auch für die Kirche unserer Tage angesichts unruhiger Zeiten und tiefgreifender Umbruchsprozesse. ■

Es ist also auch die Innovationskraft der frühen Jesusbewegung, die Menschen sehr konkret und handfest ein gutes, ja besseres Leben ermöglicht.

Offenes Ende

Eine Rückschau zum Weitergehen – mit der Apostelgeschichte
von Thomas Söding

Endet die Apostelgeschichte offen? Paulus ist in Rom angekommen – anders als geplant, unter widrigen Umständen, aber mit der Reich-Gottes-Botschaft und dem Christusevangelium auf den Lippen und im Herzen. Nach dem abenteuerlichen Schiffbruch vor Malta, der dramatischen Rettung aus der tosenden Brandung (Apg 27,14–44) und der freundlichen Aufnahme bei Publius, dem „Ersten“ der Insel (Apg 28,1–10), geht das militärische Kommando, das bei Lukas zu einer Reisegruppe um den Gefangenen geworden zu sein scheint, an Bord eines alexandrinischen Schiffes, das im Zeichen der Dioskuren Kastor und Pollux, der Schutzpatrone von Seeleuten, nach Syrakus segelt, der Hauptstadt Siziliens, und drei Tage später weiterfährt, um via Rhegion (Reggio di Calabria) in Puteoli (Pozzuoli) bei Neapel anzulanden. Paulus kann dort eine Woche die Gastfreundschaft von Glaubensgeschwistern genießen, bevor er sich auf den Landweg nach Rom macht. Bis Forum Appii und Tres Tabernae kommen ihm Abgesandte der römischen Gemeinde entgegen (Apg 28,11–15). In der Hauptstadt steht er unter Hausarrest, kann aber Kontakte knüpfen (Apg 28,16). Er lädt führende Vertreter der Synagoge ein, um mit ihnen über das Reich Gottes und Jesus zu sprechen (Apg 28,17–25). Die Reaktion ist gespalten. Um sie zu deuten, zitiert Paulus laut Lukas

den Verstockungsauftrag des Propheten Jesaja (Apg 28,25–27) und positioniert sich als Gesandter der Völker (Apg 28,28). Der Schluss der Apostelgeschichte lautet: „Zwei Jahre lebte er in einer Mietwohnung und nahm alle auf, die zu ihm wollten, indem er ihnen das Reich Gottes verkündete und über Jesus Christus lehrte, frei und ungezwungen“ (Apg 28,31–32). Ist dies ein runder Abschluss? Ist es ein offenes Ende?



Prof. Dr. Thomas Söding, Professor für Neues Testament an der Universität Bochum

Ungelöste Probleme – uneingelöste Hoffnung

Es gibt zwei Erklärungen, dass die Apostelgeschichte einen runden Schluss habe. Die eine ist historisch falsch, aber theologisch harmlos, die andere historisch wirkmächtig, aber theologisch fatal. Theologisch harmlos, aber historisch falsch ist die Auskunft, Lukas habe weitere Ereignisse

Vertiefung des Themas von Seite 40–52

Die Apostelgeschichte Biblische Tage 2022

deshalb nicht berichten können, weil er zu diesem Zeitpunkt, also Anfang der 60er Jahre, sein Werk bereits abgeschlossen habe. Diese Auskunft überzeugt schon deshalb nicht, weil die Apostelgeschichte das Lukasevangelium voraussetzt (Apg 1,1–2), dieses aber u.a. auf dem Markusevangelium beruht, das ersichtlich um 70 n. Chr. verfasst worden ist (Mk 13,14).

Rein spekulativ ist die Überlegung, Lukas habe noch einen dritten Band folgen lassen wollen, der dann vom Martyrium des Paulus und Petrus berichtet hätte. Zwar würde ein solches Buch auf gespanntes Interesse stoßen, besonders in Spanien, wohin Paulus laut Römerbrief wollte (Röm 15,24.28) und laut dem Ersten Clemensbrief womöglich auch gekommen ist (1 Clem 5,7). Aber es gibt keine einzige Andeutung in der Apostelgeschichte, dass es noch weitergehen sollte – anders als im Evangelium, das mit der Verheißung des Geistes, dem Missionsauftrag und dem Segen des Auferstandenen, der in den Himmel emporsteigt, auf eine mögliche Fortsetzungsgeschichte verweist (Lk 24,49–51).

Weit verbreitet ist hingegen eine Erklärung, die theologisch hoch problematisch ist. Ihr zufolge hat Paulus mit dem Verstockungslogion den Juden, die nicht an Jesus glauben, theologisch den Abschied gegeben: Sie hätten ihre Chance definitiv verpasst, so dass nun die Heidenmission an die Stelle trete. Das habe Lukas gezeigt haben wollen. Da diese Deutung typischerweise keineswegs auf eine eigene Sendung der Juden hinausläuft, sondern auf eine Substituierung Israels durch die Kirche, wäre die Tür zu einem

Endet die Apostelgeschichte offen? Paulus ist in Rom angekommen – anders als geplant, unter widrigen Umständen, aber mit der Reich-Gottes-Botschaft und dem Christusevangelium auf den Lippen und im Herzen.



christlichen Antijudaismus aufgestoßen, der sich verheerend ausgewirkt hätte. Tatsächlich wird Lukas für eine solche Pointe nicht selten verantwortlich gemacht. Der Antijudaismus wäre dann die dunkle Seite und damit die theologische Desavouierung der Christusmission.

Aber auch diese Deutung überzeugt nicht. Zum einen ist die Völkermission bei Lukas nicht die zweite Wahl,

Paulus kündigt an, sich vom Widerspruch nicht beeindruckt zu lassen, auch wenn er ihn nicht auflösen vermag. Die Völkermission muss mit dem Nein der allermeisten Juden zu Jesus leben.

nachdem die Judenmission gescheitert sei, sondern die ursprüngliche Beauftragung Jesu, in „Jerusalem und ganz Judäa, in Samaria und bis ans Ende der Welt“ das Evangelium zu verkünden (Apg 1,8). Zum anderen ist von einer Ablösung Israels durch die Kirche im lukanischen Doppelwerk keine Rede. Vielmehr lautet die Auskunft an die Adresse der römischen Synagogenführung: „So soll euch bekannt sein: Dieses Heil Gottes ist den Völkern gesandt, und sie werden hören“ (Apg 28,28). Paulus kündigt an, sich vom Widerspruch nicht be-

eindrücken zu lassen, auch wenn er ihn nicht auflösen vermag. Die Völkermission muss mit dem Nein der allermeisten Juden zu Jesus leben.

Ähnlich liegt es bei der Nachbesprechung der Predigt in der Synagoge von Antiochia Pisidia: „Euch musste das Wort zuerst verkündet werden; da ihr es abweist und euch selbst als des ewigen Lebens nicht würdig erachtet: Siehe, wir wenden uns an die Völker. Denn so hat uns der Herr geboten: ‚Ich habe dich bestimmt, Licht der Völker zu sein zum Heil bis ans Ende der Welt‘ (Jes 42,6)“ (Apg 13,46–47). Zwar wird auch diese Ansage häufig als Abkehr von den Juden und Ablösung von Israel gedeutet; aber der Fortgang der Erzählung zeigt, dass dies nicht der Fall ist. Vielmehr wird zum einen das „Zuerst“ deutlich, das die Erwählung Israels zum Ausdruck bringt; zum anderen wird den Juden, obgleich sie nicht an Jesus glauben, eine Ausweitung des Gottesheiles auf die Heiden angekündigt. Diese Universalität aber ist der genuine Horizont Israels, eine Konsequenz des Monotheismus, wie Lukas in seinen Büchern vorzugsweise an den Psalmen festmacht.

In seinen Verteidigungsreden, die der Überstellung nach Rom vorangehen, ist von einem angeblichen Ende Israels keine Rede; vielmehr verweist Paulus vor den Statthaltern Felix und Festus auf seine Gesetzestreue (Apg 24,10–21; 25,8); vor König Agrippa und dessen Schwesterfrau Berenike verweist er auf die Verheißungen der Väter, den Segen für alle Völker (Apg 26,6), der durch Jesus bejaht wird (Apg 26,7–23). Der lukanische Fokus liegt auf der Öffnung für die Völker. Die Juden hingegen, die in ihrer großen Mehrheit nicht an Jesus als Christus glauben, werden deshalb nicht schon theologisch beschrieben. Ihr Nein ist vielmehr ein Problem, das in der Apostelgeschichte nicht gelöst wird. Es beruht – nicht auf Eifersucht, wie die Einheitsübersetzung meinte, sondern – auf Eifer: für Gott (Apg 13,45). Sie bringen ihren Gottesglauben nicht mit dem Christusbekenntnis zusammen.

Es ist nach Lukas aber nicht so, dass sich die Juden, die nicht an Jesus glauben, deshalb des Heiles als „unwürdig“ erwiesen hätten, wie früher in der Einheitsübersetzung stand, sondern dass sie selbst denken, seiner unwürdig zu sein, wie die revidierte Einheitsübersetzung jetzt klarstellt. Der Vers bietet keine historisch belastbare Information; er markiert eine lukanische Zuschreibung, die durch das Verstockungsmotiv gedeutet wird. Deshalb bringt die Auseinandersetzung zwischen Paulus und der römischen Synagogenführung die Grundfrage jeder Gnadentheologie auf den Punkt, die nur Gott selbst wird beantworten können: Wie entsteht Glaube? Wie wirkt Gott Heil? Wie kann die Hoffnung, die im eigenen Glauben begründet ist, die Gewähr bieten, andere nicht zu verdammen, aber auch nicht zu vereinnahmen, sondern zu verstehen.

Ein zweites Problem, das nicht gelöst ist, kommt hinzu. Es wird durch den Hinweis auf die Inhaftierung angezeigt: Um einer Auslieferung an den Hohen Rat zu entgehen, appelliert Paulus in Caesarea Maritima – sein römisches Bürgerrecht erlaubt es ihm – an den Kaiser in Rom (Apg 25,8–10). So kommt er dorthin, wohin er ohnedies wollte (Apg 19,21: „Rom muss ich sehen“). Aber seine Lage ist prekär. Er wird sich verantworten müssen; wie der Prozess ausgehen wird, ist nicht klar. In der Forschung heißt es zwar oft, Lukas verfolge eine politische Apologetik, um gegenüber den Römern die Harmlosigkeit des Evangeliums zu betonen und dadurch den römischen Verfolgungsdruck abzubauen. Aber Jesus, der passiven Widerstand gegen Pontius Pilatus leistet, und Paulus, der vor römischen Richtern immer wieder sein Recht einklagt, beweisen das Gegenteil. Auch in Rom gibt es kein Zurückweichen vor der staatlichen Gewalt, aber auch keine Unterstützung durch sie. Zwei Jahre werden genannt; wie es aus- und weitergeht, bleibt offen.

Mithin stehen zwei ungelöste Probleme am Schluss der Apostelgeschichte. Beide sind gravierend: das Verhältnis zu den Juden, die nicht an Jesus glauben, und das Verhältnis zum Imperium, in dem alle mit Verfolgung rechnen müssen, die das Evangelium verkünden. Lukas hat die Bedeutung beider Probleme durch das Evangelium wie durch die Apostelgeschichte klar hervorgehoben. Er macht aber zugleich deutlich, dass die Missionsgeschichte weitergehen wird, auch wenn sie nicht gelöst werden.

Die entscheidende Herausforderung, die am Ende der Apostelgeschichte markiert wird, besteht darin, die ungelösten Probleme nicht zu verdrängen, sondern zu verarbeiten. Die Herausforderung kann gemeistert werden, weil beide Probleme von einer Hoffnung unterfangen sind, die real, aber noch nicht eingelöst ist. Das Reich Gottes ist nahe, aber es ist noch nicht vollendet; Lukas ist sicher, dass es so schnell auch nicht zum Abbruch der Geschichte kommen wird, son-

Die entscheidende Herausforderung, die am Ende der Apostelgeschichte markiert wird, besteht darin, die ungelösten Probleme nicht zu verdrängen, sondern zu verarbeiten.

dern dass noch eine geraume Zeit in der Spannung von „Schon“ und „Noch nicht“ stehen wird. Die Verheißung des Geistes zielt auf die Verkündigung bis an die Enden der Erde (Apg 1,8). So strategisch und effektiv vor allem Petrus und Paulus das Evangelium verbreitet haben – diese Aufgabe ist auch aus lukanischer Warte bei weitem nicht erledigt. Zwar ist Paulus im Zentrum des Imperiums angelangt. Aber die missionarische Perspektive sind die Peripherien. Paulus wird auch angesichts der ungelösten Probleme einerseits mit Juden, andererseits mit Römern, die sich schon weit vor dem römischen Aufenthalt abgezeichnet haben, nicht von der Verkündigung des Evangeliums lassen. In der Abschiedsrede an die ephesinischen Presbyter in Milet hat er die Augen dafür geöffnet, dass der Tod seiner wartet, ohne dass deshalb das Missionswerk zusammenbrechen werde (Apg 20,17–38).

Diese Dynamik kommt in den Schlussversen der Apostelgeschichte zum Ausdruck: Dass der gefangene Paulus trotz aller Beschwerden wirken kann, verweist auf die Möglichkeiten Gottes, menschliche Grenzen zu überschreiten – auf eine menschliche Weise, die sich aus dem Glauben erklärt. Dass die Hoffnung auf Erlösung sich noch nicht vollkommen bestätigt hat, heißt also nicht, dass es keine Gabe und dass nicht die Verheißung des Evangeliums bereits mit dem Glück des Glaubens verbunden sein könne. Aber sie ist so groß, dass sie einerseits den Widerspruch provoziert, der zu den ungelösten Problemen führt, und andererseits in jeder Krise einen Ausweg schafft, der in die Zukunft führt.

Die Offenheit des Schlusses signalisiert, dass die Geschichte weitergeht: über das Erzählte hinaus, in der Realität des Lebens, bis zur Zeit des Autors und weiter. Der Schluss in Rom setzt ein Ausrufezeichen: dass es keinen Ort geben wird, an dem das Evangelium nicht gehört werden wird, dass es aber keine Verkündigung ohne die gravierenden Probleme geben wird, die sich aus dem Dissens mit der jüdischen Majorität und aus den Konflikten mit politischen Machthabern ergeben wird. Das Doppelwerk blickt zurück und nach vorn. Denen, die skeptisch oder neugierig sind, macht es deutlich, woher die neue religiöse, ethische, philosophische Bewegung kommt, die sich „Weg“ nennt (Apg 9,2; 19,9.23; 22,4; 24,14.22), und wofür sie steht, damit sie einschätzen können, wie sie sich in Zukunft entwickeln wird. Denjenigen, die zum Glauben kommen, vergegenwärtigt es ihre eigene Geschichte, so dass sie sowohl die Herausforderungen der Gegenwart besser verstehen als auch Orientierung für die Zukunft besser gewinnen können, in der sie nicht kopieren können, was gewesen ist, aber die Impulse aufnehmen können, die in der Anfangszeit gesetzt sind.

Das Verhältnis zu den Juden

Lukas hat schon im Kindheitsevangelium höchst anschaulich dargestellt, dass Jesus jüdische Wurzeln hat und nur aus einem lebendigen Judentum heraus verstanden werden

kann: nicht dem der Sadduzäer und Hohepriester, die eher als Politiker gezeichnet werden, auch nicht dem der Pharisäer, denen ein zu enges Gesetzesverständnis zur Last gelegt wird, wohl aber aus dem Judentum der frommen Priester wie Zacharias, der prophetischen Frauen wie Maria, Elisabeth und Hanna, der weisen Alten wie Simeon und der Armen wie der Hirten auf den Feldern von Bethlehem. Durch seine Synagogenbesuche, seine Pilgerreise nach Jerusalem, seine Tempelaktion, seine Schriftauslegung zeigt Jesus immer wieder, dass er aus den Quellen biblischer Theologie schöpft, wenn er das Reich Gottes verkündet, den Weg des Leidens nicht flieht und in der Hoffnung auf die Auferstehung sein Leben hingibt. In der Urgemeinde bleibt es bei der Teilnahme am Gebetsleben des Tempels (Apg 2,46); auch diejenigen, die erstmals „Christen“ genannt werden, weil sie von Antiochia Syria aus programmatisch Heidenmission ohne Beschneidung getrieben haben (Apg 11,19–26), sind mitnichten deshalb keine Juden mehr: weder in ihren noch in fremden Augen.

Nicht ganz so deutlich, aber doch auch klar ist bei Lukas die Zukunftsoption. So wie es gemeinsame Wurzeln gibt, die nicht ausgerissen werden, so auch eine gemeinsame Hoffnung, die nicht zerstört wird. Jesus öffnet sie in einer äußerst kritischen Prophetie. Er ruft sein vielfaches Bemühen um „Jerusalem“ ins Gedächtnis, deren „Kinder“ er zu sammeln versucht hat, wie eine „Glucke ihre Küken unter ihre Flügel nimmt“ – ein Bild, das an die Weisheit erinnert (Lk 13,34). Da sie jedoch nicht wollen, kommt es zum Auszug Gottes aus seinem „Haus“, dem Tempel, der denen „überlassen“ wird (Lk 13,35), die eine „Räuberhöhle“ aus ihm gemacht haben (Lk 19,46; Jer 7,11). Es ist schwer, nicht an die Zerstörung Jerusalems zu denken. In der Endzeitrede, die Lukas aus dem Markusevangelium aufgenommen hat, macht Jesus jedoch klar, dass aus dem Ende des Tempels weder auf das Ende der

Dass der gefangene Paulus trotz aller Beschwerden wirken kann, verweist auf die Möglichkeiten Gottes, menschliche Grenzen zu überschreiten – auf eine menschliche Weise, die sich aus dem Glauben erklärt.

Welt noch auf das Ende Israels geschlossen werden darf (Lk 21,7–36). So ist es auch in der kritischen Phase der Galiläamission. Es gibt ein Jenseits des Gerichts: „Ihr werdet mich nicht mehr sehen, bis die Zeit gekommen sein wird, da ihr sagen werdet: ‚Gesegnet, der kommt im Namen des Herrn!‘“ (Lk 13,35 – Ps 118,26). Im Lukasevangelium reicht der Blick nicht nur bis zum Einzug Jesu in Jerusalem (Lk 19,28–40), sondern bis zur Parusie (Lk 21,25–28). Weil Jesus davon spricht, dass die Menschen ihn definitiv nicht mehr sehen werden, bis jener Zeitpunkt eingetreten sein wird (vgl. Mt 23,37–39), spricht das Wort von einer endgültigen Begegnung mit dem Messias, der freudig begrüßt sein wird, auch wenn es sich um keinen anderen als Jesus handeln wird. Die jesuanische Christologie, die Lukas bezeugt, strahlt in diesem Zukunftsbild auf – und zwar in der Zuversicht des Glaubens so, dass Feindschaft überwunden wird, die in Geschichte und Gegenwart das Verhältnis zu zerstören droht.

In der römischen Abschlussnotiz ist es ausgerechnet das Verstockungslogion, das diesen Hoffnungsbogen



spannt. Paulus stellt fest, wie uneins die römischen Synagogenoberen sind; deshalb führt er laut Lukas an, was Jesaja als Grundauftrag seiner prophetischen Sendung erfahren hat: „Geh zu diesem Volk und sage: Mit den Ohren habt ihr gehört und nicht verstanden; mit den Augen gesehen und nicht geschaut; denn verhärtet ist das Herz dieses Volkes; ihre Ohren hören schwer; ihre Augen sind geschlossen, dass sie mit Augen nicht sehen und mit Ohren nicht hören und mit dem Herzen nicht verstehen und umkehren und ich sie heile“ (Lk 28,26–27; Jes 6,9–10LXX). Nach Lukas hat auch Jesus dieses Wort auf seine eigene Sendung bezogen: Durch seine Gleichnisse löst er eine Krise des Verstehens aus, die durch die Gleichnisse nicht gelöst werden kann, aber die Notwendigkeit des Glaubens zum Verstehen offenbart (Lk 8,9–10). Paulus beleuchtet die Kehrseite. Der Prophet sagt an, was geschieht und geschehen sein wird: Es wird alles gesagt worden sein, was zu sagen ist. Aber durch die Verkündigung wird kein Glaube entstanden sein. Der Grund liegt nicht in der mangelnden Qualität des Wortes oder der Vermittlung, sondern in der Hartherzigkeit des Volkes, d.h. einer Verschlussheit für Gott, die dann besonders groß sein kann, wenn sie sich auf Gott beruft. Sie wird durch die Verkündigung nicht herbeigeführt, aber aufgedeckt. Sie ist aber nicht das Ende vom Lied. Denn die Verstockung ist in der Bibel nicht mit der Verdammung gleichzusetzen; sie ist immer zeitlich befristet. Sie ist die Dialektik der Verkündigung, weil sie die Widerstände gegen Gottes Wort aufdeckt, in diesem Fall die Christologie, von der Lukas mit Jesus gemäß seiner Tradition überzeugt ist. Zum Schluss des Zitates in der Apostelgeschichte steht das Heilen. Mag es auch in der Geschichte nicht gelingen, ist doch Gottes Möglichkeit nicht beendet, wie die Parallele der Gerichts- und Heilsprophezie in Lk 13 beweist.

Das Verstockungslogion ist in der lukanischen Version, die der Septuaginta entspricht, stärker auf den Rückblick aus; es soll das Nein zu Jesus erklären. Es zeigt aber nicht an, dass Israel sein Heil verwirkt habe, sondern dass es ihm nicht durch den Christusglauben geschenkt wird, der auf die Mission reagiert. Gott bleiben alle Optionen offen, seinen universalen Heilswillen zu verwirklichen. Dafür steht Paulus mit Jesaja und Jesus ein – so Lukas. Er erzählt, im Rückblick auf seine Haft und eine zwischenzeitlich erwogene Freilassung: „Als die Juden Einspruch erhoben, war ich genötigt, beim Kaiser Berufung einzulegen, aber nicht etwa, um mein Volk anzuklagen“ (Apg 28,19). Was gegenüber der politischen Instanz gilt, hat desto mehr Bedeutung im Blick auf Gott. In den zwei Jahren des Hausarrests kann Paulus „alle“, die wollen, empfangen, nicht nur Heiden, sondern auch Juden.

Im Vergleich mit dem Paulus der Briefe zeigen sich starke Gemeinsamkeiten, aber auch klare Unterschiede. Das „Zuerst den Juden“, gehört zur theologischen Matrix des Römerbriefes, weil es der Kontinuität in Gottes Heilshandeln entspricht (Röm 1,16; 2,10), auch durch sein Ge-

richt hindurch (Röm 2,9); es widerspricht der Öffnung für die Heidenvölker nicht, sondern entspricht ihr, weil sich, so der Anspruch, in der Mission der Abrahamssegnung für alle Völker ausbreitet (Röm 4).

Die eschatologische Zukunft Israels in Gottes Heil macht Paulus klarer, wenn er ausdrücklich von der Rettung ganz Israels spricht, weil Gott seine Gnade nicht reut (Röm 11,26); aber auch Lukas kennt diesen Ausblick, der allein konsequent ist, wenn Gottes Reich nicht auf das ultimative Inferno, sondern auf das Finale furioso der Vollendung hinausläuft. Für jede Gegenwart in der Geschichte erwartet Paulus eine Ablehnung Jesu Christi durch die meisten Juden, weil der Glaube an ihn ihrem Ja zu Gott zu widersprechen scheint (Röm 10,2; Apg 13,45). Der Apostel sieht im Römerbrief einen dialektischen Zusammenhang zwischen dem Erfolg bei den Heiden und dem Misserfolg unter den Juden, beides im Verzicht auf die Beschneidung und im neuen Verständnis der Gesetzestreue vermittelt. Lukas hat gleichfalls die spannungsreiche Verschränkung gesehen, aber nicht theologisch reflektiert, sondern narrativ gestaltet. Was Lukas im Unterschied zu Paulus nicht erkennen lässt, ist, dass dem Nein zu Jesus ein Sinn innewohnen könnte, der von Jesus selbst bejaht wird, weil Gott seine Gnade nicht reut.

Diese Einschränkung irritiert nicht den Eindruck, dass die lukanische Missionskonzeption von strukturellen Antijudaismen frei ist, zeigt aber eine Grenze auf. Durch den Rückgang auf

die jesajanische Verstockung, die eine dialektische Verheißung ist, klärt sich: Der Widerspruch der meisten Juden wird durch die Missionsarbeit nicht aufgelöst werden; aber weder die Völkermission noch die Heilshoffnung für Israel werden desavouiert werden. Vielmehr wird beides koexistieren. Judenmission im Gefolge der Heidenmission ist ohnedies ein Unding. Gottes Reich ist unendlich größer als die Kirche. Hoffnung bleibt.

Das Verhältnis zum Imperium

Paulus ist nach der Apostelgeschichte als Gefangener in Rom, weil er zu Unrecht inhaftiert worden ist und weil der Prozess sich quälend in die Länge gezogen hat, bis Paulus sich entschlossen hat, an den Kaiser zu appellieren – was das Verfahren nicht beschleunigt, sondern weiter verzögert hat. Die Verhaftung ist Unrecht, weil Paulus fälschlich eines Sakrilegs bezichtigt wird, als er den Tempel betreten hat, so dass er vom römischen Oberst in Schutzhaft genommen werden muss (Apg 21,27–22,29); die Inhaftierung ist Unrecht, weil ihm kein fairer Prozess gemacht wird, sondern seine Person zum Spielball politischer Interessen zwischen den Statthaltern und dem Hohen Rat wird (Apg 22,30–25,12). Durch sein beherztes Eingreifen rettet Paulus zwar im Seesturm sowohl der Mannschaft als auch den Gefangenen, die getötet werden sollen, das Leben (Apg 27,14–44). Er ist auch in der Lage, das Vertrauen des Inselfürsten auf Malta zu gewinnen (Apg 28,1–10) und

Was Lukas im Unterschied zu Paulus nicht erkennen lässt, ist, dass dem Nein zu Jesus ein Sinn innewohnen könnte, der von Jesus selbst bejaht wird, weil Gott seine Gnade nicht reut.

die Gastfreundschaft der Glaubensgeschwister in Pozzuoli zu genießen (Apg 28,14). Aber er bleibt unter dem Kommando der römischen Wachmannschaft (Apg 28,16). Die Berufung an den Kaiser, die er eingelegt hat, verschafft ihm Zeit – und legt ihm Fesseln an (Apg 28,17). Wie der Prozess ausgeht, wird nicht erzählt. Die spätere Überlieferung zeichnet kein klares Bild, ob sich die Haft hingezogen hat oder ob er freigekommen ist, bis er – traditionell: unter Nero – das Martyrium erlitten hat (Acta Pauli 11).

Was aber deutlich wird, ist der kritische Blick des Lukas auf das römische Imperium, das nicht nur im Militär- und Wirtschafts-, sondern auch im Justizwesen Fakten schafft. Kritisch heißt: differenziert und engagiert – engagiert in der Freiheit, das Evangelium zu verkünden, die nicht eingeschränkt werden darf, weil Gott der Herr aller irdischen Herren ist; differenziert im Urteil über die römische Justiz, weil das irdische Recht nicht gebeugt werden darf und die Verkündigung darauf bauen muss, dass es eingehalten wird.

Im Hintergrund der Apostelgeschichte steht der Prozess, der Jesus gemacht wird. Er führt zu einem Justizmord. Jesus wird von Mitgliedern des Hohen Rates vor Pilatus schwerer Verbrechen angeklagt: Er habe das „Volk verführt“ und „aufgewiegelt“; er wolle es davon abhalten, „dem Kaiser Steuer zu zahlen“ und er beanspruche, „König“ zu sein, ein messianischer Konkurrent zum römischen Kaiser (Lk 23,1–3.5). Aus der Erzählung des Evangeliums ergibt sich, dass jede der Anklagen falsch ist und dass der aus Sicht des Evangelisten entscheidende Punkt, die Christologie Jesu, bewusst verzerrt wird. Lukas erzählt, dass Pilatus dieses Spiel durchschaut habe. Dreimal erklärt er, keine Schuld an Jesus zu finden (Lk 23,4.13–16.22). Aber am Ende verurteilt er ihn dennoch zur Kreuzesstrafe, weil er sich dem massiven Druck der Ankläger beugt, die er zufriedenstellen will, auf Kosten Jesu – ein klarer Rechtsbruch (Lk 23,20–25), ähnlich wie ihn nach Lukas Statthalter Felix (Apg 24,27) und Festus (Apg 25,1–12) gegenüber Paulus begangen haben.

Für Paulus ist die römische Auseinandersetzung nur das vorläufig letzte Glied in einer Kette von Auseinandersetzungen mit römischen Machthabern. Eine erste Konfrontation spielt in Philippi. Der Ort ist eine römische Kolonie

Für Paulus ist die römische Auseinandersetzung nur das vorläufig letzte Glied in einer Kette von Auseinandersetzungen mit römischen Machthabern.

wirtschaftlich: Der Exorzismus führt zu Einnahmeverlusten. Aber die Anklage ist politisch brisant: Paulus und Silas wird als „Juden“ vorgeworfen, „Sitten“ zu verbreiten, die Römern anzunehmen nicht erlaubt sei (Apg 16,16–21). Die

mos maiorum sind heilig, darunter die *pietas*, die Frömmigkeit, die durch die christliche Aufklärungspredigt fraglich wird. Da es den Herren gelingt, das Volk aufzuwiegeln, werden die Angeklagten von den Stadtkommandanten gefoltert und ins Gefängnis geworfen (Apg 16,22–24). Am nächsten Morgen wollen sie die beiden heimlich loswerden (Apg 16,35–36) – offensichtlich, weil sie Unruhestifter loswerden wollen, aber auch die Haltlosigkeit der Anklage nicht verkennen können. Allerdings bekommen sie es mit Paulus zu tun, der den Boten der Kommandanten erklärt: „Ohne Urteil haben sie uns öffentlich auspeitschen lassen, obgleich wir römische Bürger sind; sie haben uns ins Gefängnis gesteckt, und nun wollen sie uns heimlich fortschicken? Nein, sie sollen persönlich kommen und uns hinausführen“ (Apg 16,37). Dieser Protest hat Erfolg: Die Stadtoberen entschuldigen sich persönlich; es gibt eine öffentliche Rehabilitation (Apg 16,38–40).

Nicht so glimpflich geht der Konflikt anschließend in Thessalonich aus. Gegen Paulus und Silas wird von einem Mob, den Juden aufgestachelt haben, der Vorwurf erhoben, Paulus sei ein politischer Aufrührer (Apg 17,7), der einen anderen König als den Kaiser verkünde, nämlich Jesus. Diese Anklage entspricht der gegen Jesus vor Pilatus nach dem Lukasevangelium (Lk 23,2): Der Vorwurf ist gefährlich, weil er ins Herz der Pax Romana trifft, die angeblich herrscht. Weil die beiden Beschuldigten nicht zu finden sind, halten sich die Ankläger und die Stadtpräfekten an Jason, der sie beherbergt hat, und an weitere Gemeindeglieder. Obwohl ihnen nichts nachgewiesen werden kann, müssen sie eine Kautions stellen, die verfällt, wenn sich der Vorgang wiederholt (Apg 17,9). Es ist deshalb auch im Interesse der Gemeinde, dass Paulus und Silas sofort die Stadt verlassen.

Eine Gegengeschichte spielt in Korinth (Apg 18,12–17). Dort ist Gallio der Statthalter und oberste Richter. Juden, die mit Paulus konkurrieren, klagen ihn an: „Wider das Gesetz überredet dieser die Menschen, Gott zu verehren“ (Apg 18,13). Der Statthalter beurteilt diesen Punkt als rein religiöse Angelegenheit: „Läge hier ein Unrecht oder ein schweres Verbrechen vor, ihr Juden, geböte es die Ordnung, euch anzuhören. Wenn es aber Streitigkeiten über Lehre und Namen und das Gesetz bei euch gibt, seht ihr zu! Darüber will ich nicht Richter sein“ (Apg 16,14–15).

Die Trias der Gerichtsszenen ist stilisiert. In ihr zeichnen sich die lukanischen Interessen ab: Wenn es nach Recht und Gesetz geht, dürfen der Verkündigung des Evangeliums keine Steine in den Weg gelegt werden, weil Gottes Reich und Jesu Messianität außer Konkurrenz zum römischen Imperium und Imperator stehen. Jesus hat gelehrt, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist, und Gott zu geben, was Gottes ist (Lk 20,20–28). Die Pointe ist keine

Gegen Paulus und Silas wird von einem Mob, den Juden aufgestachelt haben, der Vorwurf erhoben, Paulus sei ein politischer Aufrührer (Apg 17,7), der einen anderen König als den Kaiser verkünde, nämlich Jesus.



schiedlich-friedliche Trennung. Gott ist vielmehr alles zu geben; innerhalb dessen gibt es einen kleinen, aber wichtigen Bereich, der dem Kaiser zu geben ist. Kein Kaiser ist Gott; Gott ist Herr auch über den Kaiser. Im Namen Gottes muss politische Herrschaft Recht und Gerechtigkeit walten lassen. Das Recht wird aber noch und noch gebeugt. Dagegen muss protestiert werden, im Namen Gottes. Der Gewalt darf man sich nicht beugen; aber zum Martyrium darf niemand gezwungen werden.

Der Prozess, der Paulus in Jerusalem, Caesarea und Rom gemacht wird, spitzt das Problem zu. Eine gute Rolle spielt der Oberst der römischen Tempelwache; er gibt Paulus die Gelegenheit, sich zu erklären, da er angeschuldigt wird, den Tempel entweiht zu haben; er schützt ihn dadurch vor der wütenden Menge, dass er ihn in Gewahr-sam nimmt (Apg 21,27 – 22,29); er gibt dem Hohen Rat die Gelegenheit, seine Klage vorzutragen (Apg 22,30 – 23,11), er überführt Paulus nach Caesarea, um ihn vor einem Anschlag in Jerusalem zu schützen (Apg 23,12–35).

Schwierig wird es, sobald die Statthalter das Heft in die Hand nehmen. Vor Felix werfen Gesandte des Hohen Rates Paulus vor, Unruhe zu stiften, weil er den Tempel zu entweihen versucht habe, als dessen Schutzmacht die Römer auftreten (Apg 24,4–9). Felix gibt Paulus zwar die Gelegenheit zur Verteidigung (Apg 24,10–21) und sucht, nachdem er den Prozess vertagt hat, um den Oberst aus Jerusalem, Lysias, zu hören (Apg 24,22–23), weitere Gespräche mit ihm, weil ihm seine Unschuld klar ist (Apg 24,24–25). Aber weil er kein Bestechungsgeld erhält und sich mit den jüdischen Autoritäten gut stellen will, lässt er ihn bis zu seiner Abberufung (60 n. Chr.) nicht frei (Apg 24,26–27). Lukas macht klar: Felix hat versagt.

Nur ein wenig besser ist es mit seinem Nachfolger, Festus. Er gibt zwar Paulus die Gelegenheit, sich zu erklären (Apg 25,1–11) und lässt seine Berufung an den Kaiser zu (Apg 25,12); aber er hätte die Anklage entschieden abweisen müssen, so dass Paulus gar nicht in die Not gekom-

men wäre, zu appellieren, was unter den damaligen Rechtsbedingungen deshalb erlaubt war, weil der Statthalter in Kapitalsachen nur als Vertreter des Kaisers agieren kann und meist, wie hier, ein außerordentliches Verfahren führt (*extra ordinem*), was ein römischer Bürger nicht hinzunehmen braucht.

Laut Lukas schildert Festus allerdings gegenüber Agrippa und Berenike, wie korrekt er in der *causa* vorgegangen sei, weil

er eine Anhörung anberaumt habe, bei der es zu keiner belastbaren Anklage gekommen sei, weil ausschließlich innerjüdische Religionsfragen vorgebracht worden seien (Apg 25,13–21). Er unterschlägt allerdings, dass er – ein Opportunist – Paulus vor die Alternative einer Auslieferung nach Jerusalem gestellt hat (Apg 25,9), so dass die Berufung an den Kaiser der letzte Ausweg geblieben war, den Paulus hatte wählen können (Apg 25,10). Deshalb ist es ein vergifteter Konsens, wenn er zusammen mit Agrippa und

Berenike erklärt: „Dieser Mann tut nichts, worauf Tod oder Gefängnis stehen“ (Apg 26,31), und es ist eine fatale Unschuld-feststellung, wenn Agrippa zu Festus sagt: „Dieser Mensch könnte freigelassen werden, wenn er nicht an den Kaiser appelliert hätte“ (Apg 26,32). Lukas führt alle, die sein Buch lesen, so durch die Geschichte, dass sie bei genauer Lektüre das taktische Verhältnis zum Recht erkennen können, das die römischen Statthalter in Judäa an den Tag legen. Die Kritik ist ebenso subtil wie klar. Sie liegt auf der Linie der ambivalenten Erfahrungen, die Paulus auf seiner Missionsreise gesammelt hat.

In Rom ist es nicht viel anders. Der Schatten des Unrechts liegt auch über der Untersuchungshaft.

Sie ist leicht, wie Felix es bereits für Caesarea angeordnet hatte (Apg 24,23). Ein Wachsoldat wird abkommandiert, dass er ein Auge auf den Delinquenten werfe (*custodia militaris*), im Gegensatz zu einer Einkerkierung (*custodia publica*). Die Haft ist leicht (*custodia libera*), was Paulus seinem Bürgerrecht verdankt haben dürfte. Er kann nicht ungehindert missionieren. Aber er kann in seiner Wohnung Menschen empfangen, die Interesse am Reich Gottes und an Jesus haben.

Lukas charakterisiert Paulus so, dass er sich nicht im mindesten einschüchtern lässt, wenn er mit hochgestellten Politikern zu tun hat. Er klagt sein Recht ein; er nutzt die Verteidigung als Gelegenheit zur Verkündigung. Aber er verteufelt die Politik nicht, sondern klärt auf, wo und wie sie missbraucht wird, auch mit Hilfe des Rechts, das gebeugt wird. Dass dies geschehen wird, hat nach dem Lukas-evangelium Jesus selbst prophezeit und den Standhaften das ewige Leben verheißen (Lk 21,12–19). Paulus, früher ein Verfolger, ist ein Paradebeispiel.

Abgeschlossene und aufgeschlossene Buchschlüsse

Die Apostelgeschichte ist kein Fragment. Sie hat einen schönen Schluss, der dialektisch aufgeschlossen ist. Antike Historien, der Apostelgeschichte verwandt, pflegen nicht offen zu enden, sondern die Erzählung abzurunden. Einige wichtige Werke sind nur fragmentarisch erhalten, so dass keine Schlussfolgerungen erlaubt sind, darunter die Historien des Thukydides, die Geschichte des Judentums von Eupolemos, die Wissenschaftsgeschichte des Eudemos von Rhodos, die historischen Werke von Diodorus Siculus, Alexander Polyhistor, Quintus Fabius Pictor, Aufidius Bassus, Fabius Rusticus und Clufius Rufus, die *Annales* des Tacitus, die römischen Geschichten des Polybios, des Livius, des Dionysios von Halikarnassos, des Cassius Dio und des Appianus. Andere Werke vermitteln ein klares Bild. Herodot endet seine Beschreibung der Perserkriege mit der

Lukas führt alle, die sein Buch lesen, so durch die Geschichte, dass sie bei genauer Lektüre das taktische Verhältnis zum Recht erkennen können, das die römischen Statthalter in Judäa an den Tag legen.

Kein Kaiser ist Gott; Gott ist Herr auch über den Kaiser. Im Namen Gottes muss politische Herrschaft Recht und Gerechtigkeit walten lassen.

Entscheidung des Volkes unter Kyros, „lieber ein mageres Land zu bewohnen als auf fruchtbarer Ebene säend eines anderen Knecht zu sein“ (Historien IX 122,4) – ein würdiges Denkmal des persischen Freigeistes. Xenophon, der Thukydides fortsetzt, beschließt seine Darstellung mit der zweiten Schlacht von Mantinea, die nach den vielen peloponnesischen Kämpfen zu einem Patt führt, und notiert: „Was mich betrifft, sollen meine Aufzeichnungen bis hierher gehen. Was danach kommt, wird vielleicht einen anderen beschäftigen“ (Hellenika VIII 5,27). Seine Anabasis beendet er mit einer Rekapitulation der Namen und Fakten vom Zug der Zehntausend (Anabasis VII 8,25–26). Strabon, Zeitgenosse des Lukas, beschließt seine Geographie mit einer Beschreibung der Gebietsverteilungen Caesars auf dem ganzen Erdenrund (IX 3,25). Herodian, deutlich jünger, schließt mit einer formvollendeten Schlussbemerkung, die eine summarische Reflexion des Erzählten, einer Art Moral von der Geschichte umfasst (Historia Romana VIII 8,7).

Nicht anders als die griechischen halten es die römischen Schriftsteller. Caesar beschließt *De bello Gallico* mit einem genauen Bericht über den erfolgreichen Abschluss des Feldzuges – verbunden mit der Erwartung, einer dankbaren Bestätigung aus Rom (*De bello Gallico* 7,90); sein Sekretär Aulus Hirtius beendet den Nachtrag mit einer Eloge auf den friedliebenden und rechtstreuen Caesar (*De bello Gallico* 8,55). Sein Buch *De bello civili* beendet Caesar mit einer Übersicht seiner Erfolge und der Ankündigung des Folgebuches über den alexandrinischen Krieg (*De bello civili* 3,112). Gaius Sallustius Crispus beschreibt zum Schluss der catilinishen Verschwörung, wie heldenhaft der Untergang war, auf Seiten des Verlierers wie der Sieger (*De coniuratione Catilinae* 61), und beschließt seine Darstellung des Jugurthinischen Krieges mit dem Triumphzug des Marius, der aber einen faden Beigeschmack hinterlässt, weil der innerrömische Streit zwischen den Patriziern desaströs sei (*De bello Iugurthino* 114). Ans Ende seiner Römischen Geschichte stellt Velleius Paterculus ein Dankgebet an Jupiter (*Historia Romana* II 131). Florus schließt mit einer Hommage an den gottgleichen Augustus (*Epitoma de Tito Livio* 2,33).

Biographien enden gattungstypisch mit dem Tod des Protagonisten, so durchweg bei Sueton (*De vita Caesarum*) und auch im umfangreichen Werk des Curtius Rufus über Alexander den Großen (*Historiae Alexandri Magni* 10,10) oder in Philos Streitschrift gegen den Antisemiten Flaccus (*Adversus Flaccum* 191). Die Parallelbiographien Plutarchs führen auf einen Vergleich zu, der politische Bedeutung mit moralischem Charakter korreliert.

Ähnlich geordnet liebt es Flavius Josephus. Sein Jüdischer Krieg endet mit der Erklärung: „Hier sind wir am Ende der Geschichte, die wir versprochen, mit aller Sorgfalt für jene aufzuschreiben, die erfahren wollten, in welcher Weise der Krieg zwischen den Römern und den Juden

geführt wurde. Das Urteil darüber, wie der Stoff dargelegt worden ist, bleibe den Lesern überlassen; was hingegen die Wahrheit angeht, so möchte ich nicht zögern, mit Entschiedenheit zu behaupten, dass ich auf sie allein die ganze Schrift hindurch mein Augenmerk gerichtet habe“ (*De bello Judaico* 7, 454 [11,5]). Mit bibliographischen Notizen beendet er die *Antiquitates*: „Hiermit beschließe ich meine Altertümer, die aus zwanzig Büchern und sechzigtausend Zeilen bestehen“ – bevor er weitere Projekte ankündigt (*Antiquitates* 20, 11,2). Joseph und Aseneth endet mit einer summarischen Notiz, dass Joseph nach dem Tode des Pharao wie ein König über Ägypten herrschte und sich später wie ein Vater um den Sohn gekümmert habe, als der, volljährig, den ägyptischen Thron bestiegen habe. (*JosAs* 29,11). Die Apokalypse des Mose läuft auf ein himmlisches Halleluja zu (*ApkMos* 43,4), das Leben Adams und Evas endet in tiefer Trauer der Söhne über den Tod ihrer Mutter (*VitAd* 51,3). Das 3. Makkabäerbuch lässt die Freude über einen Schutzbrief des Ptolemäus Philopator auf eine Doxologie zulaufen (*3Makk* 7,23), das 4. Makkabäerbuch stellt gegen die grausamen Martyrien die himmlische Belohnung der makkabäischen Helden und ihrer

Mutter, bevor eine Doxologie das Buch beschließt (*4Makk* 18,20–24). Die frühjüdischen Prophetenbiographien enden regelmäßig mit der Notiz vom Ableben und haben eine *subscriptio*, die auf weitere Quellen verweist (*VitProph*).

Die biblischen Geschichtsbücher halten es nicht anders: Das Erste Buch der Makkabäer endet mit der Ankündigung einer Fortsetzung, nachdem erzählt worden war, wie Johanan (Hyrkanos) einen Anschlag vereitelt hat (*1 Makk* 16,23–24). Das zweite Buch der Makkabäer, das nicht diese Fortsetzung ist, hat einen Epilog: „Nikanor ist umgekommen; von jener Zeit an wurde die Stadt von den Hebräern beherrscht. So beende ich mein Wort“ – worauf ein kurzer Werbespruch folgt (*2 Makk* 15,37–39). Das

Buch Ester schließt mit einer redaktionellen Notiz, wer es zu Purimfest überbracht habe (*Esr* 10,31), das Buch Judith mit der Nachricht vom Tod der Heldin (*Jdt* 16,21–25), das Buch Tobit mit der Nachricht vom Tod des Helden, der noch vom Ende Nebukadnezars gehört hat (*Tob* 14,12–15), das Buch Nehemia mit einer Rechenschaft des Statthalters in Form eines Gebetes (*Neh* 14,23–31). Das Zweite Buch der Chronik sieht zum guten Schluss in der Befreiung aus dem babylonischen Exil die Erfüllung dessen, was Jeremia prophezeit hat (*2 Chr* 36,22–23). Die Liste lässt sich verlängern.

Die paganen wie die jüdischen und alttestamentlichen Schlusspointen passen genau zum Geschichts- und Menschenbild der Kulturen. Die pagane Geschichte kennt Episoden, Phasen und Epochen, die am besten im Rückblick dargestellt und durch ethische Bewertungen für das Lesepublikum, die Elite der Gesellschaft, aufgeschlossen werden. Die Leser sollen Lehren aus der Geschichte ziehen. *Histora magistra vitae*, heißt es bei Cicero (*De oratore* II

Biographien enden gattungstypisch mit dem Tod des Protagonisten, so durchweg bei Sueton und auch im umfangreichen Werk des Curtius Rufus über Alexander den Großen oder in Philos Streitschrift gegen den Antisemiten Flaccus.



36); denn es gibt charakteristische Muster und typische Erfahrungen, die sich in einem mythischen Weltbild aus der Wiederkehr des Gleichen erklären. Im Mittelpunkt stehen Helden: Männer, die ihr Leben riskieren, Kämpfer, die auf Siege erpicht sind, Schurken, die von der gerechten Strafe ereilt werden. Bei Plutarch ist die Anthropologie hellenistisch zivilisiert; sie bleibt eine Galerie starker Männer, die große Schwächen haben können.

Die biblische und frühjüdische Historiographie bewegt sich hingegen im Raum des geschichtsmächtigen Handelns Gottes, der durch Segen und Fluch Wirkungen erzielt. Sie versucht, seinen Fingerzeigen auf die Spur zu kommen, wenn sie beschreibt, was war, um zu verstehen, was ist., und zu gestalten, was kommen soll. Die Matrix bildet die Verheißungstreue Gottes. Sie bleibt gültig, auch wenn Israel untreu wird. Sie schafft Zukunft, wo sie versperrt scheint. Sie vergegenwärtigt durch Geschichtsschreibung die Vergangenheit, weil Gott ein Gedächtnis seiner Taten stiftet (Ps 111,4–5). In diesem Horizont werden nicht nur Siege gefeiert und Niederlagen betrauert, sondern auch Gewinne aus Verlusten bilanziert: Aufbrüche in Abbrüchen, Wenden in Enden, Lichtblicke in tiefer Dunkelheit. Menschen brauchen ihre Schwächen nicht zu verbergen, sondern können sie offenbaren – im Vertrauen, von Gott

Menschen brauchen ihre Schwächen nicht zu verbergen, sondern können sie offenbaren – im Vertrauen, von Gott nicht gedemütigt zu werden.

nicht gedemütigt zu werden. Nicht nur Männer, auch Frauen spielen Schlüsselrollen, jenseits des grassierenden Patriarchalismus: Ruth, Judith und Esther setzen Ausrufezeichen.

In dieser Linie einer Theologie der Hoffnung steht die Apostelgeschichte – und setzt neu an. Sie beschreibt kein Ende, sondern einen Anfang: die weltweite Mission, die wahrmacht, dass es einen Gott gibt für alle. Diese Entwicklung steht im Zeichen der Auferstehung Jesu.

Er ist kein anderer als der Mann aus Nazareth, der auf Golgotha hingerichtet wurde; er ist es nun in der Kraft Gottes, zur Rechten des Vaters erhöht (Lk 20,41–44; Apg 2,34; 7,55–56); er ist es, der wiederkommen wird, um Gottes Reich zu vollenden.

Der offene Schluss der Apostelgeschichte ist ein stummes Bekenntnis zur Auferstehung Jesu. Solange die Zeit währt, wird es dabei bleiben, dass den Völkern das Evan-

gelium verkündet wird. Es wird dabei bleiben, dass sich die Mehrheit der Juden dem Christusglauben verweigert. Es wird auch dabei bleiben, dass im Namen Jesu kein Gottesstaat, sondern eine Kirche errichtet wird, die sich vom Imperium kategorial unterscheidet und deshalb die Fähigkeit der Kritik entwickelt. Die Völkermission, die Spannung zu den allermeisten Juden, die Konflikte mit politischer Autorität gehören wechselseitig zusammen, weil die Verkündigung öffentlich ist und aus jüdischen Wurzeln universal. Sie ist in der Kirche beheimatet, aber unendlich größer als sie.

Diejenigen, die an Jesus Christus glauben, werden durch das Evangelium und die Apostelgeschichte in ihrer Aufgabe unterstützt, Zeugnis abzulegen, weil sie im Lesen der „Zuverlässigkeit der Katechese“ gewiss werden können, in der sie – wie Theophi-

lus – unterwiesen worden sind (Lk 1,1–4). Sie sollen kein Ressentiment gegenüber den Juden entwickeln, die nicht an Jesus glauben, sondern wie er selbst mitleiden mit den verfolgten Juden, wie die Kapelle *Dominus flevit* es aufgrund einer lukanischen Episode festhält (Lk 19,41–44); ihr Vorbild ist Stephanus, der für seine Henker betet, darunter auch Saulus (Apg 7,60); ihr Vorbild kann auch Paulus sein, der keine Anklage gegen sein Volk erhebt (Apg 28,19). Die Gläubigen sollen nicht zuletzt mit Jesus auf die Versöhnung in der messianischen Vollendung setzen (Lk 13,34); Petrus hat von der vollen Wiederherstellung Israels gesprochen (Apg 3,21), Paulus predigt über die Rechtfertigung aus dem Glauben (Apg 13,38–39) und stellt seine Verteidigung ins Zeichen der Auferstehungshoffnung (Apg 23,6; 24,21).

Für Lukas ist es entscheidend, dass der Weg weitergeht, dessen entscheidende erste Etappen in der Mission Jesu und seiner nachösterlichen Jüngerschaft er beschrieben hat. Der Weg geht weiter, weil er von Gott selbst gebahnt wird. Deshalb ist der Schluss seines Buches nicht abgeschlossen, sondern aufgeschlossen. Die Zukunft ist offen. ■

Für Lukas ist es entscheidend, dass der Weg weitergeht, dessen entscheidende erste Etappen in der Mission Jesu und seiner nachösterlichen Jüngerschaft er beschrieben hat.

„Die Brücke zu der Welt, die einst kommen SOLL“

Neue archivalische Erkenntnisse zu den Anfängen von Guardinis Beschäftigung mit der literarischen Kunst

von Helmut Zenz

Die Hauptquellen für die frühe persönliche Literaturgeschichte Romano Guardinis sind die in Mooshausen von 1943 bis 1945 verfassten *Berichte über mein Leben*. Zwei davon wurden 1984 veröffentlicht. Ein dritter, mit dem 7. März 1945 datiert, ist bislang unveröffentlicht, enthält aber für die Fragestellung die wichtigsten und „neuen“ Erkenntnisse.

Guardinis *Berichte über mein Leben*

Unter dem Titel „Geistige Entwicklung und schriftstellerische Arbeit“ liest man zunächst grundsätzliche Aussagen darüber, wie Romano Guardini die Kunst und mit ihr die Literatur in die „Welt“ einordnet. Er unterscheidet die „Welt ersten Grades“, die Natur, von der „Welt zweiten Grades“, der Kultur. In der letzteren ist Kunst und Literatur „jene Gestaltung, in welcher das Wesen der Welt, das Wesen der Dinge und das des erlebenden Menschen im unwirklichen Raum der Vorstellung zu gültigem Ausdruck gelangt. So bildet das Kunstwerk im Raum der reinen Anschauung gleichsam eine Brücke zu der Welt, die einst kommen soll. Diese, wenn man so sagen darf, eschatologische Auffassung hat schon sehr früh sich durchzusetzen begonnen.“ Gemeint ist die eschatologische Auffassung innerhalb seiner Welt-, Kunst- und Literatur-Anschauung. Guardini fährt fort: „Später bin ich auch den großen Meistern begegnet, vor allem

den französischen und russischen Romanen. Ich muß aber gestehen, daß für meine persönlichen literarischen Bedürfnisse diese großen Werke immer zu anspruchsvoll gewesen sind. Mit ihnen – das selbe gilt von den ganz Großen, wie Dante oder Shakespeare – habe ich nie in der sozusagen privaten Form des persönlichen Lesens und Aufnehmens verkehren können. Dafür waren sie mir zu groß. In ihrer Atmosphäre konnte ich nur sein, wenn ich selber aktiv wurde, wie das in



Helmut Zenz, Mitglied der Historischen Kommission im Seligsprechungsverfahren von Romano Guardini

Vertiefung des Themas von Seite 56–61

Lob der Literatur Guardini-Tag 2022

den verschiedenen Arbeiten über Dante, Dostojewskij, Hölderlin geschehen ist.“ Guardini schließt diesen biographischen Entwicklungsgang ab mit der klaren Selbsterkenntnis: „Als ich so weit war, konnte ich mit dem anfangen, was ein Hauptteil meiner Arbeit geworden ist: der Interpretation geistig bzw. religiös schöpferischer Persönlichkeiten, und zwar so, daß aus der Persönlichkeit ein Licht auf ihr Werk und aus ihrem Werk ein Licht auf die erstere fiel. Hierzu habe ich eine entscheidende Hilfe erfahren von der phänomenologischen Philosophie, insbesondere ihre Verkörperung durch Max Scheler.“

Die Erwähnung Max Schelers an diesem Punkt hat seine Vorgeschichte, nämlich Guardinis Beschäftigung mit der Welt-, Literatur- und Kunstanschauung bei Simmel, Wölfflin, Dilthey, Windelband und Rickert. Deren Einfluss war so stark, dass Max Scheler in seinem Brief an Guardini aus dem Jahr 1919 nach der Lektüre der ersten Schriften Guardinis einen starken Einfluss von Rickert und Windelband zu erkennen glaubte. Guardini selbst verweist öfters auf den Einfluss Simmels, in seinem dritten Bericht über mein Leben auch den Diltheys.

Guardinis Rothenfelser Leihgaben-Bibliothek

Um die Frage zu beantworten, warum nur noch so wenig von Guardinis „früher“ Bibliothek vorhanden ist, muss man gedanklich ins Jahr 1927 nach Burg Rothenfels gehen, als Guardini dort ab 1927 Burgleiter wurde. In den folgenden Jahren hat er im Westflügel eine Burgbibliothek eingerichtet. Wie Elisabeth Wilmes in ihren Erinnerungen berichtet, hat Guardini diese „literarische Sammlung ... ausgewählt und als Leihgabe zur Verfügung gestellt. Sie umfasste 1931 fast 2000 Bände“, darunter zwar keine Unterhaltungsliteratur, dafür umfangreiche Bildsammlungen und kunstgeschichtliche Literatur. Und es „waren die deutschen Meistererzähler mit repräsentativen Gesamtausgaben vertreten, ... nicht nur Gottfried



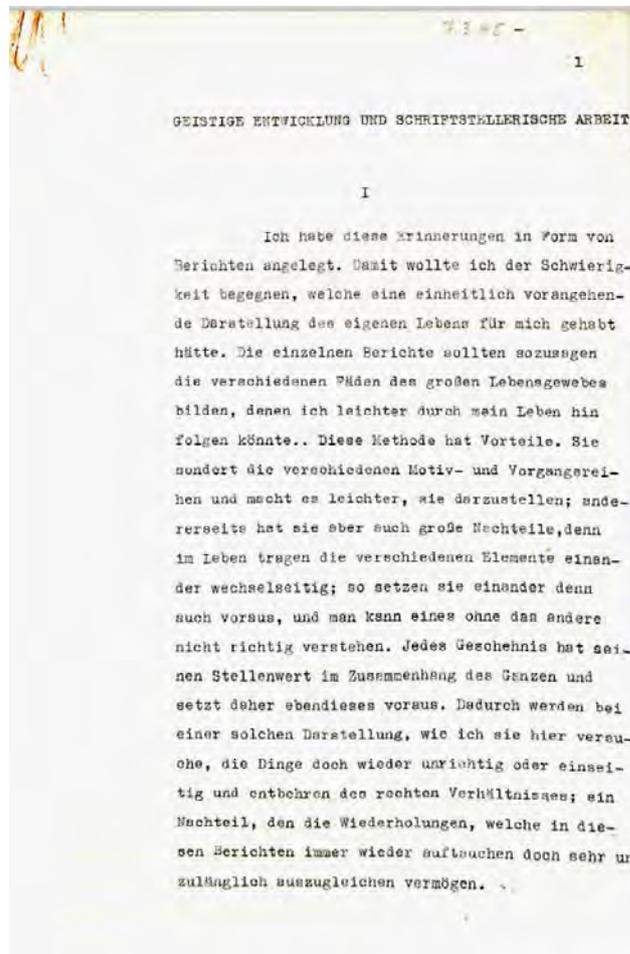
Kellers Romane, sondern auch alle Schriften von Jeremias, – nicht nur Eichendorffs Werk, sondern auch eine vollständige Brentano-Ausgabe. Die Übersetzungen von Tolstoi und Dostojewskij standen für die Mitglieder der Werkwochen griffbereit. Aber auch die erzählenden Dichtungen von Leskow wurden empfehlend zur Verfügung gestellt. Vor den philosophischen Tagungen trafen die aktuellen Texte, etwa von Newman oder Kierkegaard, die kaum jemand kannte, zur Benutzung ein. Eine Vorliebe gab es für französisches Schrifttum, ob es sich um das Idyll des Hasenromanes von Francis Jammes, die psychologischen Romane von Bernanos handelte oder um die Übersetzungen Claudels.“ In einem Erker vor der Bibliothek gab es eine Sitzbank für neun Leser und ein Bücherbord, für das Guardini selbst Karl May vorgeschlagen hat.

Am 16. März 1945 wurde Guardinis Rothenfelder Leihgaben-Bibliothek durch einen unglücklichen Umstand in den Verlagsräumen des Werkbundverlages in der Heinestraße zusammen mit der gesamten Alt- und Innenstadt Würzburgs zerstört. Ingeborg Klimmer, damals Mitarbeiterin des Werkbund-Verlages, berichtet 2005/06 in „Magnificat“, von einer teuren und letztlich vergeblichen Rückführung: „1945 verbrannte dann allerdings beim Angriff auf Würzburg der Werkbundverlag mit der Druckerei, übrigens auch mit der von Guardini selbst aufgebauten Bibliothek der Burg Rothenfels. Diese war zunächst von den Nazis beschlagnahmt worden, konnte jedoch später vom Werkbundverlag zurückgekauft werden.“ Tatsächlich hatte die Gestapo 1939 bei der Beschlagnahme der Burg auch die Kapelle mit ihren sakralen Gegenständen, Gewändern und den liturgischen Büchern sowie die gesamte Bibliothek eingezogen. Guardini hat sich darüber bei den höheren Gestapo-Stellen in Berlin beschwert, da diese Dinge nicht dem Freundeskreis Burg Rothenfels als Burgräger gehörten, sondern der davon unabhängigen „Stiftung Rothenfels“, die Bibliothek sei sogar seine persönliche Leihgabe. Daher müssten diese Dinge wieder ausgehändigt werden. Nach einigem Hin und Her ist dies bezüglich des Kapelleninventars geschehen. Die Bibliothek konnte dagegen vom Verlag zurückgekauft werden.

Nur ganz wenige Funde, gut 50 der 2000 Bücher mit dem alten „Leihgaben“-Stempel haben „irgendwo“ und „irgendwie“ überlebt, die meisten stehen noch in Rothenfels selbst, andere in Mooshausen wohl durch Guardini selbst dorthin entliehen. Einige wenige hatte wohl Hans Waltmann aus dem Verlag mit nach Hause genommen und sind über dessen Nachlass in den Bestand der Katholischen Akademie zurückgekommen.

Kindheit und Schulzeit in Mainz

Für die Mainzer Frühzeit bis zur Reifeprüfung 1903 stehen weiterhin nur die bereits bekannten Erinnerungen von Adam Gottron und Philipp Harth zur Verfügung, die Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz bereits in ihrer Guardini-Biographie 1985 angeführt hatte. Von Gottron wissen wir, dass die Guardini-Brüder Besitzer aller Karl-May-Bände waren. In Harths „Mainzer Viertelbuben“ heißt es dann: „Romano besaß ein Büchergestell mit vielen Büchern. [...] Voller Bewunderung hörte ich zu, wenn Romano den Inhalt von Büchern schilderte, die er gelesen hatte. Auch Gedichte interessierten ihn sehr und er dichtete auch selbst. [...] Für die Schule übersetzte er Oliver Twist aus dem Engli-



Faksimile der Titelseite des dritten Lebensberichts von Romano Guardini, der auf den 7. März 1945 datiert ist. Dieser Text ist noch nicht publiziert.

schen. In sein Heft zeichnete ich dazu Illustrationen, was dem Lehrer und seinen Mitschülern Freude machte. Ich lernte dadurch das Buch und andere Bücher von Dickens, die mir Romano lieb, kennen. Das größte und schönste Buch, das Romano besaß, war Dantes „Göttliche Komödie“ mit den Illustrationen von Doré. Diese Bilder betrachteten wir oft, Romano wußte sie mir zu erklären, da er dieses Buch gelesen hatte.“

Was Dante betrifft, ist schließlich noch auf Guardinis Studie von 1937 „Der Engel in Dantes Göttlicher Komödie“ hinzuweisen, der in italienischer Sprache die Widmung „Dem Andenken meines Vaters, von dessen Lippen das Kind die ersten Verse Dantes pflückte“ vorangestellt ist. Dies kann als Indiz für eine stark bibliophile Erziehung durch den Vater gelten.

Chemiestudium in Tübingen 1903/04

Für seine Zeit als Chemiestudent in Tübingen gibt es ebenfalls nicht viel Neues. Denn über seine Fritz-Reuter-Lektüre erfuhr man schon aus den bereits veröffentlichten „Berichten über mein Leben“. Im dritten Bericht bestätigt Guardini dies lediglich: „Ich entsinne mich gewisser literarischer Interessen, die sich aber auf Autoren wie Fritz Reuter beschränkten.“

Mittlerweile ist außerdem bekannt, dass er Heinrich Hansjakobs „Stille Stunden“ gelesen hat und davon so angetan war, dass er allen Mut zusammenfasste, um dem Verfasser am 15. Januar 1904 einen Brief zu schreiben. Der Brief wurde 1987 durch Werner Scheurer in der „Heinrich Hansjakob (1837–1916). Festschrift zum 150. Geburtstag“ veröffentlicht. Darin heißt es: „Ich hab’ von Ihren Werken nur die ‘Stillen Stunden’

gelesen. Hab' zwar manches, wohl eben meiner mangelnden Erfahrung halber, nicht recht begreifen können; aber über vieles, was Sie sagten, hab' ich mich so gefreut, dass ich Ihnen wirklich danken muss für all' die herrlichen Ansichten, die Sie da ausgesprochen haben. Da ist z. Beispiel Ihre Meinung von der Seele der Tiere. Gott, wie oft bin ich schon deshalb ausgelacht worden, weil ich mich nicht damit habe einverstanden erklären wollen, dass so ein armes Tier nur Arbeit und Plage haben sollte und dann das Nichts. Jetzt kann ich mich doch wenigstens auf Jemand berufen, der all' das viel eher und besser als ich gedacht und gesagt hat. Und so wünsche ich Ihnen, lieber Herr, dass 'der alte Karren', wie Sie selbst sich nennen, noch lange solch köstliche Schätze wie die 'Stillen Stunden' hineinfahren möge in die Speicher katholischer Literatur.“

Nationalökonomie-Studium in der Literaturstadt München 1904/05

Guardini wechselte dann seinen Studienort und sein Studienfach. Er ging nach München und schrieb sich für Nationalökonomie ein. Im Blick auf die Kunst- und Literaturstadt München notierte er in den schon bekannten „Berichten über mein Leben“: „Was für mich damals wirklich bedeutungsvoll wurde, war die Stadt und die künstlerisch-literarische Luft in ihr. Ich fand anregende Freunde, aber, bezeichnend genug, nicht unter Fachgenossen, sondern unter Kunsthistorikern, Literaturhistorikern und Schriftstellern. Damals kam ich auch mehr ins Leben hinein. Die eigentümliche Mischung von Großstadt und Behaglichkeit, durchwachsen mit einer künstlerischen Bohème, welche immer auf die Spießerei der Stadt schimpfte und sich darin doch unendlich wohl fühlte, wirkte lösend und anregend auf mich. Ich ging ins Café und nahm an den endlosen Diskussionen über Literatur und bildende Kunst teil; besuchte Konzerte, Museen und Ausstellungen, sah mich in der schönen Umgebung um – alles freilich doch noch von der Schüchternheit gebunden, die ich in mir trug.“ Hier machte er also in Schwabing und in den anderen Vierteln jene Erfahrungen, die ihn nachhaltig prägen sollten. Diese Erlebnisse haben ihn aber bekanntermaßen auch zu einer tiefen religiösen Krise geführt, ausgelöst von einem Gespräch mit einem Kunsthistoriker und Kantianer am Brunnen vor der Universität.

Für den durch und durch schüchternen Guardini waren diese Erfahrungen wohl erst aufgrund seiner früheren Mainzer Mitschüler möglich, die sich in der „Münchener Freien Studentenschaft“, bei den „Münchener Finken“, engagierten. Dort fand er dann auch weitere Freunde. Besonders hervorzuheben sind der schlesische Kunsthistoriker Franz Landsberger (1883–1964); der aus Mainz kommende, spätere Schriftsteller, Schauspieler und Theaterregisseur Rudolf Frank (1886–1979), der Guardini in seiner Autobiographie „Spielzeit eines Lebens“ ausführlich würdigte; die Frankfurterin Recha Rothschild (1880–1966), die dem Münchner „Romano“ in ihrer posthum erschienenen Autobiographie ebenfalls ein Denkmal setzte; dazu noch: der Münchner Ludwig Feuchtwanger (1885–1947), Bruder von Lion und Martin Feuchtwanger, der sich später als Verleger etablierte; und schließlich der Berliner Ernst Lissauer (1882–1937), der sich wenige Jahre später in der Berliner Szene zu dem entwickelte, was man heute „Shooting-Star“ nennen würden.

Nicht nur auf diesem Hintergrund wird verständlich, was Guardini in seinem dritten Lebensbericht für diese Zeit er-

gänzt: „Auch für das literarische Kunstwerk ist mir damals der Sinn aufgegangen, und zwar war dafür sowohl in München wie in Berlin der Freundeskreis wichtig, in welchen ich verkehrte: zum Teil selbst produktive Leute. Im Gespräch mit ihnen lernte ich die Dichtung nicht nur als fertigen Gegenstand verstehender Bemühung zu sehen, sondern ich bekam Fühlung mit dem Vorgang des Entstehens selbst.“

Rudolf Frank bestätigte in seinen schon 1958 veröffentlichten, von der Guardini-Forschung aber erst spät beachteten Erinnerungen, der „fröhliche Scholar“ Guardini sei ein „zweiter Dante“ gewesen, der „viel lieber ... über die neuen Tristan-Novellen von Thomas Mann..., über 'Das Jahr der Seele' von Stefan George wie über Arthur Schnitzlers erotischen 'Reigen'“ gesprochen habe, statt Nationalökonomie zu studieren. Und zu Guardini als „Vorleser“ notierte Frank: „Nie hörte ich einen Menschen Hofmannsthals Verse so still verhalten, unbewußt rein vortragen wie Freund Guardini. Tief in der Nacht auf Michel Oppenheims Bude las er fein ironisch Andersens schnurrige Allegorie vom Wassertropfen unterm Vergrößerungsglas, las lange nach Mitternacht Wilhelm Busch, und wenn der Morgen dämmerte, Dante: »Nel mezzo di cammin di nostra vita.«“

Dabei wussten die Münchner Finken auch Feste zu feiern. Am 8. Juli 1905 fand das Sommerfest dieser Freien Vereinigung als Johannis-Walpurgis-Tag am Starnberger See statt, „dessen Rahmen“, wie in der Allgemeinen Zeitung zuvor angekündigt, „ein geheimes mittelalterliches Femgericht mit Hexenverbrennung und Walpurgisnacht bildet, eingeleitet durch eine Pantomime ... [ein] Fest, das einen durchaus künstlerischen Charakter tragen wird, ...“ Dazu steht in Franks „Spielzeit meines Lebens“: Und dann „... schrien sie Goethes Hexengeheul, sprangen paarweise durchs Feuer und rissen die Delinquentin samt allen Hexenrichtern zum Blocksberg, dem Tanzboden, den stud. ing. Ernst Weinschenk (den die Kunstgewerblerinnen das Rokokomännle nannten) als Hexentanzplatz effektiv dekoriert hatte. Unter den Hexenrichtern ragte der künftige Staatsanwalt Dreyfuß hervor und sah in der Tat dem Fra Girolamo Savonarola verteuftelt ähnlich. Sinnend, mit überlegenem Lächeln blickte Romano Guardini, ein zweiter Dante, in das Getümmel.“ Die bei Frank erwähnten Michel Oppenheim, Ernst Weinschenk und Max Dreyfus waren ebenfalls alle Mainzer Mitschüler von Guardini.

Völlig unerwartet nimmt Guardini in seinem dritten Lebensbericht (Abb. links) dann eine damals schon feste Größe des Münchner Literaturschaffens in den Blick, nämlich: Thomas Mann. „Und zwar war es zunächst die Literatur der damaligen Zeit, also die Autoren um die neue Rundschau. Den stärksten Eindruck hat auf mich Thomas Mann gemacht. Die Intensität des gestaltenden Vorgangs, die in seinem Werk liegt, hat mich stark beeindruckt. [...] Und über Autoren wie Thomas Mann wird man sagen können, was man will; so viel ist sicher, daß in ihnen eine ungeheure Feinheit und Präzision der psychologischen Analyse steckt.“ In der „neuen Rundschau“ stand im Juli/August 1905 zum Beispiel Thomas Manns „Fiorenza“. Bisher wusste man nur aus einer Andeutung in seinen posthum erschienenen Ethik-Vorlesungen davon, dass er Thomas Mann schon während seiner Studienzeit gelesen hatte. Dort heißt es: „Thomas Mann war ein großer Künstler. Als ich studierte, war es für uns immer ein Ereignis, wenn etwas Neues von ihm erschien.“

Aber auch eine bereits vergangene Literaturepoche trat damals in München ins Blickfeld Romano Guardinis, wie man

im dritten Lebensbericht lesen kann: *„In München habe ich auch Fühlung mit der Romantik bekommen. Die damals vor kurzem erschienenen Arbeiten von Ricarda Huch und Marie Jochimi brachten die romantische Welt nahe; Leute aus dem Bekanntenkreis beschäftigten sich mit ihren philosophischen und psychologischen Theorien. So bekam ich Fühlung mit Novalis, Tieck, Brentano, Arnim, Wackenrode, und so fort. Auch diesen Zusammenhang habe ich später nicht verloren.“*

Schon durch Gerl-Falkovitz war seit 1985 bekannt, dass Guardini mit Datum 12. Juni 1905 Stendhals „Aphorismen über „Schönheit, Kunst und Kultur“ gelesen hat, die dann als „Leihgabe“ im Archiv der Burg Rothenfels gestanden hat. Darin waren einige Stellen zum Thema „Stil“ von ihm besonders markiert worden.

Das Studiensemester in Berlin 1905/06

Bislang lagen aus den ersten beiden „Berichten über mein Leben“ nur die fast ausschließlich negativen Erinnerungen an sein Berliner Studiensemester vor. Er spricht dort von der „strengen Arbeitsstadt Berlin“ und dem „Charakter des dortigen Lebens“. Daher könne man sich in dieser Stadt nur wohl fühlen, wenn man eine heimatliche Wohnung, eine ausfüllende Arbeit oder viel „überschüssige Kraft“ zum Austoben habe. Seine dunkle Wohnung „in der Nähe des Bellevuebahnhofes“ war „alles andere als behaglich“, „mit der Arbeit aber stand es schlecht“: *„So habe ich von jenem Winter nur nebenher etwas gehabt. Ich hatte anregenden Verkehr, meistens noch von München her. Auch ging ich viel in Konzerte und Theater – vor allem wurde Ibsen am Lessingtheater wunderbar gespielt, und man erlebte die interessantesten Experimente der Reinhardt Bühnen.“*

Dieser anregende Verkehr „meistens noch von München her“ bezieht sich darauf, dass laut Personalverzeichnis der Universität mit Guardini von den „Münchner Finken“ mindestens vier Mitglieder mit nach Berlin gewechselt sind: sein Freund Franz Landsberger, die Mainzer Heinrich Blase, der Sohn des Mainzer Gymnasialdirektors, und Max Dreyfuss und Ludwig Feuchtwanger. Interessanterweise ist für dieses Wintersemester auch dessen Bruder Lion Feuchtwanger als Student an der Berliner Universität eingeschrieben. Man wird sich nicht zuletzt in und nach den Vorlesungen bei Simmel und Wölfflin getroffen haben. Aus diesem Personenverzeichnis weiß man auch, dass Guardini in diesem Wintersemester in der Calvinstr. 26 wohnte.

Das ist insofern bedeutsam, weil das Zimmer zwar trist gewesen sein mag, seine Nachbarn, sehr wahrscheinlich sogar seine Vermieter, niemand anderes waren als die Musiker-Schauspieler-Literaten-Ehepaare Ettliger und Moest: Josef Ettliger war der Leiter der Neuen Freien Volksbühne sowie Herausgeber der Zeitschrift „Das literarische Echo“. Seine Frau Thea war Schriftstellerin und Whitman-Übersetzerin. Friedrich Moest war Schauspieler und Oberregisseur am Thalia-Theater und artistischer Leiter der Neuen Freien Volksbühne. Seine Frau Else war ehemalige Opernsängerin und nunmehr Gesangslehrerin. Gemeinsam war das Ehepaar Moest seit 1901 Leiter und Eigentümer der Reicherschen Hochschule für dramatische Kunst, die Moest zusammen mit Emanuel Reicher 1898 gegründet hatte.

Es ist sehr unwahrscheinlich, dass dem an Literatur und Theater interessierten Guardini diese Tätigkeit seiner Nachbarn verborgen geblieben ist, auch wenn die „Neue Freie

Volksbühne“ bei ihm nicht namentlich erscheint, sondern nur das Lessingtheater und die anderen Reinhardt-Bühnen erwähnt werden. Das Lessingtheater stand damals unter Leitung von Otto Brahm. Am 8. November 1905 hatte dort Ibsens „Die Wildente“ Premiere mit großem Erfolg. Die bislang bekannte Erinnerung wird im dritten Bericht präzisiert durch die Aussage: *„Sehr stark war auch der Eindruck, den Ibsen auf mich machte, besonders als ich in Berlin die glänzenden Aufführungen des Lessingtheaters sehen konnte.“*

Als seine Berliner Lektüren benennt Guardini in dritten Bericht: *„Auch Jens Peter Jakobsen muß ich nennen, vor allem seine Novellen. Von deutscher Literatur sind mir damals die großen Erzähler nahegekommen, um dann für immer meine Freunde zu bleiben, zu denen ich immer wieder zurückkehrte: vor allem Gottlieb Keller, Eduard Mörike, Otto Ludwig, Storm (mit starken Vorbehalten) usw.“*

Zwei weitere Vorgänge gehören in den Kontext des Berliner Semesters. Im Herbst 1906 veröffentlichte Wilhelm Schleußner, Professor an der Oberrealschule in Mainz, einen dreiteiligen Artikel über Antonio Fogazzaro (Foto 3) in den „Historisch-politischen Blättern für das katholische Deutschland“. Darin kennzeichnet er den noch lebenden Antonio Fogazzaro (1842–1911) als die „bedeutendste Persönlichkeit der gegenwärtigen italienischen Literatur“. Das bisher unbemerkte Detail: Der Autor gibt für zwei Übersetzungen in den Fußnoten ausdrücklich Romano Guardini als Übersetzer an. In einem anonymen Nachruf für Wilhelm Schleußner 1927 im „Mainzer Journal“ heißt es dazu: *„Zwei Namen charakterisieren diese Tafelrunde und Schleußners Einsatz dabei wohl ganz gut: Dr. K. Neundörfer und Dr. Guardini. Wer z.B. weiß, daß in diesen Stunden Schleußners Artikel in den Historisch-politischen Blättern über bzw. gegen Fogazzaro ihre ersten Keime fanden, weiß, wie fruchtbar diese kleine „Akademie“ war.“*

Damit rückt dieser Artikel durch die Co-Autorenschaft Guardinis an die Spitze seiner Primärbibliographie. Das Prekäre nun an dieser Mitwirkung am Artikel Schleußners: Ein Jahr zuvor, 1905 hatte die katholische Kirche Fogazzaros Werk „Il santo“ auf den „Index Librorum Prohibitorum“ gesetzt.

Außerdem ist 1907 im Berliner Pan-Verlag des jüdischen Schriftstellers Hans Landsberg Guardinis Gedicht- und Briefsammlung „Michaelangelo“ erschienen. Vermutlich hat er schon vor dem Berliner Semester mit der Übersetzung der Briefe begonnen. Für einige Sonette kann er auf noch nicht veröffentlichte Übersetzungen der anerkannten Dante-, Petrarca-, Carducci-, aber auch Edgar Allen Poe-Übersetzerin Bettina Jacobson (1841–1922) zurückgreifen. Von Hans Landsberg aus gehen wiederum Verbindungen sowohl zu Berliner Literatur-Kreisen, zu denen die Ettliger und die Moests gehören, aber auch zu den Kreisen, zu denen Simmel und Wölfflin gehören. Die Kunsthistorikerin Yvonne Dohna-Schlobitten betont in ihren letzten Publikationen völlig zu Recht, dass Guardini hier durch seine Auswahl, seine Anordnung und seine Kommentierung eine Gestalt- und Werk-Anschauung leistet, die bereits alle Grundlagen seiner späteren Weltanschauungslehre enthält.

Der Theologiestudent in Freiburg, Tübingen und Mainz 1906 – 1910

Neue Funde werden für die Zeit seines Theologiestudiums in Freiburg, Tübingen und Mainz wieder rarer. Für das Freibur-



Foto: Wikimedia Commons



Foto: ETH-Bibliothek Zürich, Thomas-Mann-Archiv, Public Domain

Romano Guardini übersetzte in seinen Berliner Studentenjahren 1905/07 offensichtlich zwei Werke des italienischen Autoren Antonio Fogazzaros ins Deutsche. Interessant ist, dass ein anders Buch dieses Schriftstellers, *Il santo*, von der Kirche auf den Index Librorum Prohibitorum gesetzt wurde. Rechts: Schon sehr früh befasste sich Romano Guardini mit Thomas Mann, den er in den „Berichten über mein Leben“ sehr lobte und schrieb, dass in ihm „eine ungeheure Feinheit und Präzision der psychologischen Analyse“ stecke.

ger Sommersemester gibt es nach wie vor keinen „literarischen“ Treffer. Mit dem Eintrag „Tüb. 10.3.07“ steht in der Privatbibliothek im Schloss Suresnes W. v. Kügelgens „Jugenderinnerungen eines alten Mannes“. In einem Brief an Josef Weiger vom November 1908 verweist Guardini auf John Ruskins „Menschen Untereinander“. Für seine Zeit im Mainzer Priesterseminar ist relevant, dass er 1911 anonym eine Rezension in den Historisch-Politischen Blättern veröffentlicht hat unter dem Titel: „Das Interesse der deutschen Bildung an der Kultur der Renaissance“. Dabei handelt es sich um eine Rezension zu: Francesco Matarazzos „Chronik von Perugia“ und zu Francesco Petrarca „Brief an die Nachwelt; Gespräche über die Weltverachtung; Von seiner und anderer Leute Unwissenheit“. Letzterer Band wurde übersetzt und eingeleitet von seinem Tübinger Mitstudenten und Freund Hermann Hefele. Beide Bände sind 1910 reich illustriert im Diederichs Verlag erschienen.

Der Promotionsstudent in Freiburg 1912 bis 1915

In der Freiburger Promotionszeit hat Guardini im damaligen *Collegium Sapientiae* an der Karthäuserstr. 41 wohl als Ausgleich zu seiner Studienliteratur über Bonaventura wieder vermehrt allgemeine Literatur gelesen. Die meisten Hinweise stammen aus den von Gerl-Falkovitz 2008 herausgegebenen Briefen an Josef Weiger. Diesem gibt Guardini im Februar 1913 die Empfehlung: „aber Du sollst den Reuter und Raabe auch lesen. [...] Raabes Eulenpflingsten kommt erst später, muß gebunden werden.“ Ein Brief im Dezember 1913 berichtet von der eigenen Raabe-Lektüre. Zu Raabe findet sich im dritten Lebensbericht jetzt ein aufschlussreicher Verweis: „In meiner zweiten Freiburger Zeit kam, auf die Anregung von E.M. Roloff Wilhelm Raabe hinzu, der mir lange Zeit hindurch sehr wichtig war. An“ diesem Erzähler „habe ich die Intensität der Vorstellung, der Klarheit der Form und die Fülle der Sprache geliebt, auch die gewisse Abgeschlossenheit und Beschaulichkeit der Stimmung.“ Dieser Anreger Ernst Max Roloff war „Leibbursch“ Guardinis in der Freiburger katholischen Stu-

dentenverbindung *Unitas* während des Promotionsstudiums. Er war Herausgeber des „Lexikon der Pädagogik“. An mehreren Artikeln Roloffs hat Guardini als ungenannter „Ghostwriter“ mitgeschrieben.

Für den Zeitraum zwischen Juni 1913 und Juli 1914 finden sich noch folgende Hinweise auf Brentano, die Gedichtsammlung „Der geistliche Mai. Marienlieder aus der deutschen Vergangenheit“, die ausgewählten Gedichte von Detlev von Liliencron, den von Hermann Hesse ausgewählten Band „Der Zauberbrunnen. Die Lieder der deutschen Romantik, Richard Wagners „Jesus von Nazareth“ und auf „Goethes Briefe an Frau von Stein“.

Dass Guardini sich in diesen Jahren viel mit alten und gesammelten Sagen und Märchen, aber auch mit sagenhafter und märchenhafter Erzählkunst der Romantik und Gegenwart beschäftigt hat, zeigen seine beiden, leider noch nicht wieder in der Werkausgabe zugänglichen Empfehlungen, wie man sich am besten mit Sagen und Märchen beschäftigt, ein wenig

ähnlich zu seinem Aufsatz über die Beschäftigung mit der Kunst von 1912. Diese Empfehlungen finden sich 1918 unter dem Pseudonym „Dr. Anton Wächter“ in Monatsschrift „Heliand“. Ebenfalls als „Anton Wächter“ erschien 1920 in der Zeitschrift „Der Wächter“ ein Rezensionssatz „Thule oder Hellas? Klassische oder deutsche Bildung?“ Die darin besprochenen, seit 1911 im Diederichs-Verlag erschienenen Bände der Thule-Reihe stehen in Guardinis Privatbibliothek und sind mit Eintragungen durchgearbeitet. Aufgrund des in mehreren Bänden enthaltenen Ex libris-Stempel „R. A. Guardini Sac.“, den er nur zwischen 1913 und 1915 verwendet hat, kann man schließen, dass die Bände überwiegend zu seiner Freiburger Lektüre gehören.

Conclusio

Guardini hat sich also in seiner frühen Zeit besonders stark mit „umstrittener“ zeitgenössischer Literatur beschäftigt. Ausdrücklich betont er die Bedeutung Thomas Manns. Auch mit der Literatur der Antike, des Mittelalters und der Renaissance setzt Guardini sich viel auseinander, besonders in den entsprechenden Ausgaben des Eugen Diederichs-Verlags. Ein besonderes Augenmerk legt er von Beginn an auch auf Märchen und Sagen bzw. märchenhafte und sagenhafte Literatur. Darüber hinaus liest er viel Bücher „reformkatholischer“ Autoren. Hinzu kommt die Lektüre der Zeitschriften „Neue Rundschau“ und „Hochland“. Im Blick auf seine Mainzer Seminarerfahrungen und die antimodernistischen Haltungen in der römisch-katholischen Kirche bleibt er mit eigenen Äußerungen zu seinen Lektürefrüchten vorsichtig und veröffentlicht die ersten eigenen Texte dazu anonym oder pseudonym. Insgesamt wird dabei seine eigene expressionistische und phänomenologische Haltung in Wesens- und Stilfragen deutlich. All diese „literarischen Kunstwerke“ erfährt er schließlich als „die Brücke zu der Welt, die einst kommen SOLL“. Die im Kunstwerk liegende eschatologische „Verheißung“ gehört für Guardini zum „Wesen des Kunstwerks“. ■



Der gesuchte Sinn

Zwei methodische Schlüssel in Guardinis Hermeneutik
von P. Gabriel von Wendt

Vertiefung des Themas von Seite 56–61

Lob der Literatur Guardini-Tag 2022

Ein typischer Text von Romano Guardini könnte wie folgt lauten:

Ich stehe vor einem Baum. Was ist dieser Baum? Zunächst ist er eine Reihe von stofflichen Komponenten, die so aneinander gereiht sind, dass bestimmte Eigenschaften auftreten: grüne und braune Farben, längliche und runde Formen, raue und glatte Texturen, harte und weiche Stellen; der Baum ist also eine stoffliche Komposition.

Sofort wird uns klar, dass durch diese materielle Darstellung nicht erschöpft ist, was dieser Baum ist. All diese stofflichen Komponenten bilden nicht nur eine punktuelle Gestalt, sondern sie verbindet ein inneres Prinzip, das Leben. Die verschiedenen Stoffe stehen in einer gewissen Beziehung zueinander, sind so aufeinander eingestellt, dass sie gemeinsam ein lebendiges Ganzes formen. Dieser Bezug hält eine gewisse Zeit als Lebensdauer an, solange nämlich die Bedingungen dafür stimmen. Was dieser Baum ist, nämlich ein lebendiges Ding, wird erst dank dieser zweiten Sichtweise deutlich; die erste „Schicht“ (die stoffliche) wird dadurch nicht falsch, aber erst wenn sie in die zweite Schicht (die lebendige) eingegliedert wird, erkennen wir den Baum als den, der er ist. Bei einem Stein oder einem Kristall wäre das anders; solche Dinge lassen sich scheinbar auf der rein stofflichen Stufe erschöpfend erklären¹.

Das Schichtenmodell als hermeneutischer Schlüssel

So schichten sich die „Stufen der Wirklichkeit“² übereinander. Auf der stofflichen Ebene können stoffliche Vorgänge auf stoffliche Weise beschrieben und stoffliche Dinge so verstanden werden; die bio-psychische Ebene nimmt jene untere Ebene in sich auf, aber es kommen die Eigenschaften

1 Zwar ist dieser Text frei komponiert, doch er entspricht Guardinis Worten an vielerlei Stellen. Siehe dazu zum Beispiel Maria Pelz (Hrsg.), *Romano Guardini. Kontemplation unter Bäumen*, Grünewald – Morcelliana, Mainz – Brescia, 2002.

2 Vgl. Alfons Knoll, *Glaube und Kultur bei Romano Guardini* (Paderborn, München, Wien, Zürich: Schöningh, 1994), 246.

des Lebendigen hinzu. In Guardinis Denken sind uns darüber hinaus geistige Schichten bekannt (das Kulturelle, Geschichtliche und Ethische), welche dem Menschen in seinen geistigen Eigenschaften gerecht werden; sowie die geistliche Ebene, in die das Religiöse, das Übernatürliche und das von der Offenbarung her über Gott Bekannte gehört. Laut diesem Schichtenmodell nimmt die jeweils höhere Ebene die unteren mit auf, setzt in ihnen dabei aber neue Sinntiefen frei. So besteht das Eigentümliche eines lebendigen Dinges nicht nur in dem, was nicht stofflich ist; sondern die Stofflichkeit des Lebendigen gewinnt durch das Lebendige eine neue Qualität. Die qualitativen Ebenen schichten sich also nicht wie Stockwerke übereinander, sondern formen ein „qualitatives Ineinander“.

Guardinis Modell trägt aber noch eine weitere Besonderheit in sich. Kehren wir zum Beispiel des Baumes zurück. Ein Baum etwa ist das anschauliche, durch seine botanischen Eigenschaften bestimmte, zu den verschiedensten Zwecken benutzbare Naturding. Es kann auch bloß empirisch genommen werden, nüchtern und berechnend. Dann ist es aber auch nicht der eigentliche Baum, sondern etwas eingeschränktes, Unvollständiges³.

Um den Baum *vollständig* zu verstehen, bleibt Guardini also nicht auf der Ebene des Biologischen stehen; er beleuchtet ihn auch mit den Mitteln der nächsten Ebene, also der geistig-kulturellen Schicht. Dann erscheint der Baum nicht mehr nur als ein qualitatives Ineinander von Stoff und Lebendigkeit, sondern es mischt sich ein geistiger, ein kultureller Sinn hinzu. Der Blick auf *diesen* Sinn des Baumes erfolgt von der geistig-kulturellen Stufe aus. Von dort entdeckt der Betrachter zum Beispiel, dass der Baum nicht nur ein Biotop, sondern eine richtige Heimstätte für Tiere ist; nicht nur ein wesentliches Glied im Kreislauf der *Umwelt*, sondern ein *Freund* für den Menschen, welcher sich nicht nur seiner Materie als Ressource *bedient*, sondern sich auch durch dessen Formen für seine Kunst, seine Architektur, seine Literatur usw. *inspirieren* lässt.

Nähern wir uns dem Wesen eines Baumes so „von oben“, finden wir einen tieferen Sinn. Der Baum ist dann ein kulturelles Ding. Er hat Wert⁴. Er hat Würde⁵. Er ist

3 Romano Guardini, *Religion und Offenbarung*, 2. Aufl., Unveränd. Nachdr. d. 1. Aufl., Würzburg, Werkbund-Verl., 1958 (Ostfildern: Matthias-Grünewald-Verl., 1990), 33–34 (Kusivierung von mir).

4 „Heute morgen im Englischen Garten gewesen. In dem Teil nach Norden zu. Es war wunderschön, in all dem frischen Grün noch jung vor dem Sommer. Die Wiesen voll Blust, ungemäht. Der Pirol hat gerufen. Welch eine Anwesenheit, solch ein Baum! Er ist allemal eine Welt; geht in die Tiefe hinab, steigt auf, greift in den Raum hinaus. Ist still und lebt“ (Guardini, *Wahrheit des Denkens und Wahrheit des Tuns*, 31).

5 „Schon die Pinien stehen eigentlich nicht ganz im Garten. Sie haben ein inneres Maß, welches macht, daß sie aus ihm herausragen. Die Säulen ihrer Stämme und die Weite ihrer Kronen sind nicht in jenem Innen, das

schön⁶. Sein kultureller Wert entspringt nicht einfach aus seinen stofflichen und biologischen Eigenschaften in der *Umwelt*, sondern ist seiner Rolle in der *Welt* geschuldet; also seinem Bezug zu den anderen Dingen – besonders seinem Bezug zum Menschen. Aus der Perspektive des Menschen wird der Baum zu einem Glied seiner Geschichte.

Der Mensch hebt den Baum auf eine höhere Ebene, die Menschlich-Geistige. Und erst von dieser, im Vergleich zum Baum ja eigentlich höher stehenden Stufe des Menschlichen kann der Baum richtig erfasst werden. Zugespitzt hieße das, „nur wer den Mensch kennt, erkennt den Baum“⁷.

Ja, Guardini kann den Baum sogar noch weiter auf eine geistliche Ebene erheben⁸.

doch jeder Garten bildet. Dann ist aber ein Baum da, der steht überhaupt nicht mehr darin. Es ist eine Zeder. Ich weiß sie mit keinem Baum der deutschen Wälder zu vergleichen; am ehesten noch mit gewissen ganz groß und frei gewachsenen Eichen. Der Stamm steigt wundervoll auf. Am Boden mißt er dreieinhalb Meter im Umfang. Die Zweige gehen unten waagrecht hinaus, eben bis in die letzten Teilungen, von feinen Nadeln besetzt. Je weiter es den Stamm hinaufgeht, desto mehr heben sich die Zweige, und oben läuft der Baum in viele, fast senkrecht hinaufstrebende Arme aus. Ich habe noch nie an einem Baume solche Macht und Anmut zugleich, solche hoheitsvolle Schönheit gesehen. Nun weiß ich, warum es für die heilige Schrift ein Bild von höchster Kraft und Herrlichkeit bedeutet, wenn es sagt, der Gepriesene »rage wie die Zeder vom Libanon«. Dieser Baum ist nicht Freund. Ich mag an ihm vorüber gehen, so oft ich will; wenn der Blick das ungeheure Mal seines Stammes hinaufgleitet, seine Kraft spürt und seine Anmut fühlt, dann kommt die Ehrfurcht. Und das Bewußtsein, daß dieser Baum nicht »im Garten« steht, sondern in einem Raum für sich. In einer Sphäre, wo die großen Dinge sind. Jene, aus denen das Heilige seine Zeichen nimmt, wenn es ihm gefällt, Gewand und Gleichnis aus Bildern der Hoheit zu wählen“ (Romano Guardini, In Spiegel und Gleichnis. Bilder u. Gedanken, 7. Aufl. unveränd. Nachdr. d. 5. Aufl., Guardini, Romano (Mainz: Matth.-Grünewald-V, 1990), 48).

- 6 „Was sehe ich, wenn ich ein Ding ansehe – etwa den Baum da vor mir? Also nicht: was denke ich vor ihm und über ihn mit meinem Verstande, sondern: was sehe ich an ihm mit meinem Auge? Die erste Antwort lautet: ich sehe seine Gestalt; sein in Formen, Farben, Bewegungen bestehendes Ganzes. Was ist das aber? Man antwortet: ein Körper. Nur ein Körper? ja, denn das Auge könne nur Körperliches sehen. Ist das aber wahr? Ist »Form« nur Körper? Sind ein Maßverhältnis, eine Organfunktion, eine Schönheit nur körperlich? Ganz gewiß nicht, sondern auch, und zwar wesentlich, geistig. Aber das Geistige kann man doch nicht sehen? Für sich allein nicht, wohl aber als Bestimmung des Körperlichen. Es steht sogar so, daß man nur das geistig Bestimmte »sehen«, als sinnvoll bestimmte Gegebenheit auffassen kann, während ein bloß Körperliches überhaupt nicht aufgefaßt werden könnte. »Bloße« Materie würde – soweit sie überhaupt etwas wäre – gar nicht zu sinnhafter Gegebenheit gelangen. Das Auge ist kein mechanischer Apparat, zu dessen Ergebnissen der Verstand nachher die begriffliche Deutung gäbe, sondern sein Akt faßt geistig bestimmte Körperlichkeit, im Stofflichen erscheinenden Geist auf. Spiritualismus und Materialismus sind zwei Seiten des gleichen Irrtums, nämlich jenes, den Menschen nicht als geistig-leibliche Einheit zu verstehen“ (Guardini, *Religion und Offenbarung*, 27–28).
- 7 Vgl. Romano Guardini, „Den Menschen erkennt nur, wer von Gott weiß.“ In *Die Annahme seiner selbst. Den Menschen erkennt nur, wer von Gott weiß*. Romano Guardini, hrsg. v. Romano Guardini, 10. Taschenbuchaufl., TOPOS-plus-Taschenbücher 490 (Kevelaer: Verlagsgemeinschaft plus, 2014).
- 8 „Es gibt das Licht des Schönen. Wenn wir vor einem edlen Baum stehen, oder vor weitem, reichem Land, oder vor einem hohen Kunstwerk, dann kann es sein, als ob es auf einmal in uns hell würde: Das ist die Schönheit, die aufschimmert. Sie ist ein holdes, mächtiges Wunder und ein Vorzeichen ewiger Vollendung“ (Predigten zum Kirchenjahr, 153).

Doch genügt irgendein Anlass, und es geschieht die Berührung. Dann ist der Baum plötzlich geheimnishaft da. Indem das geschieht, verschwimmt er nicht im Ungewissen; er wird nicht, wie das für den neuzeitlichen Menschen der Fall sein würde, phantastisch, sondern er behält alle seine Bestimmungen. In diesen wird aber das „Andere“ gegenwärtig; das Göttliche erscheint. Eben dadurch wird er überhaupt erst er selbst; überhaupt erst ganz Baum⁹. Er hat nicht nur die profane, sondern die volle Wirklichkeit. Als solche hat er Macht, die auf den Menschen eindringt und ihn, je nach der Intensität des Erlebens, mit Scheu und Staunen erfüllen, ja ihn überwältigen kann. Das geschieht besonders dann, wenn – Walter F. Otto hat das in seiner Analyse der homerischen Religiosität klassisch dargestellt – ein Ding sich seinem Optimum nähert, ganz reif und klar wird; dann ist es „göttlich“¹⁰.

Der Baum wird so zu einem *Hermeneuma*, zu einem „Urding“¹¹, wie Guardini schreibt. Sein Sinn erschließt sich durch eine Hermeneutik der Dinge, also eine menschliche oder gar religiöse Interpretation der Dinge. Die Dinge nicht nur als kalte Objekte zu sehen, sondern als sinngeladene Wesenheiten: gerade das hat Guardini ausgezeichnet. Der „ganze“ Sinn liegt in der „Summe“ der Schichten, die „qualitativ ineinander“ liegen; und er wird erst richtig gedeutet durch den Blick vom Gipfel ins Tal, von der höheren Ebene zur niedrigeren¹². So zeigt sich das Schichtenmodell als hermeneutischer Schlüssel¹³.

- 9 Man beachte: Guardini interpretiert den göttlichen Schimmer des Baumes nicht als eine Assoziation unseres Geistes, sondern rechnet ihn zum echten und ganzen Baum.
- 10 Guardini, *Religion und Offenbarung*, 34; siehe dazu den Tagebucheintrag vom 10.6.64: „In diesen Tagen beschäftigt mich oft folgender Gedanke: Ich verlange sehr nach Natur-Erkenntnis. Aber nicht naturwissenschaftlicher, sondern nach jener Sinn-tiefe, die sich im Naturgeheimnis andeutet. Diese erschließt sich nur im Religiösen; ich gelangte zur Formulierung: was ein Baum ist, würde erst deutlich, wenn deutlich würde, wie er aus dem Gedanken und der ebenso schöpferischen wie liebenden Macht Gottes hervorgeht. Das geschieht in der Zeitlichkeit nicht, sondern wird erst im ewigen Leben geschehen. Das ewige d.h. aus Gott geschenkte Leben erst wird die – ebenfalls zur Seligkeit gehörende – Erkenntnis von Welt und Zeitgestalt geben. Wie sehr ist das vergessen worden. Ebenso sehr, wie die dazu gehörende Tatsache, daß erst das ewige Leben mir die Erkenntnis geben wird, »wer« ich bin und »was« ich bin – der neue Name auf dem weißen Stein im apokalyptischen Sendbrief an den »Engel von Pergamon« (Guardini, *Wahrheit des Denkens und Wahrheit des Tuns*, 135).
- 11 Guardini, *Wahrheit des Denkens und Wahrheit des Tuns*, 61.
- 12 Vgl. Alfonso López Quintás, *Romano Guardini y la dialéctica de lo viviente: Estudio metodológico* (Madrid: Ediciones Cristianas, 1966), 189.
- 13 Es stellen sich unmittelbar die grundlegenden, philosophischen Fra-



P. Gabriel von Wendt LC, Päpstliches Athenaeum Regina Apostolorum, Rom

Die Gegensatzlehre als hermeneutischer Schlüssel

Ein typischer Text von Guardini könnte auch anders lauten.

Ich stehe vor einem Baum. Wie ist dieser Baum?

Inmitten einer Landschaft, in der vieles sich bewegt, ist der Baum ein statischer Ruhepunkt. Fest steht er seit Jahrhunderten an seinem Platz. Sein hölzerner Bau ist stabile Gestalt, die jedem Sturm gewachsen ist. Doch halt: Ruhe, Festigkeit, Bau, Stabilität – gerade sie sind durch einen Sturm gefährdet. Der starre Ast bricht, wenn er sich nicht vom Wind biegen lässt.

So folgt ein zweiter Blick auf den Baum. Seine Glieder sind in ständiger Schwingung, seine Fasern sind flexibel und dehnbar, weil mit jeder Sekunde ein saftiger Lebensakt durch das Holz pulsiert. Seit Jahrhunderten steht er da, ja, doch keiner seiner Posen glich der vorherigen. Das wunderbare Wesen dieses Baumes ist der langatmige Akt seines Lebens.

So steht der Baum schließlich vor uns als die Einheit zweier Gegensätze: als Bau und als Akt. Wahrlich begreifen – also gedanklich fassen – können wir den Baum weder auf der reinen Spur des Baus, noch auf der reinen Spur des Aktes. Der konkrete Baum ist beides und braucht beides. Sonst – falls nur einer der beiden „Sätze“ des Gegen-Satzes zur Wesenhaftigkeit erhoben und der andere untergeordnet oder gar übergangen wird – geht jede noetische Erfassung des Baumes fehl. Eine treue Erfassung des Baumes muss die Spannung seiner gegensätzlichen Pole wahren.

Die Gegensatzlehre darf ich hier als bekannt voraussetzen¹⁴ und gleich zu dem Schluss kommen, dass auch sie ein hermeneutischer Schlüssel sein kann. Die von Guardini durch den Gegensatz angestrebte Allseitigkeit, ist ihm im Moment des interpretierenden Verstehens natürlich selbst zur Devise geworden Sinn. Der „ganze“ Sinn liegt gemäß der Gegensatzlehre erst in der „Summe“ – besser: Spannung – der Seiten, also in der Einheit von neben- und nacheinander liegenden Polen. Wie das Schichtenmodell ist auch dieser hermeneutische Schlüssel ein Appell, den Sinn in der „Ganzheit“ zu suchen.

Bezug von Schichtenmodell und Gegensatzlehre

Analysieren wir einen dritten Text, diesmal ein tatsächliches Zitat aus Guardinis Ethikvorlesungen.

Wenn ich vor einem Baum stehe, kann ich fragen:

Was ist er wert? Was kann ich mit ihm machen? Was kann ich durch seinen Kauf verdienen? usw. Das ist eine vernünftige Überlegung, wie Forstmann und Holzhändler sie immer machen. Sie kreist um den Vorteil, den dieser Baum für mich haben kann. In ihr denke ich an mich, und an den Baum mit Bezug auf mich...

Ich kann ihn aber auch anders betrachten. So, daß ich zu verstehen suche: seinen Bau, sein Leben, sein Verhältnis zu seiner Umwelt; daß ich seine Schönheit erfahre, die Eigenart dieses Ge-

gen der Hermeneutik: Wird solcher Sinn gefunden oder erdichtet? Sind die Bezüge assoziiert oder vorhanden? Ist der Sinn konstruiert oder gefunden? Guardinis Ansatz besteht hier in seiner Kritik an der ontologischen Reduktion auf die Stofflichkeit. So wie der Vitalismus (Driesch, Simmel, u.a.) die Ontologie des Lebens unterstreichen wollten, will Guardini durch die Thematisierung der höheren Schichten die Ontologie des Menschlichen und des Geistlichen wiederherstellen.

14 Vgl. Romano Guardini, *Der Gegensatz: Versuche zu einer Philosophie des Lebendig-Konkreten*, 4. Aufl. (Mainz: Matthias-Grünewald-Verl., 1998).

bildes da, das sich in die Erde festklammert, in die Höhe ragt, in den Raum hinausgreift, still, bewegungslos und doch lebendig usw. Das ist ein Verhalten, wie wir es beim Botaniker finden, wenn er forscht ... oder bei Mörike, wie er „die schöne Buche“ dichtet ... oder bei Ruysdael, wie er seine Eschenallee malt¹⁵.

In diesen beiden Betrachtungsweisen finden sich die perspektivischen Schichten wieder, von denen bereits die Rede war. Der Blick des Försters sieht im Baum vor allem den stofflichen und biologischen Gegenstand. Der Dichter „versteht“ den Baum von der höheren, geistigen Schicht her. Der Text stammt aus Guardinis Abhandlung über die Begegnung¹⁶; im Folgenden erklärt Guardini, dass nur die zweite Betrachtungsweise zu echter Begegnung führt, in welcher der Mensch sich absichtslos auf sein Gegenüber einlässt. Die erste Betrachtungsweise spiegelt hingegen ein nutzungsgesteuertes Verhältnis wieder, in welchem das Gegenüber objektiviert wird; Guardini nennt dies „die überlegte, geordnete, in Übung und Überwindung durchgeführte Arbeit“¹⁷.

So kommen wir zu einer Wendung im Text, die auf den ersten Blick unbedeutend erscheint, für die theoretische Analyse von Guardinis Denken aber sehr bezeichnend ist.

Die Begegnung wird geschenkt; die Arbeit wird getan. Aus der Begegnung entspringt die *fruchtbare* Einsicht, der *schöpferische* Keim, der Durchbruch von *Neuem*; durch die Arbeit wird das alles in *Gestalt, Ordnung* und *Dauer* übergeführt¹⁸.

Die Gegenüberstellung der Signalwörter „schöpferisch“ und „Ordnung“ lassen uns aufhorchen. Handelt es sich für Guardini hier um einen Gegensatz zwischen Begegnung und Arbeit? In der Tat:

Beides gehört zusammen. Die bloße Begegnung würde das Leben zu einem Abenteuer machen; es würde unstat und dem Augenblick ausgeliefert. Die bloße Arbeit aber würde unfrucht-

15 Romano Guardini, *Ethik: Vorlesungen an der Universität München (1950–1962)*, 1. Aufl., 2 Bde. 1 und 2 (Mainz, Paderborn: Matthias-Grünewald-Verl; Schöningh, 1993), 251–252.

16 Die Identifikation der Betrachtungsweisen mit den Wirklichkeitsstufen wird in diesem Text mehrfach deutlich: „Diese Begegnung kann bloß von meiner Seite herkommen; dann, wenn es sich um ein Ding handelt. Etwa kann ich zum ersten Mal vor eine Quelle kommen; oder ich habe schon früher solche gesehen, habe aber nie darauf geachtet, und nun kommt sie mir in den inneren Blick. Ich werde von der Erscheinung betroffen, daß da etwas – nein, das Wasser und gerade das Wasser, nämlich ‚das Element‘ – aus der Tiefe der Erde heraufkommt. Hinter der geologischen Tatsache, daß sich da unten Wasser ansammelt und es, infolge bestimmter Druckverhältnisse, an die Oberfläche tritt, erscheint das Wesentliche: das Quellen aus der Tiefe, das währende Fließen, das Bestehen im Sich-Schenken; das Geheimnis des Unberührten, noch Unverwendeten – und es wird zum Gleichnis letzter Dinge im Leben. Das ist Begegnung. Sie gibt mir ein Bild, das ich vorher nicht hatte und ohne das es kein letztes Verständnis des Daseins gibt – denn man kann wirklich nicht verstehen, was das ist, wenn man nicht weiß, was ‚Quelle‘ ist ... So kann ich immerfort Dingen begegnen: einem Baum und in ihm ‚dem Baum‘ überhaupt; der Blume, dem Wind, dem Raubtier, dem Vogel – sowohl dem kleinen, flinken, wie dem eigentlichen, richtigen, der Bezug zum großen Raum hat – und so fort. Daraus entspringt das Philosophieren. Die philosophische Meditation vertieft es. Die Arbeit ordnet es ein. Je lebendiger ein Mensch, je ursprünglicher sein Weltverhältnis ist, desto häufiger ereignet sich bei ihm Begegnung, und desto länger hält die Fähigkeit dazu bis in sein Alter hin an. Der Widerspruch zu dieser Fähigkeit sind Gewohnheit, Gleichgültigkeit, Blasiertheit“ (ebd., 244–245).

17 Ebd., 249.

18 Ebd.

bar bleiben; alles würde gewohnt werden, abgenutzt, „alt“. Das Dasein würde ins System gezwungen. Die Freude wie die Erschütterungen gingen verloren. Und die Frömmigkeit. Sagen wir besser: ein wichtiges Element in der Frömmigkeit¹⁹.

Arbeit und Begegnung lassen sich hier nicht nur auf zwei Wirklichkeitsschichten zurückführen, sondern auch auf einen Gegensatz. Die Arbeit behandelt den Baum in seiner Stofflichkeit und Biologie; die dichterische oder philosophische Begegnung behandelt den Baum in seiner Geistigkeit – ja, mitunter sogar in seiner geistlichen Dimension²⁰.

Dass Guardini hier Arbeit und Begegnung als Gegensätze darstellt, führt zu drei Konsequenzen:

a) Vordergründlich bewegt Guardini uns zu der Einsicht, dass keine der Betrachtungsweisen dem Objekt „Baum“ gerecht wird, wenn sie die jeweils andere ausschließt. In der Tat wird in der Haltung des Försters immer wenigstens ein Mindestmaß an geistiger Wertschätzung des Baumes vorhanden sein – sonst wird seine Arbeit zum stumpfen Verarbeiten von Rohstoffen ohne kulturellen und geistigen Wert; andererseits wird eine geistige Begegnung mit dem Baum phantastisch oder romantisch, wenn nicht wenigstens ein Mindestmaß an materieller und praktischer Einsicht mitschwingt.

b) Hinsichtlich unserer Thematik müssen wir die hermeneutischen Summen der Schichten- und der Gegensatzlehren zu einer größeren Einheit summieren. Um den Sinn des konkreten „Baumes“ zu finden, müssen wir die auf den jeweiligen Schichten basierenden Erkenntnisse anscheinend zueinander in gegensätzlichen Bezug setzen.

c) Im Hintergrund stellt sich dadurch die theoretische Frage, auf die Alfons Knoll aufmerksam gemacht hat²¹: In welchem Verhältnis stehen das Schichtenmodell und die Gegensatzlehre zueinander? Kann man die Schichten, die ausdrücklich auf verschiedenen qualitativen Ebenen liegen, wirklich in ein Gegensatzverhältnis stellen? Oder widerspricht sich Guardini hier?

Vereinbarkeit von Schichtenmodell und Gegensatzlehre

Im Folgenden will ich kurz vier Positionen zur Vereinbarkeit der Gegensatzlehre mit dem Schichtenmodell nennen:

a) Unvereinbarkeit

In seiner Dissertation über *Glaube und Kultur bei Romano Guardini*, die als Meilenstein in der Guardini-Forschung gelten kann, hat Alfons Knoll vermerkt, dass die Schichten nicht einfach als gegensätzliche Pole aufgefasst werden können, weil sie anderen qualitativen Stufen angehören. Er fragt sich, ob die

19 Guardini, *Ethik*, 249.

20 „Denn in der Begegnung tritt nicht nur das Wesenhafte und Einmalige, sondern auch das Geheimnis hervor. Wie Sokrates und Phaidros am Ilissos sitzen, und jener in der Ergriffenheit der Stunde über den Eros spricht, wird auf einmal die Platane, unter welcher sie sitzen, zur Dryade. Die Nymphe ist keine allegorische Figur, die zum Baum hinzukäme und ihn von außen her bezeichnete; vielmehr die Tatsache, daß der Baum sich auf einmal aus dem Unnennbaren heraus erschließt und nun recht eigentlich er selber ist. Er ist ein wirklicher Baum. Einer hat ihn gepflanzt; ein Anderer kann ihn umhauen und als Brennholz verkaufen: in diesem Augenblick aber wird er zum Geschenk. Er schenkt sich selbst. Es schenkt sich in ihm“ (Ebd., 250).

21 Siehe Knoll, *Glaube und Kultur bei Romano Guardini*, 81.137.209f.

beiden Lehren im Gesamtwerk Guardinis im Grunde *nicht* miteinander vereinbar seien.

Knoll nennt die Gegensatzlehre eine „wichtige Station“²² in Guardinis Schaffenswerk und rechnet sie „zu den ‚Anfängen‘ von Guardinis Denken“²³. Er suggeriert, dass der Lehre in späteren Werken keine entscheidende Rolle mehr zukam. Die Anwendung der „so ausführlich erarbeiteten Denkstruktur auf anthropologische Phänomene“ sei Guardini nach 1925 nicht mehr gelungen. Knoll spricht gar von einer „Korrektur“²⁴ in der Entwicklung von Guardinis Denken nach 1925. Als Grund scheint er anzuführen, dass sich die Gegensatzlehre nicht mit jenen Strukturprinzipien deckt, die später eine große Rolle in Guardinis Philosophie spielten, nämlich dem „Ausdruck“ und dem „Zueinander von ‚Innen‘ und ‚Außen“²⁵; hinter diesen Prinzipien steht aber das Schichtenmodell. Dieser Darstellung gemäß könnte man darauf schließen, dass der Gegensatzlehre keine konsistente – kontinuierliche und widerspruchsfreie – Nutzung in Guardinis Werk zukommt und im Einzelfall gar zu „Unklarheiten“²⁶ führt.

b) Parallelität

Allerdings lässt sich entgegen dieser Annahme durchaus belegen, dass Guardini die Gegensatzlehre auch nach 1925 konstant und konsistent genutzt hat. Selbst wenn die Lehren sich nicht ineinander integrieren ließen, muss dies noch keine Unvereinbarkeit bedeuten. Die meisten Forscher behandeln Schichtenlehre und Gegensatzlehre so unabhängig voneinander im Laufe von Guardinis gesamten Werk; es sind verschiedene Ansätze, die parallel zueinander bestehen können; wenn sie sich vereinzelt kreuzen, widersprechen sie sich nicht²⁷. Gerade als hermeneutische Schlüssel können sie dazu dienen, unterschiedliche Fragestellungen zu beantworten oder Sinniefen zu erschließen²⁸. Was stünde beispielsweise der Annahme entgegen, dass ein Gegensatz, der auf einer gewissen Schicht besteht, sich analog auf einer jeweils höheren (oder tieferen) Schicht wiederholt?

c) Vereinbarkeit

Alfonso López Quintás sieht die Lehren als miteinander vereinbar an. In seinem Kommentar zu „Anthropologie und Dialektik“²⁹ knüpft er an eine Stelle aus *Der Mensch* an³⁰. Hier bespricht Guardini den Gegensatz zwischen Mannigfaltigkeit und Ganzheit des menschlichen Daseins. Die Vielfalt der

22 Ebd., 81.

23 Ebd.

24 Ebd.. Wenn Knoll wenig später von „einer gewissen Korrektur der früheren Gedanken“ (ebd., 83) zur Gegensatzidee vor 1925 spricht, ist ihm nicht zu widersprechen. Denn Guardini hat in seinem Gegensatzbuch von 1925 in der Tat Verschiedenes gegenüber seiner ersten Veröffentlichung der Gegensatzidee von 1914 korrigiert (vgl. Romano Guardini, „Gegensatz und Gegensätze.“ 1914).

25 Knoll, *Glaube und Kultur bei Romano Guardini*, 210 (Fußnote).

26 Ebd., 209.

27 “Conformemente alla sua teoria polare Guardini vede l'essenza dell'uomo, del concreto vivente, nell'unità tra polarità diverse” (Massimo Borghesi, „Introduzione.“ In *Luomo: Fondamenti di una antropologia cristiana*, hrsg. v. Massimo Borghesi, prima edizione, Opera omnia III/2 (Brescia: Morcelliana, 2009), 51).

28 Von hier ließe sich auf Gadammers Appell verweisen, zur gelungenen Hermeneutik eine Gesprächsgrundlage durch geteilte Fragestellungen herzustellen. Je nach der Fragestellung könnte in Guardinis Denken daher entweder der eine oder der andere Schlüssel verwendet werden.

29 Vgl. López Quintás, *Romano Guardini y la dialéctica de lo viviente*, 188–191.

30 Romano Guardini, *Der Mensch. Grundzüge einer christlichen Anthropologie*, ANA 342, Archiv der Katholischen Akademie in Bayern, 1969f.

Schichten stehen dort in gegensätzlichem Verhältnis zur Einheit des Menschen.

d) Integration

Mir selbst scheint es durchaus möglich, die beiden Lehren auf Grundlage von Guardinis eigenen Ausführungen ineinander zu integrieren. Dazu muss zunächst – mit Knoll – unterstrichen werden, dass die reinen Qualitäten der einzelnen Schichten in der Tat in keinem Gegensatzverhältnis stehen können, da sie „wertmäßig [nicht] völlig gleichrangig“³¹ sind. Nun bedeutet aber das qualitative Ineinander der konkreten, geschichteten Wirklichkeit eben nicht, dass diese Qualitäten einander rein gegenüberstehen; vielmehr ist die jeweils untere Schicht durch die obere qualitativ „erhoben“. Und so darf nicht danach gefragt werden, welchen Bezug die abstrakten Begriffe der Qualitäten zueinander haben, sondern wie sie in der konkreten und lebendigen Wirklichkeit zueinanderstehen, in der sie als ein Ganzes vorkommen. Die Stofflichkeit einer Pflanze ist qualitativ eben genau *nicht* als tote Stofflichkeit aufzufassen, sondern als lebendige – und als solche ist sie „wertmäßig völlig gleichrangig“ mit den biologischen Eigenschaften.

Der theoretische Berührungspunkt zwischen Schichtenmodell und Gegensatzlehre sind die transempirischen Gegensätze. Die Pole „Innen und Außen“ scheinen sich doch durch die Schichten hindurch zu strecken.

Die Vorgänge des Wachstums der Pflanze – im Gegensatz zum Größerwerden eines Kristalls, das sich durch äußeres Anfügen vollzieht – erscheinen als ein Hervorgehen aus einer produktiven Mitte, das heißt, einem Innenbereich, in die sinnlich erfassbare Gegebenheit. Ihr Werden und Sich-Behaupten spielt zwischen seinem organischen Zentrum einerseits und der Umwelt andererseits ... Im Tier wird der Vorgang evident, weil hier das psychische Moment einsetzt. Das Tier nimmt durch seine Sinnesorgane Dinge und Vorgänge der Außenwelt in sich auf und antwortet auf sie durch Initiativen: Abwehr, Angriff, Flucht. Man kann auch umgekehrt sagen, dass es selbst Initiative hat: Hunger, Schutzbedürfnis, Fortpflanzungstrieb, und sie am äußerlich Gegebenen auswirkt. Nehmen wir die Vorgänge des Gedächtnisses und des Lernens hinzu, dann zeigt sich der Bereich des Innerlichen noch klarer³².

Das Beispiel, an dem Guardini diese Frage aufs Genaueste durchexerziert ist der Bezug von Leib und Seele im Menschen. Solange von Körper und Geist die Rede ist, kann es *nicht* um einen gegensätzlichen Bezug gehen³³. Guardini bespricht diesen Bezug unter anderem in den Ethikvorlesungen. Dabei ist sein hauptsächliches Anliegen, jenes dualistische Bild zu überwinden, das die körperliche und geistige Erscheinungsweisen des Menschen scharf in zwei Reiche auftrennt. Hierbei bedient er sich der Prinzipien der Gegensatzlehre. „Bloße Körperlichkeit“ wie ‚bloße Geistigkeit‘ [sind] Grenzwerte [...], die aus

dem Bereich des Menschlichen hinausführen. Sie sind Formen der Unmöglichkeit“³⁴. Im Menschen stehen die Körperlichkeit und der Geist in einem Gegensatzverhältnis zueinander. Alles Körperliche im Menschen beinhaltet immer ein Mindestmaß an Durchgeistigung. Andersherum gibt es im Menschen das „bloß Geistige“ nicht; vielmehr gehört immer eine, wenn auch noch so minimale, physische Dimension zu den menschlichen Geistesakten. „Ich weiß im Menschen von keinem ‚rein geistigen‘ Akt. Alles, was ich vorfinde, ist von vornherein und konstitutiv geistlich, das heißt, menschlich“³⁵.

Wir stehen hier vor einer weiteren Anwendung der Schichtenlehre, also der Durchgeistigung der vitalen Schicht seitens der höheren Schicht des Geistes, bzw. der Verleiblichung dieses Geistes in der niedrigeren Schicht des Vitalen.

Der Mensch ist weder bloß biologischer Körper, noch bloßer Geist. Das Wesen des Menschen ist das Menschliche. Man kann nicht sagen: Der Mensch ist eine besondere Stufe des Biologischen – aber auch nicht: Der Mensch ist das Geistige. [...] Man kann nur sagen: Der Mensch ist Mensch³⁶.

In diesem Gegensatzverhältnis ist der menschliche Körper also entscheidend vom Geist durchdrungen, geprägt und mitkonstituiert. Guardini nennt ihn in diesem Sinn „Leib“. Nur in Bezug zur Geistseele wird der Körper zum Leib; nur im Bezug zum Leib wird der Geist zur Geistseele.

Anwendung der Prinzipien auf Guardinis literarische Hermeneutik

Die Frage nach der Beziehung und möglichen Integration der beiden Lehren bleibt schwierig. Anhand von Guardinis Text über den *Sinn des Hölderlinschen Geschichtsgedankens* wollen wir untersuchen, wie sich die beiden Modelle als „hermeneutische Schlüssel“ verhalten. Guardini hat diesen Text 1935 in den *Schildgenossen* veröffentlicht und im *Hölderlinbuch* (1958) erneut vorgelegt.

Guardini kommentiert „den Sinn des Hölderlinschen Geschichtsgedankens“ im „zweiten Kreis“ des Buches und postuliert, dass darin „vom innerlich bereiten Leser“³⁷ ein eschatologischer Sinn der Geschichte empfunden werden kann³⁸. Er nennt eine Reihe von Ausdrucksweisen, in denen Hölderlin eine geistliche Fülle in der Geschichte „prophzeit“: „Alles Leben wird göttlichen Sinnes voll; Irdisches und Himmlisches verbinden sich; Menschen und Götter feiern ihr Brautfest; alles wird von Frieden und Schönheit erfüllt; alles vom Geiste durchströmt“³⁹. Guardini interpretiert dies weder als tatsächliche Endzeiterwartung noch als romantische Sehnsucht, sondern als eine Phase des Daseins, in welcher das Ewige „in die Zeit kommen [will]; als geheimnishaft Sinnfülle, in welcher jeder Konflikt sich löst,

31 Knoll, *Glaube und Kultur bei Romano Guardini*, 209.

32 Romano Guardini, *Die Existenz des Christen*, 1. Aufl., Werke / Romano Guardini (Mainz: Matthias-Grünwald, 2015), 362–363.

33 In diesem Sinn ist folgende Aussage zu verstehen: „Was aber Geist und Materie angeht, so ist auch ihr Verhältnis nicht das der Polarität, sondern einer Verschiedenheit der Bereiche; einer Wirklichkeitsschichtung. Ihre Einheit im Menschen hat einen anderen Charakter als den der Pole. ‚Pole‘ stehen im gleichen Bereich. Sie bedingen dessen Struktur; sind einander gegenübergeordnet, verschiedenartig, aber gleichwertig. Geist und Materie hingegen stehen im Verhältnis der Über- und Unterordnung und haben verschiedenen Wertrang“ (Guardini, *Ethik*, 77).

34 Ebd., 181.

35 Guardini, *Der Gegensatz*, 129.

36 Guardini, *Der Mensch. Grundzüge einer christlichen Anthropologie*, 274; Siehe auch Guardinis Entwurf *Elemente der menschlichen Existenz*, XI, in Juan G. Ascencio und Gabriel von Wendt, „Elementos de la Existencia humana: Traducción de un esbozo inédito de Romano Guardini.“ *Alpha Omega* 18, Nr. 1 (2015), 178.

37 Romano Guardini, *Hölderlin: Weltbild und Frömmigkeit* (München: Kösel, 1955), 184.

38 Er fordert also zu einer Interpretation auf, die *nach Sinn sucht*.

39 Ebd., 185.

jedes Fragen erlischt, und jedes Bedürfen gesättigt wird⁴⁰. So nutzt Guardini die Schichtenlehre als hermeneutischen Schlüssel; er interpretiert Hölderlins „Prophetie“⁴¹ als eine Sehnsucht, den Sinn des Irdischen von einer höheren Stufe, also dem Überirdischen her freizulegen, ohne die unteren Stufen dabei aufzulösen oder aufzuheben.

Dieses Nicht-Irdische tritt ins Irdische, dieses Ewige ins Zeitliche ein – doch so, dass das Irdische weiterhin irdisch bleibt, und das Zeitliche weiterhin zeitlich. Das heißt aber, dass Geschichte und Nicht-Geschichte, Erde und Himmel, eschatologische Verwaltung und Fortgang des Daseins in Einem sein werden.

Es handelt sich also um den Versuch, die Geschichte über sie selbst hinauszuhoben und doch als Geschichte zu erhalten; die Überschreitung des Diesseits zu vollziehen, aber so, dass die Einheit mit der Erde bleibt; die Ewigkeit zu gewinnen, aber nicht als Aufhebung der Zeit, sondern als Charakter des zeitlichen Daseins selbst⁴².

Es liegt klar zutage, dass Guardini die Geschichte hier – durch Hölderlins Linse – als eine Wirklichkeit auffasst, die nicht nur von der geistigen Stufe her betrachtet werden kann (als zeitliche und irdische Kulturgeschichte), sondern auch von der geistlichen Stufe (als religiöse und mystische Verwirklichung von ewigem Wert).

Lesen wir im Text weiter, stoßen wir auf Signalwörter der Gegensatzlehre:

Damit verändert sich freilich notwendig der Begriff der Ewigkeit selbst. Sie, die ihrem Wesen nach die Seinsweise des selbstherrlichen und heiligen Gottes ist, wird zum dialektischen Gegenpol der Zeit und damit zu einem Moment des Welt-daseins. Ebenso verändert sich auch der Begriff der Zeit; denn sie, die ihrem Wesen nach geschaffen ist, »im Angesichte der Ewigkeit«, von ihr abhängig und aus ihr ihren Sinn empfangend, dahinzugehen, wird zum ebenbürtigen Gegenspiel dieser Ewigkeit und fähig, mit ihr in die Einheit einer neuen Existenzform einzugehen. In Wahrheit verlieren Ewigkeit sowohl wie Zeit ihren Charakter – das Wort im strengen Sinne der Eindeutigkeit und Verantwortbarkeit genommen⁴³.

Guardini erkennt in Hölderlins Geschichtsbild also nicht nur einen geschichteten Bezug zwischen Zeit und Ewigkeit, sondern auch eine polare Stellung zwischen beiden. Ich will vorwegnehmen, dass Guardini diese Polarstellung sogleich kritisieren wird. Doch zunächst geht er den Gedanken mit und beschreibt, wie Hölderlins Polarität dazu führt, dass Zeit nicht mehr rein zeitlich und Ewigkeit nicht mehr rein ewig sind; im polaren Bezug nehmen beide neuen Charakter an. Die Zeit wird „emporgehoben“, die Ewigkeit dabei aber „verweltlicht“⁴⁴. „Wie Gott [bei Hölderlin] zu einem Element der Welt, so soll die Ewigkeit zu einem Element der Geschichte werden“⁴⁵.

40 Ebd., 186.

41 Vgl. Guardini, *Hölderlin*, 185.

42 Ebd., 188.

43 Ebd. (Kursivierung von mir).

44 Vgl. Guardini, *Hölderlin*, 566.

45 Ebd., 189. Diese Einweltlichung (also Reduktion einer geistlichen Wirklichkeit auf eine kulturell-geistige) äußert sich schon dadurch, dass die „Ewigkeit“, von der Guardini spricht, bei Hölderlin schlicht „Griechenland“ heißt: „das mystische Griechenland, Hölderlins Reich Gottes“ (Guardini, *Hölderlin*, 543).

Für Guardini selbst ist klar, dass die Ewigkeit „im strengen Sinne der Eindeutigkeit“ nicht im Gegensatz zur Zeit steht, sondern auf einer höheren Stufe der Wirklichkeit liegt. Es ist für Guardini nicht zulässig, die verschiedenen Schichten *als solche* einfach polar nebeneinanderzuhalten. So wie – im obigen Beispiel von Leib und Seele – Geist *als solcher* nicht der Materie bedarf, um Geist zu sein, braucht Ewigkeit die Zeit nicht, um ewig zu sein.

Gleichzeitig geht es Guardini in der Gegensatzlehre aber auch gar nicht darum, Begriffe (wie „Zeit“ oder „Ewigkeit“) in ihrer strengen Eindeutigkeit einander zuzuordnen; vielmehr geht es ihm um die Betrachtung des Lebendig-Konkreten. In der konkreten Geschichte kommen Zeit und Ewigkeit – auch für Guardini – durchaus „nebeneinander“ vor. Obwohl Zeit und Ewigkeit *ihrem Begriff und Wesen* nach nicht polar zueinander stehen, können sie *in der konkreten Geschichte* durchaus polar aufeinander wirken; eben nicht länger als „reine Ewigkeit“ und „reine Zeitlichkeit“, sondern in einem veränderten Sinn.

Zwei Hinweise weisen unserer Interpretation den weiteren Weg:

Zunächst darf – gemäß der Schichtenlehre – die Ewigkeit nicht so „in Welt und Geschichte hereingeholt werden“, dass die obere Schicht auf die untere reduziert und somit „von unten“ verstanden werden soll. Wie gerade im letzten Teil des Hölderlinbuches deutlich wird, zieht Hölderlin Christus letztlich ins Immanente, statt das Menschliche durch Christus ins Transzendente emporzuheben.

Guardini schätzt an Hölderlin, dass er auf der *geistigen* Ebene die Spuren des *Geistlichen* erkennt und mit ihnen ringt; doch weiß er auch, dass sich der Dichter nicht auf die höhere Stufe schwingt, um vom Glauben her zu sehen. So wie der Anthropologe in der menschlichen Hand die Spuren einer höheren – in diesem Fall einer geistigen – Ebene erkennen kann; aber den menschlichen Geist nicht allein dadurch erschöpfend versteht, dass er seinen stofflichen und biologischen Niederschlag – also die Hand – untersucht; so kann auch der Dichter die Schicht des *Geistlichen* immer nur ansatzweise streifen, solange er nicht über die *geistig-kulturelle* Ebene emporsteigt.

Ferner darf das Göttliche – gemäß der Gegensatzlehre – grundsätzlich nicht auf einen Gegenpol der Welt oder Natur reduziert werden⁴⁶. Das bedeutet jedoch nicht, dass das Göttliche nicht die existentielle Rolle eines Gegenpols in konkreten Situationen einnehmen kann⁴⁷. Eine solche konkrete Situation ist aber die menschliche Geschichte. Guardini hat selbst einen Versuch vorgelegt, die Beziehung von Zeit und Ewigkeit in dieser konkreten Geschichte zu erklären – und er scheint sie dabei in eine polare Stellung zu setzen:

Was heißt Mensch sein in seinem tiefsten Sinn? Mensch sein bedeutet, [...] sich vergänglich fühlen, aber ins Ewige streben; der Zeit verhaftet sein, aber Nachbar der Ewigkeit, von begrenzter Kraft, und doch entschlossen zu Taten von ewigem Wert. Daß keiner dieser beiden Wesenszüge verschleiert sei, sondern jeder bejaht und ausgereift; daß sie einander nicht zerstören oder ins Maßlose treiben, sondern zu klarer Einheit verschmelzen, die voll

46 Dies tut Hölderlin: „Das Göttliche ist ein Moment in der Natur; ihre überall vorhandene ‚andere Seite‘; das an jeder Stelle deutlich werden-den Un-Irdische, das doch ganz zur Welt gehört“ (Guardini, *Hölderlin*, 568–569).

47 Vgl. Ascencio und Wendt, „Elementos de la Existencia humana“, 173.



innerer Spannung ist und doch geschlossen, gefährdet, aber voll Zuversicht, unbegrenzt, aber ins Unendliche gerichtet – das ist volles Menschentum. Und so viel ist einer Mensch, als er wissend, wollend, und freudig bereit als begrenztes Wesen lebt, in der Zeit, im Wandel, in den tausend Bildungen des Daseins – zugleich aber darum ringt, in die Ewigkeit, in die Unendlichkeit, in die Verklärung durchzudringen. So viel ist einer Mensch, als er diese beiden Wesenszüge wahrhaft und demütig vereint. Das ist des Menschlichen unaussprechlicher Zauber, ein Geheimnis voller Schmerz, voll Kraft, voll Sehnsucht und Zuversicht⁴⁸.

Kann hierin eine Alternative zu Hölderlins Modell gesehen werden? Guardini spricht hier von jener Weise des geschichtlichen Lebens, welche die Kirche dem Menschen ermöglicht. Der Bezug von Zeit und Ewigkeit führt in der Kirche nicht dazu, die Ewigkeit zu verweltlichen, sondern die Zeit zu heiligen. Die untere, natürliche Schicht wird von der oberen, gnadenvollen Schicht er-hoben und nicht auf-gehoben. Die konkrete Wirklichkeit der menschlichen Geschichte in der Kirche vergegenwärtigt Ewig-Geistliches – etwa so wie im menschlichen Leib Geistiges verkörpert bzw. verleiht wird⁴⁹. Stoff und Geist sind *eigentlich* nicht

polar aufeinander hin geordnet; im konkreten Menschen sind sie aber *tatsächlich* vereinigt, was zu jener eigenartigen Spannung des Gegensatzes führt⁵⁰.

Ebenso sind das Menschlich-Irdische und das Göttlich-Ewige *eigentlich* nicht polar aufeinander hin geordnet; in der konkreten Geschichte sind sie – durch die Inkarnation und die Begründung des Reiches Gottes⁵¹ – aber *tatsächlich* vereinigt worden, was wiederum zur eigenartigen Spannung des Gegensatzes führt.

Ob diese Unterscheidung zwischen dem „Eigentlichen“ und dem „Tatsächlichen“ genügt, um die Frage zu beantworten, ob und wie eine polare Stellung der verschiedenen Schichten zueinander zulässig ist, bleibt dahingestellt. So viel können wir aber zweifellos festhalten: *Wenn* eine solche Polarität vorkommen sollte, muss darauf geachtet werden, dass eine Wirklichkeit nicht auf eine jeweils tiefere Schicht „reduziert“ wird. Und *wenn* eine solche Polarität vorkommen sollte, dann nur als lebendiger und konkreter Fall, nicht im Sinne einer „reinen“ Gegenüberstellung des Geistigen und Geistlichen als solchem. ■

48 Romano Guardini, *Vom Sinn der Kirche. Die Kirche des Herrn*, 5. Aufl., unveränd. Nachdr. der 4. Aufl., Werke (Mainz: Matthias-Grünwald-Verl., 1990), 57–58.

49 Man beachte hier die analogen Strukturen der Einheit von Leib und Seele im Verhältnis zur inkarnatorischen Einheit von Gottheit und Menschheit in Christus und seinem Leib, der Kirche.

50 „Dieser steht zum Körper einerseits im Verhältnis einer bis zur Möglichkeit des Konflikts gehenden Unterscheidung, andererseits in einer Einheit, die beide Elemente, den menschlichen Geist sowohl die den menschlichen Körper erst ganz zu dem werden läßt, was sie sind“ (Ascencio und Wendt, „Elementos de la Existencia humana“, 173).

51 Dieses Reich Gottes ist für Guardini dezidiert nicht bloß das „mystische Griechenland“ Hölderlins.

Literaturverzeichnis

Ascencio, Juan G. und Gabriel von Wendt. *Elementos de la Existencia humana: Traducción de un esbozo inédito de Romano Guardini*. Alpha Omega 18, Nr. 1 (2015): 167–180.

Borghesi, Massimo. *Introduzione*. In *L'uomo: Fondamenti di una antropologia cristiana*. Hrsg. von Massimo Borghesi. prima edizione, 7–72. Opera omnia III/2. Brescia: Morcelliana, 2009.

Guardini, Romano. *Der Mensch. Grundzüge einer christlichen Anthropologie*. Archiv der Katholischen Akademie in Bayern.

Guardini, Romano. *Gegensatz und Gegensätze: Entwurf eines Systems der Typenlehre*. Freiburg i. Br.: Caritas-Druckerei, 1914.

Guardini, Romano. *Hölderlin: Weltbild und Frömmigkeit*. München: Kösel, 1955.

Guardini, Romano. *Wahrheit des Denkens und Wahrheit des Tuns: Notizen*

und Texte 1942–1964; aus Nachgelassenen Aufzeichnungen. 4. Aufl. Hrsg. von Felix Messerschmid. Paderborn: Schöningh, 1985.

Guardini, Romano. *In Spiegel und Gleichnis. Bilder u. Gedanken*. 1932. 7. Aufl. unveränd. Nachdr. d. 5. Aufl. Guardini, Romano. Mainz: Matth.-Grünwald-Verlag, 1990.

Guardini, Romano. *Religion und Offenbarung*. 2. Aufl., Unveränd. Nachdr. d. 1. Aufl., Würzburg, Werkbund-Verl., 1958. Ostfildern: Matthias-Grünwald-Verl., 1990.

Guardini, Romano. *Vom Sinn der Kirche. Die Kirche des Herrn*. 1922. 5. Aufl., unveränd. Nachdr. der 4. Aufl. Werke. Mainz: Matthias-Grünwald-Verl., 1990.

Guardini, Romano. *Ethik: Vorlesungen an der Universität München (1950–1962)*. 1. Aufl. 2 Bde. 1 und 2. Mainz, Paderborn: Matthias-Grünwald-Verl; Schöningh, 1993.

Guardini, Romano. *Der Gegensatz: Versuche zu einer Philosophie des Le-*

bendig-Konkreten. 1925. 4. Aufl. Mainz: Matthias-Grünwald-Verl., 1998.

Guardini, Romano. „*Den Menschen erkennt nur, wer von Gott weiß*.“ in *Die Annahme seiner selbst. Den Menschen erkennt nur, wer von Gott weiß*. Hrsg. von Romano Guardini. 10. Taschenbuchaufl. TOPOS-plus-Taschenbücher 490. Kevelaer: Verlagsgemeinschaft topos plus, 2014.

Guardini, Romano. *Die Existenz des Christen*. 1. Aufl. Werke / Romano Guardini. Mainz: Matthias-Grünwald, 2015.

Knoll, Alfons. *Glaube und Kultur bei Romano Guardini*. Paderborn, München, Wien, Zürich: Schöningh, 1994.

López Quintás, Alfonso. *Romano Guardini y la dialéctica de lo viviente: Estudio metodológico*. Madrid: Ediciones Cristianas, 1966.

Pelz, Maria (Hrsg), Romano Guardini. *Kontemplation unter Bäumen*. Grünwald – Morcelliana, Mainz – Brescia, 2002.